

HISTORISCHE BEITRÄGE

ZENTRUM, PERIPHERIE UND „BARBAREN“ IN DER URGESCHICHTE UND DER ALTEN GESCHICHTE

Gerhard Dobesch

1. Grundsätzliches – 12
2. Zentrum – 13
 - 2.1 Zu Wesen und Funktion – 13
 - 2.2 „Schizophrenie“ auseinanderklaffender Realitäten – 15
 - 2.3 Einige weitere Arten von Zentrum – 16
 - 2.4 Mobiles Zentrum – 18
 - 2.5 Begegnung von Zentren; Gegenwelten und Gegenzentren; kulturelle Autonomie – 18
 - 2.6 Polyzentrismus – 19
 - 2.6.1 Das *regnum Noricum* als alternatives Modell – 22
 - 2.6.2 Keltische Oppida als Zentren? – 22
 - 2.7 Systole, Diastole und Ethnogenese – 25
 - 2.8 Gegenbewegungen gegen den Polyzentrismus; Hegemonie und Protasie – 27
 - 2.9 Monozentrik – 31
 - 2.10 Einige weitere Modelle – 33
 - 2.11 Subjektivismen – 34
3. Peripherie – 34
 - 3.1 Haupttypen und spezielle Phänomene – 34
 - 3.2 Ausstrahlung – 35
 - 3.3 Innere Peripherien – 37
 - 3.4 Äußere Peripherien – 38
 - 3.4.1 Verschiedene Modelle – 38
 - 3.4.2 Überlappende Peripherien und Klientel – 40
 - 3.4.3 Draußenhalten und die Germanen Roms – 41
 - 3.4.4 Ideologien im Mediterraneum und bei Kelten wie Germanen – 43
 - 3.4.5 Raubzüge, Beute, Abenteuer bei Kelten und Germanen – 44
4. Umkehrung – 49
5. Soziale Zentren, soziale Peripherien – 49
6. Peripherisierung und Ende – 52
7. Nachbarschaft/Konfinität – 52
8. Kulturtransfer: von der Akkulturation bis zur Dekulturation oder der Verweigerung – 54
 - 8.1 Kulturtransfer – 54
 - 8.2 Akkulturation – 54
 - 8.3 Mischung – 56
 - 8.4 Konkulturation – 56
 - 8.5 Integration – 56
 - 8.6 Multikulturalität – 57

- 8.7 Inkulturation – 57
- 8.8 Antikulturation – 57
- 8.9 Assimilation und Dissimilation – 57
- 8.10 Rom, Romanisierung und Romanen – 57
- 8.11 Dekulturation – 59
 - 8.11.1 Grundsätzliches und bezeichnende Beispiele – 59
 - 8.11.2 Proletariat und „Barbarisierung“ – 60
 - 8.11.3 Verweigerung (Repulsion), auch speziell bei „Barbaren“ – 61
- 9. Die Probe auf das Exempel: antike Kelten – 63
 - 9.1 Vorkeltisches – 63
 - 9.2 Das Werden der La-Tène-Kelten – 65
 - 9.3 La-Tène-Kunst – 66
 - 9.4 Einige weitere Besonderheiten der La-Tène-Kultur – 71
 - 9.5 Ausbreitung der La-Tène-Kelten – 71
 - 9.6 Weitere Auseinandersetzungen mit dem Süden – 74
 - 9.6.1 Oberitalien und Galater – 74
 - 9.6.2 Das keltische Europa und Rom; Politik und Handel – 75
 - 9.6.3 Die Gallia Narbonensis – 77
 - 9.6.4 Das große Gallien bleibt frei – 77
 - 9.6.5 Romanisierung in der Gallia Narbonensis; Pompeius Trogus – 78
 - 9.6.6 Kurze Vorschau: die caesarische Eroberung Galliens – 80
 - 9.6.7 Kulturelles und politisches Leben im vorcaesarischen Gallien; Spätlatène? – 80
 - 9.6.7.1 Kulturelle Autonomie und „Verweigerung“ – 80
 - 9.6.7.2 Intensität des Lebens – 81
 - 9.6.7.3 Die Druiden – 81
 - 9.6.7.4 Militärwesen; soziales Problem – 83
 - 9.6.7.5 Politische Labilität – 83
 - 9.6.7.6 Die Rolle der Städte – 84
 - 9.6.7.7 Die Schrift? – 85
 - 9.6.7.8 Tapferkeit und gallisches Selbstwertgefühl – 86
 - 9.6.7.9 Die Grenzen der Archäologie – 86
 - 9.7 Romanisierung – 87
 - 9.8 Noch einmal zum „Volkscharakter“ der Kelten – 89
- 10. „Barbaren“ – 90
- Literaturverzeichnis – 91

1. Grundsätzliches

Zum Fragenkreis „Zentrum und Peripherie“ ist bereits eine schwer überschaubare Literatur erschienen, in der dieser geographisch, historisch, wirtschaftshistorisch, politisch usw. abgehandelt wird. Auch die modernen Dependenztheorien oder Interdependenzlehren haben hier Eigenes beizusteuern. Eine Reihe von festen Begriffen wurde dabei entwickelt, wie z. B. „innere“ und „äußere Peripherie“ oder „Semiperipherie“. Im Rahmen eines Kongressreferates kann es nicht die Aufgabe sein, all diese Gedanken zu referieren und zu diskutieren. Es geht hier vor allem um einige ganz konkrete Phänomene in einem zeitlich konkret umgrenzten Thema.

Methodisch ist vorab zu betonen, dass solche Erscheinungen nie völlig definiert und in einen Gesamtkatalog von ausformulierten Modellen eingefangen werden können. Das heißt nicht, dass es nicht klare Großphänomene gibt, aber es lassen sich zwischen ihnen oft ebenso wenig klare Grenzen festlegen wie zwischen den Farben eines Regenbogens: Diese sind sogar sehr dezidierte Farben von dezidierter Eigenheit, aber wo endet in den Zwischenzonen die eine und beginnt die andere? An ein scholastisches Definitionsspiel ist zu denken: Exakt wie viel Getreidekörner sind notwendig, damit sie, aufeinander gelegt, als „Haufe“ bezeichnet werden dürfen?

2. Zentrum

2.1 Zu Wesen und Funktion

Zentrum und Peripherie sind sogar weit mehr als Begriffe, sie sind in der Geschichte reine Lebensfunktionen und Lebensvorgänge, und sei es auch nur deren Erzwingung oder deren Anschein. Einer (inneren oder äußeren) Peripherie als Zentrum entgegenzutreten und umgekehrt, ist ein dynamischer Prozess, der sich im Laufe der Zeit verschieben und verändern kann, ja muss, und der in sein direktes Gegenteil umzuschlagen vermag. Zentrum zu sein ist etwas Besonderes und fällt schwer (und auch nicht jede Peripherie hat ein leichtes Schicksal), und jeder im Zentrum stehende Faktor muss sich immer wieder neu in dieser Rolle bewähren, muss sich seine hohe Stellung immer wieder neu erwerben oder verliert sie. Soviel sei universalgeschichtlich im Voraus angemerkt.

Ein paar Kategorien müssen aber doch eigens genannt werden. Da sind einmal die vielen verschiedenen Arten von „Zentrum“, denn es gibt ein geistiges Zentrum so gut wie etwa ein industrielles, ein wirtschaftliches. Die Frage nach der Subjektivität (in allen ihren Spielarten) lehrt, dass ein Leben als Zentrum, gar als **das** Zentrum, durchaus nur subjektiv sein kann, nicht objektiv zutreffen muss; aber ist diese subjektive Selbstschau etwa einer Kultur, eines Volkes, einer Stadt nicht selbst auch eine objektive Geschichtstatsache ersten Ranges?

Und als Letztes: Worin bestehen Gewalt und Aussagekraft der Idee eines „Zentrums“? Das Wort evoziert sogleich den Begriff Kon – zentra – tion, also die Steigerung bis hin zur Fülle, damit die Offenheit und Sichtbarkeit des Gesteigerten, vor allem der Werte einer Kultur. Dazu tritt die Tatsache der **Aktivität**, die vom Zentrum ausgeht, weil es pulsierendes Leben ist.

Damit sind wir beim Kern dieser Idee. Sie meint zum Teil das aristotelische Meson, das Mittlere, als reinste und ausgeglichenste Steigerung der Güter, noch mehr aber ist sie in jenem tiefsten Sinn enthalten, in dem HANS SEDLMAYR (1965) vom „Verlust der Mitte“ sprach: Die Mitte als Ort des Ideals, das alles sie Umgebende, so gut es ist, in sich enthält und erst sinnvoll, ja überhaupt erst zu einem Ganzen macht. Hieraus ergibt sich eine neue Sicht auf die „Peripherie“, und durchaus nicht nur auf die „innere“.

Uns scheint das in der Geschichte selten zu sein, ein allzu theoretischer Begriff. Aber ist nicht jede große Kultur, von den Ägyptern über die Griechen zu den Kelten, ein Ganzes? Sieht nicht jede in sich den wahren Mittelpunkt der Welt? Gehören nicht alle die ethnographischen Tatsachen, dass auch urgeschichtliche oder frühgeschichtliche Stämme sich

als „die Redenden“, „alle Menschen“, „die Freien“ usw. betrachten, genau in diese Vorstellungswelt der „Mitte“, des „Zentrums“? So führt die Idee „Zentrum“ in verschiedensten Kulturen zu einer jeweiligen „Ideologie des Daseins als Zentrum“.

Es ist festzuhalten, dass erstens der Begriff „Zentrum“ nur in seltenen Fällen rein geographischer Natur ist, und dass zweitens „Zentrum“ und „Peripherie“ in sehr ernster Weise Wertbegriffe sein und Wertungen enthalten können. Und in einer Schichtung mehrerer Peripherien kann jeweils die vergleichsweise mehr innere sich gegenüber der nächsten für überlegen halten – und kann es auch sein.

Eines der bekanntesten Beispiele für geistige „Mitte“ ist der Gedanke, ein auserwähltes Volk zu sein (vgl. dazu jüngst MOSSER 2001), eine Sicht, die keineswegs auf die Juden beschränkt ist. Die Amerikaner etwa sehen sich gern als „God’s own people“.

Unter Ludwig XIV. und in der Aufklärung erlangte Frankreich eine so große kulturelle Bedeutung, dass es sich als das Land der „culture“ schlechthin fühlte. Voltaire versuchte grollend, auch Shakespeare in dieses Weltbild einzuordnen: Ein Genius – aber ein Barbar. Daher ist es auch ein Missverständnis, mythisch beeinflusste Landkartenzeichnungen, die, quer über die Welt hin, Babylonien, Jerusalem, Rom, China oder das mexikanische Tenochtitlan (vgl. KÖHLER 1996, 222 ff.) in die genaue Mitte des gezeichneten Raumes stellen, mit real-geographischen, rationalen Landkarten zu kontrastieren. Erstere meinen einen Raum ganz anderer Art, sie meinen den Kosmos des Geistes und der auserwählten Wichtigkeit, sie sind kein Bild der Welt, sondern ein Welt-Bild. Bei streng geographischen Landkarten hat sich das Wissen nicht nur erweitert, es hat sich grundsätzlich verändert. Der Blickpunkt und die angestrebte Aussage sind grundsätzlich verschiedener Natur.

Einer solchen Idee der Mitte ist in der Zeit der hellenischen Archaik auch die griechische Vorstellung vom Omphalos der Erde in Delphi entsprungen: Er ist die innerste Mitte jener Mitte, die Griechenland selbst ist. Daher wachte das Heiligtum des Apollon als heiligstes Zentrum und als geistige Mitte damals über jener religiösen und ethischen Ordnung, aus der alle wahre menschliche Kultur entsprang: Es war der Ort der delphischen Weisheit. Delphi sollte für alle Griechen gelten, möglichst auch für die Völker ringsum – gegenüber der fremden, äußeren Peripherie spendete es Rat und moralische Einsicht nur denen, die zu ihm kamen; denen aber ganz selbstverständlich, ohne Ausschluss. Denn diese erkannten die überlegene Weisheit der Götter Griechenlands an.

Eine ebenfalls religiöse, anders geformte, aber ähnliche Zentralstellung liegt vor, wenn in Caesars Zeit es eine heilige Mitte Galliens gibt, getragen vom Druidenorden; in dieser Mitte, die im Land der Carnuten liegt, gibt es ein weiteres Zentrum, einen *locus consecratus*; zu einer heiligen, festgelegten Zeit – Zentrum der Zeit, der Feste – kommen dort jedes Jahr die Druiden zusammen. Und dorthin kamen dann Menschen aus ganz Gallien, um als Einzelne oder als Stamm die gerechtesten Entscheidungen ihrer Streitfälle zu erhalten¹, und durchaus nicht nur in streng religiösen Fragen². In diesem Fest ist also die intensivste Heiligkeit bewusst in eine Mitte gelegt. Die Carnuten als Stamm haben dabei offensichtlich nichts zu sagen, ja sie selbst – und auch die politische „Herrschaft“ anderer Stämme über just dieses Land – spielen keinerlei Rolle im Streit um den Vorrang in ganz Gallien³. Es ist also eine rein sakrale Mitte, die dann aber der Quell von Gerechtigkeit und von Beilegung unlösbarer Streitfälle, von Buße und friedlicher Schlichtung sein will, zwar freiwillig, aber von den Druiden wurde das offenkundig möglichst fest in höchster Geltung verankert.

Überhaupt lernen wir aus Caesars ganzem Bericht (Caes. b. G. 6, 13, 3–14, 6), dass die Druiden rein geistig, auch ohne Geographie, sich selbst als die moralische, religiöse und gerechte Mitte der gallischen Kultur zu sehen wünschten. Und sie selber hatten dann im rein Personalen eine eigene Mitte, den Oberdruiden.

Die sakrale Mitte lag objektiv fest im Land der Carnuten, die politische Mitte Galliens war mobil und konnte mit dem Besitz des *principatus* unter Stämmen wechseln. Es gibt auch hier sehr verschiedene Arten von Mitte.

Dabei war Britannien als Ursprungsland des Druidenordens immer noch das höchste Zentrum der Druidenausbildung und der authentischen Lehre (Caes. b. G. 6, 13, 11–12). Britannien ist damit ein wichtiges Beispiel für ein geographisch ganz exzentrisch gelegenes Zentrum. Ja als Ort der Stiftung hatte es in seiner Lage weitab sogar einmal die Rolle eines ganz besonders schöpferischen Zentrums, Her-

kunftsart von Impulsen und Aktivitäten, übernommen. Der Geist hält sich eben nicht immer an die Geographie.

Bezeichnend ist auch, dass die caesarischen Gallier, bei weiterbestehender Verbindung zu der Insel, sich im Rahmen des Ordens eine eigene heilige Mitte und einen eigenen Oberdruiden geschaffen hatten, dem von auswärts offenbar keine Weisungen kamen. Gallien also wollte selbst eine Mitte sein, die die Welt bedeutet, es akzeptierte keine Rolle als Peripherie. Der gallisch-britannische Keltenbereich und der Orden zeigen in der Religion einen sehr interessanten, subtilen Polyzentrismus.

Bleiben wir im Keltentum und ändern nur Ort und Zeit; zugleich wird sichtbar, welch geistiges Ideengut uns verloren gegangen wäre, hätten nicht christliche Mönche später so viel aufgezeichnet. Irland war in vier Viertel geteilt, so wie die Himmelsrichtungen, so wie die Welt, die Insel selbst die ganze (abgeleitete) Welt für sich. Aber bezeichnenderweise war das nicht genug, sondern es bedurfte der Aufgipfelung und Vollendung durch ein fünftes Element: den gesamtirischen sakralen Hochkönig, also ein Zentrum, eine Mitte, also eine zusätzliche Kategorie zu den vier. Dabei war Irland selbst schon sozusagen Zentrum, einziges wirklich wichtiges Land auf dem Erdrund. Der Hochkönig hält die Welt der vier Viertel beisammen, er ist die Ordnung und die in Festen immer wieder neu bestätigte Dauer dieser Welt, er formt sie erst zum Ganzen.

Der Besitz dieses Weltzentrums konnte wechseln wie in Gallien. Es ist eine bemerkenswerte, radikale Folgerung dieses Weltseins, dass die Iren untereinander heftig um den Besitz dieser Welt und die Stellung als Zentrum kämpften, aber keinerlei Neigung zeigten, andere Länder zu unterwerfen⁴, also ihre Weltmitte nach außen hin zu bestätigen und zu betätigen. Wohl entsandte die Insel bedeutende Missionare, aber gerade hier – dem fehlenden Eroberungstrieb voll entsprechend – zeigte es sich, dass der „Rest“ der Welt eigentlich gar kein wirkliches Leben besaß, kein würdiges, volles Dasein ermöglichte: Das missionierende Verlassen der Insel galt als „weißes Martyrium“, ein Opfer ohne Blutvergießen.

¹ Caes. b. G. 6, 13, 10 *hi certo anni tempore in finibus Carnutum, quae regio totius Galliae media habetur, consistunt in loco consecrato, huc omnes undique, qui controversias habent conveniunt eorumque decretis iudicisque parent.* Zur druidischen Rechtspflege siehe BIRKHAN 1999, 917.

² Freilich gibt es bei den Kelten wie bei fast allen vergleichbaren Völkern keine Scheidung zwischen sakral und profan. Das Sakrale wirkt prinzipiell in allem, aber doch in sehr verschiedener Konzentration.

³ Im Jahr 52 v. Chr. übernehmen die Carnuten die Aufgabe der ersten Aktion gegen die Römer (Caes. b. G. 7, 2, 1) und schlagen in Cenabum los (ebd. 7, 3, 1). Es wird dabei zwar „Gutruatus“ genannt (ebd. 7, 3, 1, wie immer das Wort auch lautete; vgl. zu all dem beispiels-

weise die Spekulationen im Kommentar von Kraner/Dittenberger/Meusel zur Stelle in Bd. 2, 242). Aber im weiteren Verlauf treten weder dieser Mann noch der Stamm weiter hervor, weder bei der Wahl des Vercingetorix zum Oberbefehlshaber (zugleich *principatus*) noch bei Bestreitung und dann Bestätigung seiner Stellung noch beim Ersatzheer für Alesia. Im Jahr 51 werden die Carnuten mit ihrem Anführer noch einmal genannt, nur als ein Stamm unter vielen (Caes. b. G. 8, 4, 2–5, 4; 8, 31, 1–4; 8, 38, 3–5; 8, 46, 4).

⁴ Raubzüge kamen vor, waren aber etwas ganz anderes, und dasselbe gilt von der irischen Einwanderung in Westschottland.

Mit unerhörter Kühnheit konstituierte sich hier ein im Sinne des Kontinents Europa geographisch äußerst exzentrisch gelegenes Land als Welt und Mitte⁵. Dieses Urteil verschiebt sich freilich, wenn man der Erstreckung Europas die Weite des Ozeans entgegenstellt. In diesem Sinne konnte Irland als Mittelpunkt oder Überschneidungsraum beider geographischer Hälften gelten.

Es ist wohl auf dieses Vorbild zurückzuführen, dass dann die Wikinger/Normannen einige Jahrhunderte später einen vergleichbaren Schritt taten, aber in völlig anderer Weise. Ihre Heimat stieg nicht zur „Welt“ auf, wohl aber setzten sie extrem thalassozentrisch⁶ sich selbst als Personalverbände heldischen Zuschnitts als Mitte, wobei die Küsten und küstennahen Bereiche bis Italien hin zur Peripherie dieser Mitte wurden, reine Objekte von Heldentum und Raub. Die Vorstellungswelt blieb im Rahmen des lebenden, beherrschten Meeres, lange Zeit scheinen die Länder Europas überhaupt nur als Küsten (mitsamt den ins Innere führenden Strömen) begriffen worden zu sein. So lag die Idee des Zentrums nicht so sehr im Land der Heimat, sondern in ad hoc immer neu gebildeten Kriegergruppen, die vom Meer aus, von der ungreifbaren gestaltlosen Mitte aus, als mobiles Zentrum alles andere zum raubend heimgesuchten „Rand“ (Peripherie) der eigenen Tapferkeit machten. Von daher aber erklärt sich die auffallende Bereitschaft, ja Neigung, mit der sie als Personalverbände die Heimat und die Küsten, an denen sie lebten, wechselten.

Um auch ein fernes Beispiel anzuführen: Die Idee von China als dem Reich der Mitte strebte höchste kulturelle Weihen an bzw. beanspruchte sie. Natürlich zog diese Vorstellung auch das Kartenbild etwa in der frühen Neuzeit an sich (s. o.), wenn fremde Völker und Reiche gern als vergleichsweise winzig gezeichnet wurden, aber es war primär eine Mitte des Menschenbildes in umfassender Harmonie aller Gegensätze, von Yin und Yang, mehr noch eine Mitte von Ethik und „Sitte“, die im umfassendsten Sinn als geistige Macht und harmonisches Gleichgewicht aller menschlichen Pflichten und damit aller menschlichen Daseinswürde galt.

Am Ende dieses Abschnitts ist zu betonen, dass in der Weltgeschichte bei weitem nicht jede „Mitte“ einen solchen Tiefgang besitzt wie die gebrachten Beispiele.

2.2 „Schizophrenie“ auseinanderklaffender Realitäten

Dafür gibt es mehr Beispiele als man aufzählen kann.

Im Alten Orient lernten nach der Schlacht bei Kadesch im 13. Jh. v. Chr. sowohl die Ägypter wie die Hethiter ihre allzu großen Machtansprüche aufzugeben. Es gab keinen Sieger, es gab kaum einen Verlierer, man grenzte die gegenseitigen Interessenszonen ab und verkehrte auf gleichem Fuß. Aber im politischen, geistigen und kulturellen Innenraum Ägyptens wurde man nicht müde, jene Schlacht als überragenden Sieg zu feiern. Gestürzt ist die Größe der Hethiter, sie leben jetzt im Elend, sie sind Peripherie Ägyptens, ja überhaupt „hinausgestoßen“. Man darf das nicht allzu leichtthin als propagandistische Lüge bezeichnen. Es war vielmehr geradezu unerlässlich für das seit Jahrtausenden bewahrte Bild Ägyptens von sich selbst, d.h. von den Göttern und der Welt, der eigenen Kultur und von der religiösen Stellung des Pharaos. Es war eine historische Unwahrheit, aber eine mythische, kulturelle Wahrheit.

Durchaus vergleichbar ist das Rom des Augustus. Der Kaiser sah einen Partherkrieg als sinnlos an. Damit wich er freilich das erste Mal von dem römischen Grundsatz ab, in unmittelbarer Nähe des Reiches keine Großmacht zu dulden: Es musste eben sein. Der Iran mitsamt Mesopotamien wurde als Großreich akzeptiert, man verhandelte meistens auf völlig gleichem Fuß miteinander. Aber innenpolitisch feierte Augustus seinen Ausgleich als ungeheuren Erfolg, die Parther wurden als Unterwürfige, Schutzflehende dargestellt, die Rom großzügig verschonte.

Erst jüngst hat D. TIMPE (1996, 34 ff.) herausgearbeitet, dass in der römischen Kaiserzeit im gewöhnlichen Geistesleben die Germanen gern als Barbaren dargestellt wurden⁷, dass die reale Außenpolitik der Kaiser aber ganz nüchtern und meist freundlich war und fremde Stämme oder Herrscher oft durchaus nicht mit Verachtung behandelt wurden.

Blicken wir auf jenes Germanien, so zeigt sich auch hier ein überaus häufiges ethnographisches Phänomen: In der Mannusgenealogie waren sie schon sehr früh selber **die** Nachkommen des Mannus, des Urmenschen, gewesen. Die Alemannen erhoben viel später sogar den Anspruch, innerhalb der anderen „alle Männer, alle Menschen“ zu sein. Wir fragen uns, wie sich so etwas mit den täglichen Erlebnissen vereinen ließ. Aber beide spielten eben wieder auf verschie-

⁵ Wobei freilich daran zu denken ist, dass gerade in der Zeit der Blüte Irlands der Westen und die Mitte des Kontinents kein sonderliches Bild von Würde und Größe, von Werten und Ordnung boten. Britannien lag zwar nahe, aber es musste eben psychologisch „zur Seite geschoben“ werden.

⁶ Zumindest im Westen. Anders verhielten sich anscheinend die Skandinavier in Osteuropa, aber auch hier banden sie sich an die großen, durchlässigen, raumübergreifenden Verkehrsrouten, vor allem an die großen Ströme.

⁷ Natürlich nicht immer.

denen Ebenen. Auf der des Menschenwertes schlechthin war eben alles andere, das wie ein Mensch aussah, ein bedauerlicher Seitentrieb, ein Misslungenes, aber beruhigenderweise Unwichtiges. Es gab sie, leider, aber es war nur gerecht, sie zu ignorieren, sie in die äußerste geistig-moralische Peripherie zu versetzen; sie waren „draußen“. Auch wenn das nicht auf die Dauer so blieb, der Impetus des Anfangs geschah aus eben dieser Haltung.

Hat solches auch bei der Ethnogenese der Kelten eine Rolle gespielt? Die Zeugnisse raten, das eher zu bejahen. Denn erstens trennte sich das entstehende Keltentum künstlich (und damit auch geistig) bald scharf von seiner Umwelt ab, und zweitens entwickelte es in ein paar Generationen eine geradezu unerhörte Aktivität nach außen.

In Hellas sah nach dem Sturz Kimons Athen sich als fast totales Zentrum; es gab zwar ein Griechenland, aber doch nur zu dem Zweck, um von Athen geführt zu werden. Nach der militärischen Erfolglosigkeit transponierte Perikles diese Selbstschau ins Kulturelle.

Im Titel des Abschnitts ist von „Realitäten“ im Plural die Rede. Denn auch das Menschenbild getrennter Kulturen ist jeweils eine feste Tatsache.

Und wenn auch in moderner Zeit nicht so viele Kulturvölker sich offen als Mitte der Welt, als Inbegriff der Kultur, als Zweck der Menschen fühlten, gäbe es vielleicht weniger und kleinere Kriege, und mit geringerer Brutalität. Im Verborgen scheinen aber eben doch manche sich so zu fühlen.

2.3 Einige weitere Arten von Zentrum

Die „ordnende“ Mitte ist wohl zuerst zu nennen. Es gibt wahrscheinlich keine – oder keine ausgeprägte – Kultur ohne ein Zentrum: ein Zentrum des Denkens, Willens und Planens, Ausgangspunkt neuer Initiativen, Ausgangspunkt der Taten, Mitte des Schöpfungstums – Mitte des Lebens. Leben setzt ein Lebenszentrum voraus oder ist selbst als Ganzes ein Zentrum. Ordnung zu schaffen, ist die hohe Kunst, sinnvoll nach Werten zu strukturieren: geistig, politisch, religiös, sozial und überhaupt allgemein kulturell. Immer ist, verborgen oder offen, eine Hierarchie der Werte und der sie ausübenden Menschen vorhanden. Man gestaltet sich selbst, die innere Peripherie und gegebenenfalls auch die äußere. Wo Struktur gegeben wird, ist zumindest für eine Zeit das Zentrum. Das Ordnen kann ideell oder mit Gewalt geschehen.

Auch hier ist an die Druiden zu erinnern. Sie hatten sich personal und religiös (etwa im Opferwesen) für eine Reihe von Belangen zur Recht gebenden, moralischen, weisen und vieles leitenden Mitte gemacht. Es ist zur Diskussion zu stel-

len, ob dieser Vorgang vielleicht erst im Werden und noch nicht abgeschlossen war, als Caesar kam.

Aber das Zentrum kann auch ein bloß „herrschendes“ und „eroberndes“ sein und alle Zwischenformen zwischen Niederwerfung und sinnvoller Struktur aufweisen.

Die „Weltreiche“ des Alten Orients sind als Versuche zu begreifen, das eigene Volk und Land, den eigenen König, den eigenen Gott, die eigene Stadt zur Mitte einer gewaltsam unterworfenen ökumenischen Gesamtwelt der „vier Weltgegenden“ (oder so ähnlich) zu machen. Oft tritt die Maxime auf, dem eigenen Gott die Welt zu erobern, ob es nun Assur, Ahuramazda oder Allah ist. Dabei zeigten diese Weltreiche oft nur eine geringe Fähigkeit, sinnvolle Strukturen zu schaffen, da mit der Eroberung der religiös-geistige Auftrag erfüllt war. Daher die kurze Dauer der meisten dieser Schöpfungen. Das Extrem nackter Unterwerfung war etwa das Neuassyrische Reich, das fast nur mit Zerstören, Verwüsten, Töten und alles mischenden Deportationen arbeitete. Der größte – und misslungene – Versuch, jede Struktur außerhalb Assurs zu vernichten, war die Ausradierung Babylons und seines Gottes Marduk.

Das Perserreich, weit gelassener (weil stärker) und toleranter, erzielte in bedeutendem Maße eine lose, aber sinnvolle Strukturierung seines Herrschaftsbereiches und garantierte damit in einem riesigen Länderkomplex doch Ordnung, Frieden und Wohlfahrt. Hätte es nicht die Griechen und Alexander d. Gr. gegeben, kein Volk Vorderasiens hätte dieses Imperium stürzen können. Nur Ägypten zeigte einen obstinaten Widerstand, sich in eine Ordnung zu integrieren, in der es nicht selbst das absolute Zentrum war oder sich wenigstens so betrachten konnte.

Die Herrschaft der Azteken von Tenochtitlan war ein Extrem blutiger Niederwerfung ohne jede Ordnungsidee, nur gestützt auf den Machtwillen der eigenen Götter. Hingegen war das enorm große Reich der Inka zwar im höchsten Grade totalitär, aber es strukturierte die Landmassen, die es enthielt, und schuf einen wohlgeordneten Frieden. Sein Zentrum waren die Person des Inka und die Stadt Cuzco, sein Anspruch war, die Welt schlechthin zu sein; deswegen befand es sich in ständiger Expansion. Von allen unterworfenen Ländern und Provinzen wurde Erde nach Cuzco geschafft und auf einem bestimmten Platz einplaniert. Die Idee von Welt, Weltherrschaft und Weltmitte konnte kaum noch deutlicher ausgedrückt werden.

Eine spezielle Ausformung eines Zentrums ist die Funktion als „integrative“ Mitte; der Ort von ausgeglichener Gemeinsamkeit für einen größeren Kreis von Ländern, die an sich auch sehr vielfältig und durchaus verschieden geartet

sein konnten und etwa gar nicht untereinander verbunden waren als eben nur in diesem Punkt.

Memphis war im Alten Reich in Ägypten etwas dieser Art. Bekanntlich gab es in pharaonischer Zeit nie ein Land Ägypten, es gab nur ein Unter- und Oberägypten, der Pharaon war nur der König beider Länder, die künstlerische Darstellung der symbolischen steten Verbindung der zwei Hälften als Ordnung und Harmonie stiftender Kultur war ein Fixpunkt im Reservoir königlicher Selbstdarstellung. Memphis aber, die Residenz des Alten Reiches, war die „Waage beider Länder“, der Ort ihrer harmonischen, gerechten Zusammenbindung.

Roms Geschichte lässt sich zu einem sehr beträchtlichen Teil in solche Ideen fassen. Am Beginn stand die reine Eroberung, dann die Ordnung von Latium, nach blutigsten Kämpfen die Ordnung des vielfältigen, divergenten Italien. Und wieder einmal rückt eine brutale, weit ausgreifende Eroberung in den Vordergrund. Mit größter, wenn auch chronologisch ausgedehnter Konsequenz unterwarf Rom sich die Länder des Mittelmeeres ohne besondere Kulturarten dafür anzubieten; einen römischen Frieden garantierte jedoch zum Teil schon die römische Republik. Aber der oft zweifelhaften Treue der regierenden Statthalter und der enormen Ausnutzung der römischen Hochfinanz und des Handels blieben die Provinzen unterworfen. Die Funktion als „eroberndes“ und „beherrschendes“ Zentrum stand im Vordergrund, auch wenn es schon eine beachtliche Ordnung in Provinzen gab, auch im Rechtswesen. Diese Stadt, und nur sie, war militärisch und politisch der zusammenfassende Faktor – in Idee wie realer Initiative – erst für Italien, und dann des ganzen „Weltkreises“ rund um das Mittelmeer. Die Ersetzung des griechischen Wortes „oikumene“ durch das lateinische „*orbis*“, Kreis, evoziert die Vorstellung einer Peripherie rund um einen Mittelpunkt. In der Tat war „Rom“ die einzige Definition für dieses kunterbunt zusammengewürfelte Reich.

Wo immer wir aber heute im Gebiet des ehemaligen Imperiums bis nach Schottland, bis zu Rhein und Donau den Spaten ansetzen, tritt uns in dichten Zeugnissen der Kaiserzeit überall ein ganz anderes Rom entgegen: Ein Rom, das mit Generationen wählender Zähigkeit und Konsequenz die mediterrane Kultur auch in die fernsten und äußersten Länder implantiert und inkulturiert hatte. Bereiche, die um 100 v. Chr. noch unbekannt, ja oft sagenhaft gewesen waren, partizipierten um 150 n. Chr. an der Reichszivilisation.

Wenn man scharf hinsieht, so wurde der Übergang – für den es schon einzelne Vorformen gab – von Caesar inauguriert. Erst unter ihm wurde Rom zu einem wahrhaft ordnenden, ja sogar schon integrierenden Zentrum. Augustus

ging ein Stück Weges zurück, aber unter ihm formulierte Vergil (Aen. 6, 851–853.) mit berühmten Versen den neuen Gedanken: *tu regere imperio populos, Romane, memento ... pacisque imponere morem ...* Hier ist es Roms welthistorische Aufgabe, „die Völker“ in seinem Reich zu leiten, und mit *mos* ist ein wichtiger römischer Kulturbegriff hereingenommen: Rom soll der beherrschten Welt Ordnung und eine sinnvolle Struktur geben, deren Wohltaten mit „Frieden“ und „Führung“ symbolisiert sind.

Aber wie in anderen Dingen glitt in den Jahrhunderten der Kaiserherrschaft die Entwicklung in die Linie Caesars hinüber. Den „inneren Peripherien“ des Reiches (es ist ein Plural, da viele, verschieden hohe Zivilisationsformen bestanden), gerade auch den „barbarischen“ Peripherien trat Rom immer näher, ja es entwickelte eine Virtuosität im Umgang mit den Peripherien. Es war der ebenso einfach scheinende wie geniale Weg, in immer weiter gespannten Zonen durch Städtegründungen Subzentren zu schaffen. Diese Urbanisierung, die im 2. Jh. n. Chr. auch die unmittelbar am Limes gelegenen, „barbarischen“ Bereiche ergriff, gab den einheimischen Oberschichten ein ungefährliches Ziel des lokalen Ehrgeizes, entlastete die Reichsverwaltung von einer Fülle niedriger Administration und Rechtsprechung und war ein sanftes, ohne Zwang wirkendes Mittel der sprachlichen Romanisierung, vor allem der gesinnungsmäßigen Identifikation mit Rom und seinem Reich, der geistigen Romanisierung. Man darf hierin eine der größten weltgeschichtlichen Leistungen Roms sehen, die auch kulturell noch durch viele Jahrhunderte nachwirkte und einer der Grundpfeiler der Entstehung des heutigen Europas im Frühmittelalter war. Zugleich ist es einer der großen Akkulturations- und Inkulturationsvorgänge der Geschichte (dazu unten).

So wurde im Reich die Stadt Rom, die „Stadt“ schlechthin, zu einem integrativen Zentrum ohnegleichen. Der „*orbis*“, die innere Peripherie, wuchs immer mehr in das Reich herein, Rom hatte sie zu einem idealen Umkreis gemacht: zur „integrierten Peripherie“.

In Griechenland war einst die Kultur zum integrativen Medium geworden, das politisch nichts bewirkte. Selbstverständlich hatten so umfangreiche Völkerfamilien wie Kelten und Germanen keine integrierende Mitte, auch wenn Theoderich in der Spätantike und Karl d. Gr. im Frühmittelalter Gedanken dieser Art nachgingen. Im engeren Kreise Galliens hätte vor Caesar der *principatus* eventuell eine solche Rolle spielen können; dazu erst unten.

Aber noch einer Funktion des Zentrums muss gedacht werden: Wenn es seine Werte aufgibt, kann es zur destrukturierenden Mitte werden. Denselben Weg kann auch ein Teil

der Peripherie gehen, wenn er die Werte des Zentrums erfolgreich angreift und so sich selber als Gegenzentrum etabliert.

2.4 Mobiles Zentrum

Auch dieser Typus ist nicht selten. Zu ihm zählen alle jene definitiven Wanderungen von ganzen (oder fast ganzen) Stämmen, gelegentlich auch nur von in sich geistig und mental „vollständigen“ Gruppen wie etwa Gaue. Solange sie sich nicht neu niedergelassen haben, bleiben sie natürlich wie zuvor mehr oder weniger ausgeprägte Zentren, die nun ohne Territorium nur im Personenverband bestehen. Ein Sonderfall, den wir später behandeln werden, sind die bewusst auf eine unbestimmte Dauer mobil werdenden Kimbern (Teutonen, Ambronen, keltische Tiguriner als ehemaliger Gau der Helvetier). Der Übergang zur ethnisch nicht eindeutigen, aber zahlenstarken Gruppe lange Zeit wandernder und plündernder Krieger unter einem Gefolgschaftsherrn oder Heerkönig ist fließend, und ebenso zur Tatsache einer „Wanderlawine“.

Mindestens ein Teil der keltischen „Wanderungen“ wie z. B. die der Boier nach Oberitalien oder die belgischer Stämme nach Britannien usw. ist hier einzuordnen. Der Bezug auf Völker der germanischen Völkerwanderungen liegt ebenfalls auf der Hand.

Musterbeispiel eines mobilen Zentrums waren die Juden vor ihrer Niederlassung im Gelobten Land, bei denen zum Zwölfstämmevolk und Moses wie dem Priestertum als Anführern noch die völlig mobile Bundeslade als wichtigstes, einzigartiges religiöses und politisches Zentrum trat. In gewissem Sinne blieb es wenigstens latent so, bis auf dem Sion und im Tempel sich eine endgültige Festlegung als säkulares Ereignis größten Stils vollzog.

Ein beschränkt mobiles Zentrum waren die persischen Großkönige, die zwar bestimmte feste Stätten hatten (Persepolis, Susa, Babylon), aber unter ihnen wechselten und dabei stets die gesamte Zentralregierung und Entscheidungsgewalt mit sich bewegten. Ein ähnlicher, markanter Fall waren die deutschen Königs- oder Kaiserpfalzen. Ein Extrem dieser Art war Alexander d. Gr., der prinzipiell keine örtliche Festlegung, auch nicht so beschränkt wie die Perser, wollte und, wohin immer er zog, die komplette Reichsleitung behielt, also ein mobiler Zentralismus, wie ihn F. SCHACHERMEYR (1973, 509 f. vgl. 142) eindrucksvoll gezeichnet hat.

Das mobile Zentrum ist also in Hochkulturen eher selten, vermag aber doch sogar in ihnen bei Bedarf oder Wunsch spontan neu aufzutreten.

2.5 Begegnung von Zentren; Gegenwelten und Gegenzentren; kulturelle Autonomie

Auch dieses in Form und Inhalt unerschöpflichen Themas sei nur kurz gedacht. Der Fall einer destrukturierenden Zentralität oder Peripherie wurde oben schon erwähnt. Ein getrennter Fall ist der Polyzentrismus (s. u.).

Zwei Reiche, zwei Kulturkreise, zwei Völker und Völkergruppen können in sehr verschiedener Weise miteinander politisch, wirtschaftlich oder kulturell verkehren. Hierher gehört z. B. der griechische Handel von Massalia ins Gebiet des westlichen Hallstattkreises, dann mit den Kelten und schließlich, im späten La-Tène, der recht umfangreiche römische und griechische Handel in Gallien. Beide Kulturkreise änderten sich nicht, freilich ohne einander als „Zentrum“ zu erkennen bzw. anzuerkennen. Auch der weit gefasste Begriff des „Kulturtransfers“ ist zu nennen (s. u.).

Natürlich gibt es Verbindungen zwischen Zentren mittels der Peripherien. Die alltäglichen Kontakte vieler Art, um nur ein Beispiel zu nennen, geschahen nicht zwischen Senat und norischem König, sondern vor allem von Aquileia aus.

Der Daker Burebista und nach ihm der Markomane Marbod fassten ihr Volk und ihre Reiche jeweils durchaus als Zentrum auf. Burebista suchte während des caesarischen Bürgerkriegs auf gleicher Ebene mit Pompeius zu unterhandeln, wobei ein latenter Streit um Interessensgebiete eine Rolle spielte (DOBESCH 2001, 786 f.). Marbods gesamte Außenpolitik lässt sich in dem Grundsatz zusammenfassen, sich Rom gegenüber als gleichwertiger Partner zu etablieren, aber um keinen Preis in eine politische Konfrontation mit dem Reich zu geraten. Die Formen des Handelns wechselten dabei (Vell. 2, 109, 1 f.); wirtschaftlich bestand eine sehr beachtliche Verbindung mit dem Römerreich⁸. Man kann die Haltung der zwei großen Herrscher auch in der modernen Kategorie formulieren, dass beide in keiner Weise zur Peripherie des römischen Mittelmeerraumes werden wollten.

Um diesen und vielen anderen Fällen gerecht zu werden, wird man neben den Begriff der „politischen“ Autonomie (in möglichst hohen Graden) den der „kulturellen“ Autonomie stellen⁹. Es geht darum, in der Kultur (im weitesten

⁸ Tacitus (ann. 2, 62, 2 f.) nennt für Marbods Herrschaftszentrum: *regiam castellumque iuxta situm*. (3) *veteres illic Sueborum praedae et nostris e provinciis lixae ac negotiatores reperti, quos ius commercii, dein cupido au-*

gendi pecuniam, postremum oblivio patriae suis quemque ab sedibus hostilem in agrum transtulerat.

⁹ Vgl. 80.

Sinne) die eigene Identität festzuhalten und ebenso die Eigengesetzlichkeit der eigenen Weiterentwicklung und das eigene „Kultursystem“ zu wahren. Dies ist durchaus verträglich mit Begegnung und lebendiger Reaktion auf das Fremde; vor allem geht es dann darum, vom Gegenüber nur das Passende zu nehmen und umzuformen, also um Vorgänge der Assimilation, Integration oder gar Inkulturation. In hervorragender Weise gelang dies z. B. dem Hallstattkreis. Auch die frühen Hellenen übernahmen Beträchtliches vom Orient und Ägypten, gaben aber ihre geistige Autonomie nie auf und weigerten sich, zu deren Peripherie zu werden. Orient wie Nilland mögen sie dafür angesehen haben, doch blieb das subjektiv. Übrigens ist ein Dasein als „äußere“, fremde, ausgeschlossene, getrennte Peripherie in gewissem Grade mit einer Autonomie (auch politisch) durchaus verträglich.

Mit bestem Erfolg wahrte La-Tène seit der frühesten Begegnung mit mediterranen Einflüssen über die Einwanderung ins Mittelmeergebiet bis hin zur römischen Eroberung Galliens und erheblich später Britanniens die eigene kulturelle Autonomie, Zeichen einer außerordentlichen Lebenskraft. Nur die Galater mussten sich, militärisch bezwungen, in größerem Maße fremden Formen beugen, behielten aber lange eine eigene politische Aktivität.

Italien scheiterte im Verlauf der Renaissance auf politischem Gebiet weitestgehend, aber seine kulturelle Autonomie, die immer wieder sogar die Außenwelt bereicherte, bewahrte es ungestört bis an die Schwelle des Klassizismus.

Als Beispiel für wirtschaftliche Autonomie in teilweise enger Konfinität können wieder Hallstatt, La-Tène und zuletzt die Germanen in Bezug auf den Mittelmeerraum, später auf das Imperium Romanum bis zum 3. Jh. n. Chr. genannt werden; sehr selten entgleiste deren eigene, wechselweise ökonomische Geschlossenheit.

Eine höhere Form nimmt eine solche Autonomie – auch die politische – an, wenn zwei Kulturkreise nicht nur verschiedene Wege gehen, also getrennte Welten sind, sondern völlig andere, gegensätzliche Wege, also durch zwei klar widerstreitende Gesetze der Eigengesetzlichkeit (Autonomie) auseinander streben, womöglich beide auch noch in großer Aktivität. Solange sie weit genug entfernt sind, um ungestört eigene Wege in Religion, Kultur, Politik oder Militär gehen zu können, ohne einander zu gefährden, wie z. B. das früheste La-Tène und die Mediterrankulturen in Kultur wie Politik, wird man eher nur von Gegenkulturen oder Gegenwelten sprechen: Zwei nicht bloß „andere“ oder „fremde“, sondern zwei latent entgegengesetzte Welten stehen nebeneinander, getrennt. Das ist eine explosive Art von Verbindungen oder Fremdheit zwischen zwei Zentren.

Kommen sie in unmittelbare Berührung, so muss es früher oder später zum Konflikt kommen. Das muss nicht Kampf bedeuten, es gibt auch eine beiderseitige „Ausschließung“ oder wenigstens Ignorierung, die schon eine der Formen einer negativen Bewertung ist. Das ist einer der Faktoren, die zum Barbarenbegriff in seiner herabsetzenden Bedeutung führen.

Hier darf man von Gegenzentren sprechen. Es genügt, wenn mindestens eine der beiden Seiten die andere dafür hält.

Solches gibt es aber auch geistig innerhalb des gleichen kulturellen Raumes. Es kann eine neue Religion wie das Christentum gestiftet werden, es können Träger einer neuen Religion einwandern. Es gibt auch unerbittlich streitende Ideen von Verfassungsformen, von Kulturgestaltung, von Revolutionen im philosophischen oder politischen Bereich. Eine Kultur kann erstaunlich lange gemeinsam mit solchen Gegenwelten bestehen, aber ihre Lage wird immer prekär bleiben oder mit der Zeit werden.

Solche Gegenzentren kann es also auch **innerhalb** eines Volkes oder einer Kultur geben. Es ist das ein Zustand, der nicht auf die Dauer gelten kann, auch wenn man von „Multikulturalität“ spricht.

2.6 Polyzentrismus

Ein Verhältnis von Zentrum (oder Zentren) zu Zentrum (oder Zentren) kann Polyzentrismus genannt werden, wenn es innerhalb eines politischen oder geistigen Kreises geschieht, der einen großen gemeinsamen Bestand in sich schließt. Ein und dieselbe Kultur wird dann in ihrem Wesen und ihrer Einheit geradezu konstituiert durch einen inneren Polyzentrismus gesteigerter Individualitäten und allerengster „innerer“ Nachbarschaft (innerer Konfinität, s. u.), die eine Nachbarschaft mit oft unerhörten Spannungen sein kann.

An sich sieht jede Mitte subjektiv alle anderen möglichst als Peripherie, nur im Polyzentrismus nicht.

Aber auch hier kann es aus Feindschaft oder Eifersucht oder übertriebener Selbstgefälligkeit den Versuch geben, die anderen Zentren, Mit-Zentren, wenigsten für Peripherie zu halten, ja das zu verkünden. Die übelste Form ist, wenn man die Gemeinsamkeit des Kulturbereichs leugnet, ein feindliches Zentrum aus dem Polyzentrismus überhaupt hinauszustoßen sucht und es damit zum Gegenzentrum macht; in der Regel geht das Hand in Hand mit der Bewertung als überhaupt kulturlos, als „Barbar“ im bösen Sinn.

Berühmte Beispiele des Polyzentrismus sind die Tempelstädte der frühen Sumerer, die kretischen und dann die mykenischen Paläste, die griechischen Poleis, die Städte der Etrusker oder die vielen Tempelzentren der Mayas, alle auf

relativ engem Raum. Die eng beieinander liegenden Städte der Phoiniker förderten zwar nicht so sehr Kunst oder Geist, umso mehr aber die Unternehmungslust. Auch die vielen Zentren der Renaissance in Italien gehören hierher. Auch Indien besaß in den meisten Epochen seiner Geschichte einen politischen wie religiös-geistigen Polyzentrismus mit einer verwirrenden, nie endenden Fülle wechselnder Konstellationen. Auch Europa war bis jetzt ein weitgestreckter Raum, weiter als manche andere, der an Vielfalt und Individualitäten der Völker unerschöpflich reich war, ja in seinem gemeinsamen Rahmen fast getrennte Teilkulturen hatte, so wie etwa die großen romanischen Dome am Rhein auch noch in einer Zeit gebaut wurden, als Nordfrankreich schon gotisch war; usw.

In diese Reihe gehören aber auch die keltischen (später die germanischen) Stämme insgesamt, die in einer Fülle großer lokaler Zentren über den Raum von Britannien bis Kleinasien verteilt waren. Die Gunst der Quellen erlaubt es, das Gallien der Zeit Caesars als eine sehr intensive Ausprägung eines Polyzentrismus zu erkennen: Große Stämme, kleine Stämme, größte Stämme, die, soweit sie nur irgend in Stande waren, sich „Stammesreiche“ von Gefolgschaftsstämmen, befreundeten Stämmen, Klientelstämmen und tributzahlenden Stämmen schufen, Geltungsbereiche ihrer *auctoritas* in lokaler Größe anstrebten, wobei die größten voll Erbitterung um die erste Rolle in ganz Gallien stritten. Es war eine labile und gefährliche innere Konfinität von einander widersprechenden Schwerpunkten in einer grundsätzlich fast völlig gleichen Kultur (ihnen allen gemeinsam die Druiden). Ja die Arverner/Sequaner und die Haeduer waren in dieser Gemeinsamkeit durch ihren Hass und ihren Machtwillen zu politischen Gegenzentren geworden, deren Geltungen einander ausschlossen.

Wir lernen daraus zugleich, dass polyzentrische Kulturen häufig nach irgendeinem übergeordneten Zentrum suchen (siehe dann unten zum *principatus* in Gallien). Dabei kann sich das auf verschiedenen Ebenen abspielen, so dass die Rollen verteilt werden: Vorrang gegen Vorrang politischer Art in Gallien bestand (weitgehend?) losgelöst vom Oberdruiden und dem Fest im Land der Carnuten. So bestehen bisweilen Kulturkomplexe, auch Völker, mit nicht nur einer Mitte, sondern mit einer Mehrzahl von Mitteln, die miteinander nicht zu streiten brauchen.

Diese Suche nach einem Ehrenzentrum oder auch nur nach lokaler Machtbildung, also ein Zentrismus im Polyzentrismus, stürzt den letzteren fast notwendig in schwere innere Kämpfe. Beispiele erübrigen sich, die Fortschritte der Forschung in den letzten Jahrzehnten haben uns sogar ge-

zeigt, welche harten Kämpfe gegeneinander auch die Tempelstädte und Kultzentren der Maya beherrschten.

Wir stehen damit schon tief in der Problematik, wie ein Polyzentrismus in der Praxis funktioniert und bestehen kann. Wie können benachbarte, in irgendeiner Weise zusammengehörige und daher physisch oder psychisch benachbarte Zentren miteinander verkehren?

Auch hier müssen Andeutungen genügen. Grundsätzlich gibt es einen „gesteuerten“ und einen „ungesteuerten“ Polyzentrismus und Pluralismus.

Vielleicht ist jener Polyzentrismus der Idealfall, der keiner Steuerung bedarf. Wir treffen dieses seltene Glück in Griechenland vor den Perserkriegen. Lokale Kämpfe waren stets möglich, ja auf der Tagesordnung, aber sie waren keinerlei Gefahr für das Bestehen, ja die Blüte von Hellas. Sie gefährdeten auch nicht ein politisches System, weil es nämlich (fast) keines gab. Was äußerst bescheiden als etwas größere Macht auftrat, blieb mit der Machtbildung, sofern überhaupt eine da war, in engem Rahmen. Nur Sparta war eine Ausnahme und hatte eine große Eroberung, Messenien, gemacht. Aber danach lernte es sich bescheiden und strebte nur nach einem eher losen Vorrang in ganz Griechenland. Solange alle Ansprüche so gering waren bzw. noch niemand Sparta entgegentrat, gab es keinerlei Anlass für große Kriege.

Es ist auch möglich, dass sich ein Polyzentrismus selber steuert. In Griechenland standen im 5. und 4. Jh. v. Chr. Sparta, Athen und dann Theben gegeneinander, aber in Europa gab es so viele große Mächte, dass sie durch wechselnde Bündnisse einander in Schach halten konnten. Aber dennoch ist Europa auch vor dem 20. Jh. in katastrophale Kriege verstrickt worden.

Die edelste Form der Steuerung ist die „Harmonisierung“. Sie ist demgemäß selten. Kimon setzte sie eine Reihe von Jahren durch, indem er die einander ergänzenden Werte und militärischen Potentiale Athens und Spartas in Freundschaft verbunden erhielt. Auf die Dauer erfolglos war auch die mittelalterliche Idee, den europäischen Polyzentrismus durch Rollenteilung in der Vorrangstellung sinnvoll und ungefährlich zu machen: Gott habe Italien das Sacerdotium, Deutschland das Imperium und Frankreich das Studium gegeben.

Andere Möglichkeiten einer Formung eines Polyzentrismus können kultische Bündnisse sein. In Mittelgriechenland suchte die pyläisch-delphische Amphiktyonie bzw. das delphische Heiligtum selbst ein gewisses Ethos ritterlichen Krieges zu schaffen und darüber hinaus noch bei Gelegenheiten leitende und mäßigende Weisungen zu geben. Eine ebenso lose Harmonisierung durch einen Kultbund der

„Gesamtheit“ konnte in früher Zeit das Panionion für die Jonier Westkleinasiens, für die Latinergemeinden das gemeinsame große Fest, für die zentralen Etrusker die Institution der *duodecim populi Etruriae* werden. Sie alle verhinderten Kriege nicht und wollten das auch nicht, aber sie erinnerten an übergeordnete Gemeinsamkeiten und schufen Gelegenheiten zu Begegnungen.

Lokal begrenzte, aber doch auch bemerkenswerte Modelle von freiheitlicher Einigung, Verbindung oder Harmonisierung örtlicher Zentren sind etwa in den Beziehungen von Freiheit und Verbundenheit, aber ohne Aufhebung der Stammesidentität, zu erblicken, die uns Caesar für die Haeduer und die Boier oder für die Suessionen und die Remer bezeugt¹⁰. Es ist lehrreich zu sehen, welche Formenarten und welchen Einfallsreichtum die keltische politische Phantasie kannte, wobei wir hier fast nur zufällig davon hören. Erwähnt seien auch die „vier Völker“ der Vindeliker¹¹.

Andere Mittel sind möglichst umfassende Bündnissysteme für militärische und politische Übermacht und, meist daraus resultierend, die Schaffung einer alle große Politik irgendwie kontrollierenden Vormacht, etwa in einem Ehrenvorrang. Darüber werden wir unten im Rahmen des gallischen *principatus* sprechen.

Nur kurz sei die Frage genannt, was diese speziellen Formen von Zentrum (und Peripherie) welthistorisch zu „leisten“ vermögen. Allbekannt sind die Tatsachen, dass erstens gerade ein wetteifernder Polyzentrismus zu einer Intensivierung der Kräfte führt, die eine kulturelle Blüte begünstigt – wie gerne wüssten wir, wie im caesarischen Gallien auch geistige Leistungen dadurch gefördert wurden, etwa bei den Druiden, oder ohne sie vielleicht bei den Bardeng. Dazu tritt aber als Zweites die Gefahr dauernder gegenseitiger Schwächung in Macht, Ansehen und Kampf, was oft zum politischen Ruin führt und zum Verlust der Freiheit. Man sollte das aber modern nicht zu sehr beklagen und anklagen: Schließlich geht ja jeder politische Komplex früher oder später zugrunde.

Andererseits ist zuzugeben, dass auch Kulturen, Länder und Völker, die durchaus „monozentrisch“ leben, größte Leistungen der Kultur erbringen können. Die zeitweise absolute Dominanz des Pharaos schadete der ägyptischen Kunst nicht. Die alles anspannende Konzentration und Intensivierung der Kräfte gelang auch ohne Feind. Rom zog im Imperium lange Zeit fast alles geistige Leben an sich, und große Kulturleistungen waren das Ergebnis.

Polyzentrismus kann drei Wurzeln haben: 1. Er kann aus dem Zerfall einer Einheit entstehen. So geschah dies bei den germanischen Nachfolgestaaten des Weströmischen Reiches, bei China wenigstens einmal, bei Ägypten mehrmals in Perioden der Auflösung in eine Vielzahl wetteifernder Mitten; in China vor allem in der Zeit der Streitenden Reiche, in Ägypten z. B. in der ersten (mit großer Blüte der Kultur) und zweiten Zwischenzeit. Gallier wie Germanen besaßen nie eine Einheit, die zerfallen hätte können, bei ihnen ist also der Pluralismus anderer Herkunft. – 2. Ein Zentrum (einzeln oder im Plural) kann mit Willen wie ohne Willen (gleichsam wie ein „unbewegter“ Bewegter, wenn auch in sich selbst bewegt genug) andere Zentren (nicht nur Peripherien) um sich entstehen lassen, ihre Initiative wecken. So erhoben sich rund um Griechenland die Makedonen, die Epiroten, verschiedene kleinasiatische Völker wie die Lykier, ferner die Etrusker und zum Teil auch die Römer. Japan ließ sich von China inspirieren, ohne dass China sich dabei sonderlich angestrengt hätte. Das ohnehin schon polyzentrische Hellas schuf durch die erste und zweite Kolonisation eine große Anzahl zusätzlicher griechischer Zentren von hoher und höchster Bedeutung: Milet, Ephesos, Smyrna, Rhodos, dann Syrakus, Poseidonia, Elea, Sybaris, Metapont, auch Olynth oder Massalia und die Städte rund um das Schwarze Meer usw. Nur das letzte Beispiel passt auf die Kelten der Wanderbewegungen, die neue große Zentren von Irland bis Galatien ins Leben riefen. – 3. Eine Kultur kann sich a priori polyzentrisch konstituieren. Auf diesen Problemkreis soll eingegangen werden, wenn zuerst zwei spezielle Fälle von Polyzentrismus kurz gestreift sind.

¹⁰ Zu den Haeduern und Boiern: Caes. b. G. 1, 28, 5 *Boios petentibus Haeduis ... ut in finibus suis conlocarent, concessit* (sc. Caesar); *quibus illi agros dederunt quosque postea in parem iuris libertatisque condicionem atque ipsi erant receperunt*. Die Remer nennen die Suessionen (ebd. 2, 3, 5) *fratres consanguineosque suos, qui eodem iure et isdem legibus utantur, unum imperium unumque magistratum cum ipsis habeant*. Früher meinte ich noch, die Boier seien als Gau dem Volk der Haeduer einverleibt worden, heute glaube ich, dass Caesars Worte nicht dafür sprechen. Dass die Boier in ebd. 7, 75, 3 (Entsatzheer für Alesia) getrennt von den Haeduern genannt werden, ist kein sicherer Deutungsanhalt, da

die neue Rechtsstellung ihnen von den Haeduern auch danach noch gegeben worden sein kann; nur die Abfassung der *commentarii* ist ein sicherer terminus ante quem. – Zu all diesen Fragen grundlegend SORDI 1953, 111 ff. (jetzt DIES. 2002, 23 ff.). Vgl. b. G. 6, 3, 5.

¹¹ Plin. n. h. 3, 137 (Inscription des Alpentropaeums des Augustus) *Vindeliconum gentes quattuor*. Bei Liv. 39, 54, 11; 39, 55, 1 wird der wahrscheinlich als die Noriker anzusehende, einheitliche Verhandlungspartner Roms auch als „*populi*“ bezeichnet; dazu DOBESCH 1980, 179 ff. 376 ff.

2.6.1 Das *regnum Noricum* als alternatives Modell

Eine eigene Form der Verbindung von Zentrismus und Polyzentrismus scheint das keltische *regnum Noricum* in den Ostalpen gewesen zu sein. Es war ein „Stammesreich“, also eine Hegemonie der Noriker und ihres Königs über Stämme, die vielleicht verschiedene Rechtsstellung hatten: Verbündete, Klienten, Abhängige, vielleicht auch Freunde. Wie sehr sie das führende Zentrum waren, zeigt sich daran, dass nach außen ihr Name als Bezeichnung für die Stämme der Ostalpen siegte. Aber R. Göbl (1973, 53 ff. 65)¹² hat in der Auswertung der Münzen gezeigt, dass sie andere Stämme ihrer Hegemonie an der Münzprägung teilnehmen, ja zum Teil sogar in Stempelgemeinschaft mit ihnen prägen ließen, was wohl als sehr hohe Ehre aufgefasst werden kann. Diese kluge, die Freiheit betonende Beteiligung, die manchen angeschlossenen Stämmen und Königen etwas von der Würde eines Subzentrums, ja von der Teilnahme am Zentrum verlieh, mag an der Stabilität dieser norischen Machtbildung kräftig mitgewirkt haben.

Wir wissen nicht, welche andere Mittel die norischen Könige etwa noch eingesetzt haben. Der Magdalensberg, der in ihrem Territorium lag, könnte Zentrum einer Art von lokaler Amphiktyonie gewesen sein. Vor allem aber durften sich alle mit ihrem Reich Verbundenen im Handel mit Italien und Rom des Prestigenamens der Noriker bedienen und an dem festen, sicheren Schutz, den in diesem Ausland das *hospitium publicum* zwischen den Norikern und Rom bot, partizipieren.

Diese politische Stabilität überlebte nicht nur den Einfall der Kimbern, ohne sie wäre der kühne, fast allzu kühne Griff der Noriker über den Alpenhauptkamm hinaus nach großen Teilen des Donautals und bis ins westliche Pannonien nicht möglich gewesen.

Ob sich die Noriker auch des oben erwähnten Mittels einer „Sympolite“ und ähnlicher Phänomene bedient haben, wissen wir nicht.

Im großen Gallien scheint aus Caesars Berichten hervorzugehen, dass es etwas, das dem *regnum Noricum* entsprochen hätte, nicht gegeben hat¹³. Aber unsere Quellen erlauben keine Aussage, ob östlich des Rheins bei Kelten oder anderen Stämmen irgendeine Parallele bestanden hat. An die Vindeliker sei noch einmal erinnert.

Ein „diffuses“ Zentrum – das letztlich von einem ruhigen Polyzentrismus kaum zu scheiden ist – scheinen die Galater

in Kleinasien zumindest in den ersten Generationen ihrer Ansiedlung gebildet zu haben, mit der Aufteilung der Ränder Kleasiens in zugewiesene Raubgebiete einerseits und dem gemeinsamen Heiligtum im Drynemeton andererseits. In reiner Personalstruktur mögen sie alle zusammen das Zentrum gewesen sein, ein Modell, das näherer Untersuchung und Ausarbeitung würdig wäre.

2.6.2 Keltische Oppida als Zentren?

Dass die keltischen Stämme prinzipiell keine Hauptstadt kannten, ist längst Gemeingut der Forschung geworden. Größere gallische Völker und vielleicht auch kleinere besaßen mehr als nur ein einziges Oppidum. Dennoch wird man besser nicht von Polyzentrismus sprechen, da wir kaum wissen können, inwieweit jedes dieser Oppida überhaupt ein Zentrum, sei es noch so lokal, war. In der Wirtschaft mochten sie bis zu einem gewissen Grad Schwerpunkte wenigstens ihres unmittelbaren Umlandes sein, was sich ganz von selbst aus der – relativen! – Bevölkerungsballung und deren Bedarf ergab. Wahrscheinlich war die handwerkliche Produktion zum Teil in ihnen zusammengefasst, doch wissen wir nicht, wie weit die Landgüter des Adels diesbezüglich selbständig waren, so wie in vieler Hinsicht das Haus eines landsässigen griechischen Ritters des 8. Jhs. v. Chr. (Dobesch 2000, 18 ff.). Für den Handel waren die Oppida bequeme Mittelpunkte des größten Angebots. Dass sie als Märkte dienten, ist wohl sicher, und ihre Rolle wird auch dadurch beleuchtet, dass Kaufleute – eigene oder fremde – offenbar ihren Weg über die Oppida – wohl über nur das wichtigste oder die wichtigsten – zu nehmen hatten (Caes. b. G. 4, 5, 2). Das ist ohne Verpflichtung, ihre Waren dort anzubieten, kaum sinnvoll. So hatte wahrscheinlich das größte Oppidum (oder die größten Oppida) eines Stammes eine überregionale Geltung als Anziehungspunkt des intensivsten Kaufens und Austauschens.

Die Oppida unterschieden sich darin von echten Städten, dass sie anscheinend nie zu vollen Zentren des Lebens wurden. Es ist enorme Übertreibung, wenn Caesar den Biturigen plakativ mehr als 20 *urbes* zuschreibt¹⁴, aber völlig auf die Zahl Zwei oder Drei kann man die Angabe auch nicht reduzieren. Hier sind natürlich auch kleine Siedlungskonzentrationen mitgezählt, aber selbst abgesehen davon waren die Oppida eines Stammes verschieden an Größe und verschieden an Bedeutung. Zum Polyzentrismus fehlte nicht „poly“,

¹² Er hat freilich andere politische Schlüsse aus seiner Erkenntnis gezogen.

¹³ Der Suessone Galba hatte kurz vor Caesar ein „Reich“ von belgischen und britannischen Stämmen gehabt (Caes. b. G. 2, 4, 7), aber

diese rein persönliche Schöpfung ging wieder vorüber und bestand zu Caesars Zeit nur noch als Erinnerung.

¹⁴ Caes. b. G. 7, 15, 1–2: Im Jahr 52 v. Chr. *uno die amplius XX urbes Biturigum incenduntur*, wobei Avaricum nicht mitgezählt ist (s. u.).

wohl aber „zentrismus“. Natürlich spielten im Alltagsleben des Krieges und innenpolitischen Streites die militärisch besonders sicheren Oppida wie Gergovia oder Alesia eine Rolle; Caesar sicherte seinen Krieg gegen Ariovist ab, indem er das feste Vesontio besetzte und so das Gebiet der Sequaner militärisch beherrschte; vorher war schon von gallischer Seite betont worden, dass alle Städte (Plural!) der Sequaner in Reichweite Ariovists lägen, was diesem große Vorteile sichere¹⁵. Oppida waren wichtige Punkte für den Nahrungsmittelnachschub, einer der Gründe, warum Vercingetorix im Jahr 52 v. Chr. alle Städte mit Ausnahme der uneinnehmbar gelegenen niederbrennen ließ¹⁶; das haeduische Oppidum Noviodunum war für Caesar eine Festung, in der sowohl Geiseln wie Nachschubbevorratung möglichst gesichert waren (Caes. b. G. 7, 55, 1–3. 5–8).

Und in dem Kimbernsturm waren die in geschützter Lage liegenden Oppida der letzte Zufluchtsort der umliegenden Bevölkerung gewesen (Caes. b. G. 7, 77, 12), wobei die ältere Funktion als Fluchtborg ganz von selbst weiterlebte. Zu Beginn des Jahres 52 v. Chr. sicherte Vercingetorix seine Herrschaft über die Arverner auch dadurch, dass er mit dem ganzen Stamm das exzellent gelegene, starke Gergovia (auch mit dessen *auctoritas*) in seine Hand brachte, aus dem er zuvor vertrieben worden war (Caes. b. G. 7, 4, 2. 4); nicht zuletzt wegen der symbolischen Bedeutung dieser Stadt für das Prestige des Arvernerkönigs Vercingetorix unternahm Caesar im selben Jahr einen erfolglosen Angriff auf sie.

Die Städte – was sich von selbst versteht – hatten also die praktische Bedeutung, die solchen Anlagen von Natur aus zukommt und auch von den Galliern selbst ausgenutzt wurde. Hingegen scheint ihre politische Bedeutung meist gering gewesen zu sein und, was das Wichtigste ist, eine juristische und soziale Bedeutung überhaupt nicht existiert zu haben.

Das soeben genannte Noviodunum war ein bedeutendes

haeduisches Oppidum neben Bibracte. Bibracte unterschied sich von ihm und anderen durch das, was Caesar (b. G. 7, 55, 4) in unnachahmlich präziser Charakteristik definiert, und zwar in den Wirren um den Abfall der Haeduer im Jahr 52 v. Chr.: *Bibracte ... quod est oppidum apud eos maximae auctoritatis*¹⁷. Man beachte, was Caesar sagt und was er **nicht** sagt. Von Hauptstadt, endgültiger Entscheidung und Ausübung von Rechten und rechtlichen Gewalten ist nicht die Rede. Eine *auctoritas* ist in römischen Munde eine politische Tatsache, nicht aber eine rechtliche Institution. Auch ist die Relativität des Superlativs interessant: Aus der Aussage, dass Bibracte die meiste *auctoritas* von allen haeduischen Städten hatte, ergibt sich, dass auch andere – etwa Noviodunum – eine solche besaßen: Bibracte war **nicht** die einzige Stadt mit *auctoritas*, teilte sich diese Rolle mit anderen, wenn es sie auch übertraf. Seine große Bedeutung ist praktischer oder auch moralischer Natur (auch Ruf und Ehre in den Augen von Menschen sind nur praktische Tatsachen), nicht institutioneller oder rechtlicher. Die militärische Rolle fester Städte gehört auch dazu. Um es paradox auszudrücken: Bibracte war eben Bibracte, soviel, – aber auch **nicht mehr**.

Wir haben schon erwähnt, dass im selben Jahr die Biturigen ihre Siedlungen niederbrannten. Aber sie baten im Kriegsrat flehentlich, nicht auch Avaricum diesem Schicksal zu unterwerfen: Caes. b. G. 7, 15, 4 *pulcherrimam*¹⁸ *prope totius Galliae urbem, quae et praesidio et ornamento sit civitati*. Wieder ist darauf zu schauen, was gesagt und was nicht gesagt wird: Avaricum wird nicht als Hauptstadt oder dergleichen bezeichnet. Aber es ist militärischer Schutz (Fluchtborg) des Stammes. Und es ehrt den Stamm und mehrt sein Prestige durch seine Schönheit. Die Stelle, deren Wert ich schon oft betont habe, ist ein unschätzbares Zeugnis dafür, dass mindestens im spätesten La-Tène bewusst Anlagen geschaffen wurden, die einer Stadt in keltischen Augen – nicht

¹⁵ Caes. b. G. 1, 32, 5 *Sequanis ... quorum oppida omnia in potestate eius essent*. Modernen Übersetzern kann dies den Eindruck erwecken, als hätte Ariovist alle Städte in seiner Gewalt, was als Lüge Caesars zu betrachten sei. Ob Caesar absichtlich zweideutig formuliert hat, bleibt unklar, für den römischen Leser ergab sich eine solche Interpretation keineswegs zwingend aus diesen Worten. Derselbe Caesar erzählt bald danach, dass Ariovist den **Versuch** machte, bei dem Nahen der Römer Vesontio zu besetzen, er selbst ihm aber zuvorkam (ebd. 1, 38, 1. 7). Der Ausdruck „*in potestate*“ heißt nur, dass – wie es dann ja auch versucht wurde – die Städte der Sequaner in Griffweite Ariovists lagen, seinem Zugriff stets ausgesetzt: „*in potestate*“, nicht „*sub imperio*“ oder „*occupata*“.

¹⁶ Caes. b. G. 7, 14, 1–9 mit Betonung auch der Nahrungsmittelversorgung (*commeatus*). Aus dem späteren Bericht geht hervor, dass z. B. Gergovia und Alesia, sicher auch Bibracte, nicht niedergebrannt worden waren, wohl im Vertrauen auf die Erfahrungen im Kimbern-

krieg (s. u.). Das Weiterbestehen Bibractes geht z. B. wohl aus ebd. 7, 63, 5; 7, 90, 7; 8, 2, 1; 8, 4, 1 hervor.

¹⁷ Es geht um die politische und militärische Bedeutung der Tatsache, dass der Caesarfeind Litavicus dort aufgenommen worden war, und zwar, wie Caesar ausdrücklich sagt: „*ab Haeduis*“, nicht (nur) von den Bewohnern, sondern vom Stamm insgesamt (vielleicht wenigstens symbolisch). Das zeigt, als wie wichtig die Haeduer die Stadt ansahen, zugleich aber nennt es nicht die Stadtbewohner selbst als Handelnde.

¹⁸ Das ist (im äußersten Fall!) nur zum Teil auf landschaftliche Schönheit zu beziehen, denn die schöne Lage der Stadt wäre ja bei einem Wiederaufbau dieselbe geblieben. Auch hätte es etwas Peinliches, im Kriegsrat zu sagen: „Aber sie liegt so herrlich“, statt sich auf durch Brand für immer zu vernichtende menschliche Werke zu berufen. Es geht um **zerstörbare** Schönheit.

unbedingt in denen der Römer – besondere Würde und Zierde verleihen sollten, also offenbar wenigstens **auch** nach ästhetischen Gesichtspunkten geplant wurden. Man darf an Tempel, vielleicht sogar an „öffentliche Bauten“ wie „ausgeschmückte“ Straßenanlagen (etwa hölzerne Arkaden) denken, vielleicht an bewusst schöne Häuser, die Adelige sich im Wettstreit erbauten. Es geht um „gefühlsmäßige“ Kategorien, um das Ansehen des Stammes, der seinen Stolz in diese seine größte Stadt setzt, nicht aber um politische Funktionen der Stadt. Der eingeschränkte Superlativ lehrt, dass Städte anderer Stämme mit Avaricum rivalisierten¹⁹, also entweder auch die Schönsten zu sein versuchten oder wenigstens einige Schönheit gewinnen wollten.

Die Nachricht nennt also klar und treffend die engen Grenzen der Geltung selbst eines so bedeutenden Oppidums. Aber sie sagt doch auch wieder viel: Hier begann eine Art moralischer Identifizierung mit seiner größten Stadt, die ja offenbar deswegen besonders ausgebaut worden war (wenn auch eben ohne politische Folgen). Aber in der Wertung als fast schönste Stadt, einer irrationalen Kategorie, zu der auch die Funktion als *ornamentum* zählt, lag ein Ansatz, aus dieser Stadt einen Bezugspunkt für den ganzen Stamm zu machen, für dessen Ehre und Ansehen. Man hing sein Herz an diese Stadt. Das konnte sie ohne weiters einst zu einem wesentlichen Identifizierungsobjekt für den Stamm werden lassen. Wir tun hier einen kulturhistorischen Blick in das Kunstempfinden des freien Gallien vor seinem Ende, vielleicht auch in eine lebendige Entwicklung des damaligen Städtewesens. Aber sie hatte zugleich auch noch nicht darüber hinausgeführt, blieb also bisher ganz deutlich noch im hergebrachten Rahmen. Dass wichtige Zentren anderer Stämme wie Bibracte, Gergovia oder Vesontio versucht haben, damit in Wettstreit zu treten (s. o.), wird nicht ausdrücklich berichtet, doch ist ein Schluss *ex silentio* keineswegs möglich²⁰. Begann hier also ein Neues gerade dann, als Caesar der autonomen gallischen Entwicklung ein Ende setzte?

Cicero spricht einmal von der außerordentlichen Hässlichkeit gallischer Oppida²¹. Das ist kein Gegenargument

gegen Caesars Bericht über Avaricum. Zum einen hat Cicero ein argumentatives Interesse an einer solchen Beschreibung, denn er betont, Caesar wolle nur aus Pflichttreue eine Verlängerung seiner gallischen Statthalterschaft, denn nichts sonst halte ihn in dem wilden und hässlichen Land. Zum anderen spricht Cicero sicher auch aufrichtig, da, verglichen mit Rom und den Städten Italiens, die gallischen Oppida keine Reize für den gewöhnlichen mediterranen Betrachter haben konnten. Caesar legt die Begeisterung über die Schönheit Avaricums Galliern in den Mund²².

Für die Städte als wirkende „Zentren“ ist abschließend zu sagen, dass diese Oppida also kein politisches „Hinterland“, kein ihnen attribuiertes Territorium hatten. Hier war der Stamm unvermindert das Ganze, die Stadt nur eines seiner Elemente und nie formeller Entscheidungsträger. Es gab weder Stadtbürger als eine politisch oder sozial konstituierte Schicht, nur weiterhin Adel, Druiden und *plebs*, und ebenso wenig gab es eine Machtentwicklung irgendeiner Stadtgemeinde. In allen Berichten Caesars von Machtbildungen vor und in seiner Zeit, von innenpolitischem Streit (etwa der Macht des Dumnorix) und Entschlüssen zu politischen und militärischen Taten spielt kein Oppidum eine entscheidende Rolle; auch die Bibracte ist militärischer und psychologischer Natur, aber der Stamm handelt. Keine gallische Stadt hatte nach Caesar eine eigene Willensbildung, die für den Stamm galt, keine war ein Zentrum selbständiger oder bestimmender Machtausübung.

Es gibt eine Nachricht des Hirtius, die das näher beleuchtet: Der Cadurker Lucterius hatte hohe Macht in seinem Stamm gehabt, sicher als einer seiner *principes*, vielleicht sogar als der größte *princeps*, im Besitz des *principatus* im Stamm (natürlich nicht juristisch zu verstehen); im Jahr 51 v. Chr. besetzt er mit seinen Truppen (und denen des Drappes) *Uxellodunum, quod in clientela fuerat eius, ... oppidanosque sibi coniungit*²³. Der übergeordnete politische und soziale Faktor ist Lucterius, die Städter agieren nur als seine Klientel. Die feste Lage der Stadt hat reale militärische Bedeutung, die Stadteinwohner handeln erst, als Lucterius sie dazu inspiriert

¹⁹ Vielleicht nennen deswegen die Biturigen höflicherweise ihr Avaricum nur die „fast“, „annähernd“ schönste Stadt Galliens.

²⁰ Diese für uns so interessante Nachricht wird nur nebenbei und fast zufällig anlässlich des Niederbrennens **und** anlässlich der Bitte der Biturigen erwähnt. Wo nicht beide Voraussetzungen zuträfen, hatte Caesar keinen Grund, von einer – gallisch subjektiv gesehenen – Schönheit einer Stadt zu berichten.

²¹ Cicero (prov. 29) nennt in rhetorischer Frage als unmögliche Gründe für Caesars Bleiben wollen ironisch *amoenitas ... locorum, urbium pulchritudo* etc. Er gibt dann darauf selbst die Antwort: *quid illis terris asperius, quid incultius oppidis* etc. (Auf diese Stelle wies mich V. Salač hin).

²² Dass er, der dem *muris gallicis* einigen ästhetischen Reiz zugestand (Caes. b. G. 7, 23, 5), auch die gallischen Oppida nach jahrelangem Aufenthalt anders sah als der rhetorische Cicero, wäre möglich, wir wissen es aber nicht. Es ist interessant, dass auch Tacitus (Germ. 16, 2) der bescheidenen Dekoration germanischer Hausmauern eine winzige Aufmerksamkeit widmet. Siehe dazu die Deutung von PERL 1990, 179 f.

²³ Caes. (Hirtius) b. G. 8, 32, 2. Diese *oppidani* bleiben bis zuletzt treu (ebd. 8, 34, 1; 8, 37, 2; 8, 39, 1; 8, 40, 1. 4. 5; 8, 41, 2.–3. 6; 8, 42, 1; 8, 43, 2. 4.–5).

(dann allerdings halten sie auch ohne ihn am Freiheitskampf fest – dazu Caes. b. G. 8, 39, 2–3).

2.7 Systole, Diastole und Ethnogenese

Wenn man den Lauf der Weltgeschichte überblickt, so ist es erstaunlich, wie oft entscheidende kulturelle, aber auch politische Impulse von auffällig kleinen Gebieten ausgehen. Hier sehen wir eine besondere Funktion der „Mitte“, nämlich latent „alles“ zu sein; eine besondere Funktion des „Zentrums“, nämlich in wörtlicher, gesteigerter Konzentration höchste Intensität und Schöpferkraft voll und ganz zu verkörpern, wenigstens eine Zeit lang eine fast unerschöpfliche Kraft des „Prägens“, des Befruchtens, des Individualisierens auszuüben. Denn gerade die Individualität bleibt eines der unerforschlichen Geheimnisse historischen Werdens und historischen Lebens. Ihr Zusammenhang mit dem ebenfalls undefinierbaren Phänomen der Identität einer Kultur, einer Gesellschaft, eines Landes, eines Stammes, eines Volkes liegt auf der Hand.

Dass solche Begriffe undefinierbar sind und jeder genauen Gliederung spotten, darf uns nicht verbieten, sie zu verwenden. Sie verdanken ihre Vieldeutigkeit gerade unmittelbar sowohl ihrer mächtigen Realität wie ihrer Ganzheitlichkeit. Sonst dürfte man ja auch nie von „Kunst“ reden. Das gilt auch von modernen Versuchen, die Begriffe „Stamm“ und „Volk“ durch „Ethnos“ zu ersetzen. Denn dadurch gerät Ethnos entweder sofort in dieselbe Skylla und Charybdis der Inhalte und Bedeutungen oder bleibt völlig leer, damit aber fast entbehrlich.

Es ist der Systole eigen, dass häufig eine Kultur, je intensiver sie wird (wie Athen im 5. und 4. Jh. v. Chr.), umso mehr gerade sie selbst ist.

Systole als eine sehr spezielle Ausbildung des Phänomens „Zentrum“ ist Konzentrierung **auf** und **für** einen Wert (oder Wertekomplex), sie hat einen Zweck, sie intensiviert diesen Wert. Aber dieser höchstgesteigerte Wert kann dann eben als solcher zu Mission oder auch Eroberung in der Ferne führen, und zwar eben um dieser Werthaftigkeit (und ihrer Träger) willen, also zu einer Diastole.

Solchen darauf folgenden – politischen oder kulturellen – Ausbreitungen sind oft nur sehr ferne Grenzen gesetzt; vehementer Impuls und Wirkungsmacht stehen in einem merkwürdigen wechselseitig stärkenden Dialog. Entgegen mancher gängigen Meinung wechseln Systole und Diastole keineswegs immer nur ab, oft korrespondieren sie vielmehr unterirdisch. Das Imperium Romanum der Republik und dann vollendet in der Kaiserzeit ist zweifellos eine weltweite, mit unwiderstehlicher Vehemenz vorgetragene Diastole des Phänomens „Rom“, jedes Zentrum und jede Polyzentrik

austilgend. Aber solange dieses Reich unerschütterlich in sich verbunden blieb, war es zugleich eine stets neue Systole alles Lebens und Entscheidens, politisch wie kulturell, in dieser einen, flächenmäßig winzigen, alles lenkenden Stadt.

Nennen wir noch Athen als den Herkunftsort einer ganz unproportionalen Mehrheit der hellenischen Kulturleistungen. Dieser relativ kleinen Stadt mit sehr bescheidenem Territorium entstammen nicht nur das Drama selbst, sondern auch so gut wie der ganze Bestand an griechischen Tragödien, die Mehrzahl an griechischen Komödien. Dasselbe gilt von fast der gesamten griechischen Philosophie in vorchristlicher Zeit, die jonischen Naturphilosophen und die Eleaten u. a. ausgenommen, die ihrerseits aus einem sehr moderaten Gebiet an der Westküste Kleinasiens oder im äußersten Südwesten Italiens kamen. Dabei erfolgte die Diastole attischer Kultur völlig freiwillig, durch ungezwungene Faszination auf die Umwelt.

All das darf nicht als Regel aufgestellt werden, aber ein unleugbares Phänomen bleibt es.

Es ist auch auf die uns bekannten Beispiele von Ethnogenese als **Kulturgenese** reichlich anwendbar, ja es scheint der schöpferische und unerhörte Vorgang des Werdens geradezu der extremen Intensivierung zu bedürfen. Die sumerische Kultur, die für den Vorderen Orient und noch darüber hinaus auf Jahrtausende entscheidend wurde, war am Beginn nur die Sache einiger Städte im südlichsten Mesopotamien. Die Hellenenkultur, die Europa, aber auch den Orient nach Alexander auf das Reichste beschenkte, hatte ihre Heimat im eher kleinen Griechenland und auch hier, besonders bei ihrer Entstehung, in wenigen, kleinen Landschaften. Die Reihe ließe sich noch weiter fortsetzen.

Diese Beobachtung scheint auch für das Keltentum zu gelten. Soweit die Archäologie uns Hinweise auf die Ethnogenese der Kelten gibt (PAULI 1978, 443 ff.; FISCHER 1986, 209 ff.; vgl. DOBESCH 2001a, 602 ff. 619 f.), scheint sie sich in einem überschaubaren und eher engen Bereich abgespielt zu haben, zu dem vielleicht bald ein konkurrenzierender zweiter trat. Vor allem ist zu betonen, dass es sich um eine der mächtigsten und eigenartigsten Kulturgenesen Europas handelte. Denn damals entstand ein neues, in sich geschlossenes Bild von Göttern, Menschen und Welt, ein Lebensideal und ein höchst eigenartiger Kulturstil. Was hier in relativ kurzer Zeit geschaffen wurde, hat dann einen sehr großen Teil Europas und auch ein Stück Kleinasiens mit seiner Kraft umspannt und ist heute nach zweieinhalbtausend Jahren noch nicht am Ende seiner Geschichte; mag es sich von einem einseitigen Standpunkt aus jetzt auch nur mehr um Randbereiche zu handeln scheinen.

Wir sprachen von relativ kurzer Zeit. Das ist in der Geschichte eher die Regel. Die Auswertungen und Entfaltungen eines Menschenbildes können unermesslich sein und das Vorhandene in immer neue Formen und neue Ideen ausmünzen, die Entstehungszeit ist oft mehr konzentriert. Aber dennoch geschieht eine neue Schöpfung selten in einem einzigen Geniestreich, sondern die Konstitution geht eher, wie es in Ägypten der Fall gewesen zu sein scheint, und ebenso in Sumer, in zwei, drei gewaltigen Schritten vor sich. Die Ausstattung des Grabes von Hochdorf zeigt einen neuen Einfallsreichtum, eine neue Verve und Dynamik, eine neue Energie, ja Freudigkeit, die über Hallstatt deutlich hinausgehen und schon ein beträchtlicher Schritt in Richtung auf La-Tène sind. Als dann gegen 400 v. Chr. wandernde Kelten in den mediterranen Bereich und damit in die Möglichkeit historischer Wahrnehmung traten, scheint die Entwicklung im Wesentlichen schon abgeschlossen gewesen zu sein.

Wir haben oben den schon in der Entstehung vorhandenen Polyzentrismus erwähnt. Dieser ist natürlich nicht der einzige Typ von Ethnogenese. So war das vordynastische Ägypten zwar reich an verschiedenen kulturellen Landschaften, das „Ägyptische“ aber ist wohl in strenger Konzentration um den Pharao herum entstanden. Ein gleich von Beginn an vorhandener Polyzentrismus, der im Wesen des entstehenden Volkes (Kultur) angelegt ist und von ihm nie mehr zu trennen ist (!), lag offenbar bei den Sumerern, bei den Phönikiern, bei den Hellenen und bei den Etruskern vor.

Gehören auch die Kelten in diesen Typus mit all seinen machtpolitischen Nachteilen? Man darf es wenigstens vermuten, da er ihrer gesamten späteren Geschichte wie eingebrannt war. In dem Gemeinschaftserlebnis (nicht Kollektiv!) der neuen geistigen Welt mögen, vielleicht mit geringer zeitlicher Verschiebung, mehrere Zentren in Südwestdeutschland und Ostfrankreich mitgewirkt haben, ja jedes dieser Einzelzentren kann, wie in Griechenland, seine eigenen Leistungen wie Besonderheiten beigesteuert haben. Oder weist das Ende der sogenannten „Fürstensitze“ und ihrer weiten Streuung auf einen zeitweise mehr geschlossenen, politisch-sozialen Vorgang mit gemeinsamem, größerem Impuls hin? Aber die „gallisch-westgermanische Revolution“ zeigt, so wie das Scheiden der Könige und danach die entstehenden Zentren der Tyrannis in Griechenland, dass generelle Tendenzen zwar fast allgemein, aber doch in ganz individueller Spontaneität zu wirken vermögen, in eine Fülle einzelner Aktionen aufgespalten.

Vielleicht ist auch die alte Genese der indogermanischen Sprachfamilie polyzentrisch zu denken, ungemein eng verbunden, aber nie mit nur einer Sprache.

Das Germanentum der späten Kaiserzeit erfuhr seine damalige Ethnogenese grundsätzlich in einem Plural von Völkern, in relativ kleinen, getrennten Zentren und keineswegs in Ort und Zeit einheitlich. Antike Berichte erlauben doch einige Einsicht. Die neue Konzeption des Großstammes hat vielleicht bei den Alemannen begonnen, aber sehr schnell weiter gezündet, bei Franken, Sachsen usw. und bei der völlig neuen Aktivität der Goten. Also ein Trend, eine Idee, die überall dann spontan und in eigener Weise wirkte. Nach 213 n. Chr. treten die neuen großen Feinde Roms in eher rascher Abfolge auf. Doch gab es auch Nachzügler wie die Bajuwaren. Aber hier scheint die Genese etwas flächiger geschehen zu sein als bei den Kelten. Aber wer weiß, welche Überraschungen der Boden noch bringt.

Auch auf dem Höhepunkt ihrer Ausbreitung waren die Kelten dezidiert eine reiche Welt ganz eigener Zentren, La-Tène schuf sich in der Expansion ein weitgespanntes polyzentrisches Gefüge. Sehr schnell breitete sich das Neue aus, sei es durch freiwillige Übernahme des neuen Lebens- und Heldengefühles sowie seines Formenschatzes, oder aber durch lange Zeit immer neu entstehende, unsystematische und spontane Wanderungen aus den verschiedensten Anlässen heraus. **Beides** führte unmittelbar zur Bildung einer Überfülle eigener, eigengesetzlicher Zentren verschiedenen Ranges. Ob nun ausgewandert oder sich anderswo selber neu konstituierend, die vielen Keltenstämme scheinen sich, zumindest sobald wir ihrer ansichtig werden, durchaus nicht dem alten Zentrum (den alten Zentren) untergeordnet zu haben, ganz genauso wie die meisten Städte der ersten und zweiten Kolonisation der Griechen.

Diese Vorgänge, so selbstverständlich sie zum Teil scheinen können, sind doch wohl eine politische Aussage über jenen ersten, entscheidenden Raum der Entstehung von La-Tène und bestimmten den gesamten Verlauf der keltischen Geschichte im Altertum und darüber hinaus.

Wenn eine prägende Mitte ihre Kraft in eine so enorme „Peripherie“ ergießt, so kann diese das Dasein als Peripherie abstreifen. Und das alte Zentrum kann erleben, dass es, wenn seine Arbeit getan ist, nicht mehr – und schon gar nicht in allem – Zentrum bleibt, sondern diese Stellung abgeben muss. Ein schöpferisches Zentrum schafft um sich immer neue Zentren, auch auf eigene Kosten.

Die von den Galliern verehrte „Mitte“ Galliens im Land der Carnuten lag wohl außerhalb des altkeltischen Siedlungs- und Kulturbereiches, war also ein neues Zentrum.

Der ehemalige westliche Hallstattkreis trat später weder für die Gestaltung der politischen Geschichte des Keltenums noch für die Entwicklung seiner weiteren Kultur und Kunst besonders hervor.

2.8 Gegenbewegungen gegen den Polyzentrismus; Hegemonie und Prostasie

Griechenland, eines der geopolitisch gefährdetsten Länder Europas, genoss in seinem Werden den historischen „Zufall“, dass es just damals von keiner Seite bedroht war. So entwickelte es ein politisches, polyzentrisches System, das nur in Sonderfällen Machtballungen ermöglichte, im Wesen aber bloß für diesen damaligen Zufall geeignet war.

Auch die Kelten scheinen in der Zeit ihrer Ethnogenese von keinem wesentlichen äußeren Feind bedroht gewesen zu sein. Ja sie scheinen ihrerseits relativ rasch aggressiv und expansiv geworden zu sein. So konstituierten auch sie sich wohl in einem gänzlich ungesteuerten Polyzentrismus.

Übrigens war beides auch bei den Germanen der Neuverdung ab dem Ende des 2. Jhs. n. Chr. der Fall. Das Imperium Romanum war für sie eine Herausforderung, aber keineswegs eine Gefahr. Im Gegenteil, es wurde das Ziel der Abenteuersehnsucht. Nicht einmal gegenüber der Hunnengefahr erwachte ein politischer Wille in ihnen, ja ganz im Gegenteil, sie wurden die Vertriebenen oder Beherrschten.

Im frühen Griechenland erwuchs mit einem klarer werdenden Einheitsgefühl der Hellenen von selbst und noch ohne äußeren Druck eine Vorstellung der Prostasie, des Ehrenvorranges unter den Hellenen. Sie entwuchs vielleicht dem griechischen Wesen, das sich selber stets die Schicksalsfrage von „besser und schlechter“, „höher und tiefer“, „größer und kleiner“ stellte. Sparta glitt als bei weitem stärkste Macht im 6. Jh. v. Chr. ganz von selbst in diese Rolle. Schon hier beobachten wir zwei ideelle Ebenen: In seinem Peloponnesischen Bund war es durch formelle Verträge der Anführer im Krieg und daher auch im Frieden der Hegemon. Auf dieser konkreten Machtbasis gründete der völlig informelle Anspruch, auch weit über den Bund hinaus eine im Großen lenkende Aufgabe und eine Wächterrolle innezuhaben. Sparta bewährte dies etwa in seinem Vorgehen gegen Tyrannenherrschaften. Es handelte einfach, ohne Vertragsgrundlage, und seine Würde war schlechthin manifest.

In ganz ähnlicher Weise etablierten im 20. Jh. bis in unsere Zeit die USA durch Bündnisysteme ihre konkrete Macht und üben, darauf gestützt, eine Art Weltprostasie aus, ohne oder fast ohne Vertragsrechte, ein rein „moralischer“ Anspruch.

Relativ enge Hegemonie und umfassendere Prostasie waren für die griechische Staatenwelt die Suche nach einem Zentrismus im **fortbestehenden** Polyzentrismus. Es ist eine

tragische Ironie solcher Kulturen, dass gerade dieses Streben nach Ordnung letztlich eine unheilbare Unordnung hervorruft. Hellas war trotz ungezählter kleiner, lokaler Kriege ein weit ruhigeres und friedlicheres Land, nicht in einer „Ordnung“, sondern in besserem „Zustand“, solange noch keine Prostasie bestand bzw. niemand deswegen mit Sparta rivalisierte.

Denn die Bedrohung durch das persische Weltreich zwang die Griechen zu einer Machtentwicklung, zu einer neuen Strukturierung, die dem Wesen ihrer politischen Kultur im Grunde widersprach. Die Abwehr gelang, doch als ihr Erbe hinterließ sie einen neuen Polyzentrismus, nämlich einen Dualismus: Sparta mit seiner Landmacht und Athen mit seiner Flotte als die zwei gleich starken Retter. Für ein paar Jahre verhinderte der athenische Staatsmann Kimon den Zusammenprall, aber dann brach dieser los, und im Grunde wurde er nie beendet. Vor allem seit Persien gar nicht mehr drohte, wurde der Hass unheilbar. Athen wie Sparta, immer egoistischer, herrschsüchtiger, machtbesessener werdend, verspielten Prostasie wie Hegemonie, Theben als neuer Prä-tendent brachte die letzte Verwirrung. Und die kämpfenden Griechen scheuten sich nicht, die persische Großmacht in ihre inneren Streitigkeiten mutwillig hereinanzuziehen, so dass sie bisweilen sogar den Ausschlag gab. Die Kämpfe der Führenden gegeneinander waren unrettbar verbunden mit inneren Kämpfen in allen Städten selbst.

Es wird immer noch zu wenig beachtet, dass diese Grundzüge alter hellenischer Politik in erstaunlichem Maße – natürlich nicht in allem – das politische Leben im Gallien der Zeit Caesars bestimmten. Caesar schildert uns dies in ganz klaren Worten, die den Meister der Politik erkennen lassen²⁴. Dabei sei betont, dass das keineswegs auf alle Keltengebiete außerhalb Galliens²⁵ und ebenso wenig auf frühere Zeiten extrapoliert werden darf: Caesar beschreibt sein ganz konkretes und aktuelles Gallien.

In Gallien bestehen, so sagt er, nicht nur in allen Stämmen, Gauen und Unterteilungen, sondern fast in jeder Familien- und Hausgemeinschaft Parteiungen. Deren Anführer seien die bedeutenden Männer des Stammes, deren *auctoritas*, Urteil und Rat die höchsten seien. So habe jeder aus der *plebs* gegen einen Mächtigeren eine Hilfe, da jeder dieser Ersten keinen der Seinen bedrücken und überwältigen lasse, weil er ja so selber seinen Einfluss und sein Ansehen gefährde.

Hier scheint primär von der *plebs* gesprochen zu werden, doch geht das aus Caesars Worten nicht hervor, denn gerade

²⁴ Caes. b. G. 6, 11–12 und in vielen über die *commentarii* verteilten Einzelaussagen. Siehe DOBESCH 1980, 236 ff. 257 ff. 463 ff.

²⁵ So besaß etwa Britannien anscheinend keinen *principatus*/Ehrevorrang.

der Schutz der *plebs* beruht auf dem alle umfassenden Widerstreit großer Adelliger um Einfluss im Stamm, da mit den „*domus*“ doch wohl nicht nur Unedle gemeint sind, ebenso mit dem Zank im Stamm oder Gau. Auch der Einfluss der *principes* beruht kaum nur auf der *plebs*, sondern, wie in Caes. b. G. 6, 15, 2 gesagt wird, auf *genus* und *copiae*, auf *ambacti* und *clientes*. Wahrscheinlich setzt er hier die Grundlinien von Anhängerschaft, Gefolgschaft und Klientel auseinander, um nach dem „höchsten Ansehen und Einfluss auf Entscheidungen“ dann konkret auf die fast extreme Schutzbedürftigkeit der *plebs* einzugehen. Man beachte, dass Caesar nicht, wie man nach ebd. 6, 11, 5 meinen könnte, sagt, dass es überall nur zwei *factiones* – und daher nur zwei *principes* – gebe. Es ist mit einer Mehrzahl von adeligen „ersten Männern“ zu rechnen, deren Kampf um den Vorrang nicht zum geringsten Teil darin besteht, einen anderen „Ersten“ zu treffen, indem man dessen Klientel trifft. Caesar schildert hier reale Machtkämpfe, denn das negativ besetzte Wort *factiones* hat nur Sinn, wenn damit Zerrissenheit, fiebernde Uneinigkeit und streitende Gegensätze gemeint sind. Der Historiker erkennt bei dieser Schilderung einmal mehr, dass gleichartige Strukturen größte Unterschiede bedingen können, je nach der Art, wie ein Volk mit ihnen umgeht. Bei den auf Gemeinschaftssinn ausgerichteten Römern waren die Klienteln ein stabilisierender Faktor und ein Element des Zusammenschlusses, bei den stets und leidenschaftlich streitenden Galliern ein Mittel zu Streit und Hass, zu Uneinigkeit, das vom Gesamtstamm bis in fast jedes Haus hinein wirkte. In Rom gehörten jede *domus*, ja ganze Landstädte in der Regel als Ganze der Klientel eines *nobilis* an, und wir haben denn auch keine aufregenden Schilderungen, wie in Familien, Landschaften, Städten gegeneinander für diesen oder jenen großen *princeps* gestritten wurde. Caesar kannte die Mechanismen römischer Politik wie kaum ein anderer, und er hob in seiner Schilderung genau und klar den Unterschied zu Rom heraus.

Caesar vollzieht von dieser sehr plastischen Schilderung des Innenpolitischen, oft Privaten, den Schritt zur Außenpolitik, zur größten Politik, ja zur Zeichnung der Grundzüge gallischer Geschichte: Dieselben Prinzipien und Methoden (*ratio*) gelten auch in der Gesamtheit des politischen Lebens

Galliens selbst, denn alle Stämme seien in zwei Parteien geteilt. Als er nach Gallien gekommen sei, seien die Anführer (*principes*) der einen die Haeduer gewesen, die der anderen die Sequaner²⁶.

Dieser Kampf um den *principatus totius Galliae* (Prostasie, Ehrenvorrang) war in der Tat das *perpetuum movens* politischer Bestrebungen, die immer wieder Gallien zur Gänze oder zum Teil involvierten, namentlich in nie ganz endende Kriege stürzten. Wir verstehen dies erst dann, wenn wir die Frage nach dem „Ersten“ als eine der heftigsten Leidenschaften des Galliers und als völlig unvermeidbar erkennen, innerhalb des Stammes, wie es Caesar (s. o.) erzählt, in der Gesamtheit und auch im Privatleben, wo es über der Frage des ersten Ansehens beim Gastmahl, das sich im Erhalt des Ehrenstückes des Bratens ausdrückte, spontan zu blutigen Kämpfen kam²⁷. Diese Kategorie gemeinschaftlichen Lebens ging den Galliern letztlich über alles.

Caesar (b. G. 6, 15, 1) bezeugt, dass es fast jährlich irgendwo in Gallien Krieg gab, in dem sich die *equites* „alle“ engagierten²⁸. Offenbar zogen, wie im ältesten Griechenland, von überall her die kampfersessenen Ritter ihren jeweiligen Freunden, Gastfreunden und Verschwägerten zu Hilfe²⁹. Wie leicht hier Adelige aus den um den Prinzipat ringenden Stämmen und gar diese selbst hereingezogen werden konnten, so dass auch solche Kriege zu einem etwas generelleren Kräftenessen wurden, ist klar. Durften doch, nach der von Caesar genannten Gleichheit der Prinzipien, auch große Stämme (und nicht nur die des *principatus*) keinen der Ihren „unterdrücken, überwältigen“ lassen. Die Prostasie wird sich vielleicht in der Veranstaltung der gallischen Landtage³⁰, sicher aber in deren Verlauf sehr deutlich und auch sehr peinlich gezeigt haben.

Daneben steht, dass, wie wir sahen, in jedem republikanischen Stamm um den Vorrang einzelner Männer und Familien im Stamm gestritten wurde, um das Maß von Einfluss und Macht und doch wohl auch darum, wer der Zweite nach dem Ersten war (so sehr, dass der Streit bis in die Familien hineinging). Da große Adelige die Netze ihrer Politik und ihres Ansehens auch weit außerhalb des eigenen Stammes zu anderen Großen knüpften, um Macht zu erhalten, ergab sich die Möglichkeit zahlreicher Wechselwirkungen.

²⁶ Vor letzteren waren es die Arverner gewesen.

²⁷ Poseid. FGrH 87 F 116 = Theiler 169; 16 = Theiler 171a = Edelstein/Kidd 68; Theiler 171b = Edelstein/Kidd 275.

²⁸ Ich betone nochmals, dass das nicht heißt, dass überall ununterbrochen Krieg war.

²⁹ Die Heiratspolitik (es war Politik!) des Adels war, wie zu allen Zeiten der Geschichte, eine ganz internationale, vgl. Caes. b. G. 1, 18, 6–7.

In denselben Kontext fällt auch die bekannte Ehe des Ariovist mit einer Norikerin (ebd. 1, 53, 4); von den germanischen Edlen wird dasselbe gegolten haben wie von den gallischen.

³⁰ Vgl. Caes. b. G. 1, 30, 4–5, wo sicher Diviciacus dasselbe große Wort führte wie bei den anschließenden Geheimverhandlungen (ebd. 1, 31, 3 ff.).

In sehr vielen Stämmen wurde erbittert um Königtum, Adelsrepublik und neues Königtum gerungen. Wie eng verschmolzen solches jeweils mit dem ständigen inneren Streit in Gauen und Familien sein musste, liegt auf der Hand. Aber auch hier vernetzten sich diese Fragen wohl mit den vielen Aspekten persönlicher Fernbeziehungen und auch mit dem Kampf um lokalen oder umfassenden Vorrang. Orgetorix, Dumnorix und Casticus verbanden ihre überstammliche Verschwörung zum Gewinn führender Macht zugleich mit dem Streben eines jeden nach Königtum im eigenen Stamm, einander natürlich unterstützend.

Wir erhalten nicht nur den Einblick in eine – durchaus auch altgriechische – fixe Idee von Geltung und Ehre (der homerische Held starb für sie wie Aias), sondern auch in die ungezählten Möglichkeiten, mit denen sich innerer und lokaler Streit und gesamtgallischer Vorrang miteinander verquicken und zu erbitterten Kriegen führen konnten.

Aber nicht nur die gesamtgallische Geltung, auch eine landschaftliche konnte gefragt werden. Hier können nicht alle Beispiele gebracht werden, es sei auf die Veneter hingewiesen, die an einem großen Teil der gallischen Küste weit hin die größte – aber offenbar nicht die einzige – *autoritas* hatten³¹. Die Remer waren mit den Stämmen der Belgica *propinquitatibus affinitatibusque* (beides Plural!) *coniuncti* (Caes. b. G. 2, 4, 4) und bezeichneten die Suessionen als *fratres consanguineosque suos, qui eodem iure et isdem legibus utantur, unum imperium unumque magistratum cum ipsis habeant* (Caes. b. G. 2, 3, 5; siehe SORDI 1953, 111 ff. und DIES. 2002, 23 ff.) – eine solche Verbindung verhinderte nicht eine ganz verschiedene Politik gegenüber Rom. Der boische Splitter, der mit den Helvetiern gezogen war, wurde, auf Bitten der Haeduer an Caesar, auf haeduischem Gebiet angesiedelt, offenbar als ganz abhängige Klienten, aber die Haeduer gaben diesen bald

eine zusätzliche Ehre: *postea in parem iuris libertatisque conditionem atque ipsi erant, receperunt* (Caes. b. G. 1, 28, 5). Unter den Belgiern waren die Bellovaker *et virtute et auctoritate et hominum numero* die Stärksten (Caes. b. G. 2, 4, 5)³². Bei den Suessionen war nicht allzu lange vor Caesar König Diviciacus der mächtigste Mann ganz Galliens gewesen: *qui cum magnae partis harum regionum, tum etiam Britanniae imperium obtinuerit* (Caes. b. G. 2, 4, 7)³³. Es ist bemerkenswert, dass ein solches Stämmereich nicht mit dem *principatus totius Galliae* eines anderen Stammes kollidieren muss: Galliens Strukturen waren überaus vielgesichtig und zum Teil bemerkenswert frei. Vom Atrebaten Commius (König durch Caesar) galt als Einzelperson im Küstengebiet Galliens (und vielleicht auch in dem des gegenüberliegenden Britannien): *cuiusque auctoritas in his regionibus magni habebatur* (Caes. b. G. 4, 21, 7). Derselbe war, wieder als Einzelperson, durch ein *hospitium* mit dem Gesamtstamm der Bellovaker verbunden³⁴.

Geltung, lokale Machtgebiete, formaler und informeller Einfluss, Gleichheit, Überlegenheit, „Verwandschaft und Bruderschaft“ von Stämmen und vieles andere vermischte sich, immer auch im Hinblick auf die genannte Prothese eines Größten und auf die ständigen Kriege, zu einer kaum mehr trennbaren Verflechtung.

Dabei waren die – offenbar über ganz Gallien verstreuten – Machtsysteme dieser Größten auch alles eher als einheitlich³⁵. Die Palette der Verbundenheiten reichte von *sub imperio*, Tributpflichtigen und Unterwürfigen bis zu Klienten, von freien, vertraglich verbundenen Gefolgschaftsleistenden bis zur Stellung *in fide atque amicitia* und zur Reichweite von *auctoritas*³⁶.

Angesichts eines solchen Inventars politischer Mittel der Kelten nimmt es nicht wunder, dass auch im *regnum Noricum* vielleicht nicht alle Stämme gegenüber den führenden No-

³¹ Caes. b. G. 3, 8, 1 *huius est civitatis longe amplissima auctoritas omnis orae maritimae regionum earum*.

³² Dennoch wurde wegen seiner persönlichen Qualitäten im Kampf des Jahres 57 v. Chr. der Oberbefehl im antirömischen Bündnis an den Suessionenkönig Galba gegeben (ebd. 2, 4, 7): man sieht, die Vielseitigkeit gallischer politischer Gestaltung ist kaum aufzählbar.

³³ Der Ausdruck „*totius Galliae potentissimum*“ bedeutet nur, dass er jener Gallier gewesen war, der die meiste persönliche Macht hatte, nicht dass er die Vormacht über ganz Gallien besaß. Bei der Erwähnung Britanniens ist nicht an eine Herrschaft über ganz Britannien zu denken, sondern an eine *magnae partis ... Britanniae*.

³⁴ Caes. b. G. 7, 75, 5 *Bellovacum ... pro eius hospitio*. Natürlich mögen solche Beziehungen geistig zugleich dem **König** Commius gegolten haben, aber nach Caesars Worten gehörten sie doch ihm als Person zu.

³⁵ Die Freunde, ja wohl auch die Gefolgschaft leistenden Stämme und erst recht die, die diesen oder jenen Stamm als *princeps* anerkennen, sind keineswegs ein geschlossener geographischer Bereich, sondern

anscheinend wie ein Fleckerlteppich einander durchsetzend über Gallien hin verstreut. Dazu treten die lokalen Vorsteherschaften, wie die der Veneter an der Ozeanküste, und damit wieder die Entscheidung, wer wann wem folgt.

³⁶ Caes. b. G. 2, 14, 2 über die Bellovaker: *omni tempore in fide atque amicitia civitatis Haeduae fuisse*. Da die Bellovaker nicht nur außerordentlich stark, sondern sogar so arrogant waren, dass sie 52 v. Chr. am Bund des Vercingetorix nicht teilnahmen (ebd. 7, 75, 5 *se suo nomine atque arbitrio cum Romanis bellum gesturos*), kann es sich nicht um eine Klientel oder echte Abhängigkeit gegenüber den Haeduern handeln. Als Diviciacus 57 v. Chr. bei Caesar für sie intervenierte, mehrte das ihre Verbundenheit mit den Haeduern. Darüber hinaus sagt Diviciacus für die Gesamtheit der Belger (b. G. 2, 14, 6): *Haeduorum auctoritatem apud omnes Belgas amplificaturum, quorum auxiliis atque opibus, si qua bella inciderint, sustentare consuerint*. Beim militärischen Stolz der Belger (ebd. 2, 4, 3) muss diese *auctoritas* frei sein, etwa der *gratia* vergleichbar, von Herrschaft ist keine Rede. Sie folgen nur dem *principatus*.

rikern ein und dieselbe Position einnahmen (s. o.). Die hier bezeugte Stempelgemeinschaft einiger Stämme mit dem norischen König in der Münzprägung ist wohl Ausdruck ehrenhafter Beziehung, vielleicht fügt sie der kurz skizzierten Palette von Vernetzungen eine neue Variante hinzu; es muss den Fachnumismatikern überlassen bleiben, ob Ähnliches in Gallien zu vermuten ist.

Wer all die genannten örtlichen und inhaltlichen, einzelpersönlichen oder stammesmäßigen (z. T. beides verquickenden) Varianten überblickt, wird zugestehen, dass die sich über ein riesiges Gebiet hinziehenden Verflechtungen an Kompliziertheit nichts zu wünschen übrig lassen. Galliens Politik war in Caesars Zeit gut und gern so schwierig und verästelte wie in „Hochkulturen“, ja sie übertraf gar manche der letzteren an Raffinesse und Vieldeutigkeit. Große gallische Politiker wie Celtillus, Diviciacus, Dumnorix, Commius, Orgetorix, Casticus und zuletzt Vercingetorix bedurften größter Energie und Konzentration, um ein solches Durcheinander dutzender Formen auf verschiedensten Ebenen zu verstehen oder gar leiten zu können.

Auch unsere Achtung gegenüber Caesar, der in kurzer Zeit auf diesen Instrumenten virtuos spielte, wächst.

Und wieder sei betont, dass wir ohne antike Nachrichten (besonders an Caesars *commentarii* hängt fast alles) und nur auf die Ergebnisse der Archäologie verwiesen, von dieser vulkanischen Vielfalt und Kraft des keltischen Lebens in dieser Zeit so gut wie gar nichts wüssten.

Dabei muss im Auge behalten werden, dass zwar natürlich das Streben nach Macht bis hin zu Stammesreichen, nicht aber der *principatus* gemeinkeltisch ist und dieser auch keineswegs bei allen Kelten nachzuweisen ist; Caesar hat für sein Britannien nichts in dieser Art zu berichten – vielleicht blieb gerade auch dadurch seine Eroberung dort ganz ephemer. Was Caesar für Gallien bezeugt, ist ganz an dieses Land gebunden, belegt aber in auffällender Weise so etwas wie ein vages Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl (aber keine Gemeinschaft!). Dasselbe wird dort sichtbar, wo von der kultischen Mitte des konkreten Gallien bei den Carnuten die Rede ist³⁷. Überhaupt scheinen die Druiden und ihr rein gallischer Oberdruide (unabhängig von Britannien!) ein Ausdruck eines Konzeptes von „Gallia“ gewesen zu sein. Aber natürlich führte all das vor Vercingetorix nie zu einer Aktionsgemeinschaft der gallischen Stämme. Scharf

gesagt: Gallien war Ziel, Spielpreis und Spielraum, nicht aber Zweck des Spiels.

Die griechische Prostatie war in ihrem Ursprung als eine lose Harmonisierung eines vielgestaltigen, aber gemeinsamen Raumes gedacht gewesen. Als solche diente sie noch in den großen Perserkriegen, um bald danach nie mehr in diesem Sinne zu wirken. Für Gallien besitzen wir nur unzureichende ältere Nachrichten. Bei deren Einsetzen sehen wir bereits die erbitterte Rivalität: Schon vor 121 v. Chr. stellten sich die Haeduer offenbar gegen das große Stämmereich der Arverner und arbeiteten mit Rom zusammen.

Der *principatus* hätte in Gallien die Idee einer politischen Mitte, zugleich und vor allem „sittliche“ Mitte ritterlicher Bewährung im Kampf sein können, ein geistig-moralisches (nicht geographisches!) Zentrum. Aber da um diese Zentralstellung polyzentrisch gekämpft wurde, war diese dem Wechsel (dem Wunsch nach Wechsel) und der Rivalität verfallen.

Damit stehen wir vor dem mehr als fraglichen Wert und dem tragischen Inhalt einer solchen Idee der „Harmonisierung“ und Zusammenfassung eines extrem polyzentrischen Raumes: Statt ein Element der Ordnung zu werden, wurde die ruhmvolle Spitzenstellung ein Element nie rastenden Ehrgeizes und Neides, ein nie ruhendes Motiv für immer neue Kriege, ein Faktor unstillbaren Hasses. Die Prostatie bedeutete den institutionalisierten Streit.

Die Frage, wer das Zentrum der vielen aktiven Zentren werden sollte (ein Zentrismus im Polyzentrismus; ein variables und mobiles Zentrum im Rahmen eines solchen Zentrismus³⁸), konnte nie eindeutig entschieden werden: Die ganz großen Stämme waren nie stark genug, um auf Dauer zu befehlen, und nie schwach genug, um auf Dauer zu gehorchen. Die Prostatie implizierte den steten Versuch, die anderen zu peripherisieren³⁹; das aber war gegen die prinzipiell zentrische Natur jedes anderen großen Stammes. Im Prinzip war es in Sumer, in Hellas, im mittelalterlichen Italien nicht viel anders. Der *principatus* integrierte Gallien nicht, sondern desintegrierte es in katastrophaler Weise durch seinen Anspruch wie durch seine Werke.

In Gallien war jede Ordnung eines *principatus* äußerst fragil. Aber gerade das zwang zu steter höchster Spannkraft, Aufmerksamkeit und Aktionsbereitschaft. Man gewinnt den Eindruck, dass dies den Galliern (wie anderen vergleichbaren Völkern) im Innersten wichtiger war als ein großes,

³⁷ Siehe Anm. 1.

³⁸ Die Natur, die Geschichte und der Wechsel des römisch-deutschen Kaisertums kann mit diesen Worten nicht schlecht umschrieben werden.

³⁹ Die Sequaner versuchten das durch Geiselnahme und einen Eid, den die Haeduer schwören mussten, formal zu institutionalisieren (Caes. b. G. 1, 31, 7 f.); natürlich ohne bleibenden Erfolg.

stabiles Machtgebäude. Mit welcher Leidenschaft, ja Lust Gallier solchen Träumen folgten, zeigte sich darin, dass mitten in dem unentschiedenen Riesenkrieg gegen Rom 52 v. Chr. die Haeduer nichts Besseres zu tun wussten, als zu fordern, der Oberbefehl solle von dem verdienten und höchst bewährten Vercingetorix auf sie übertragen werden (Caes. b. G. 7, 63, 4).

Der *principatus* war als solcher nie eine Frage von allgemeinen Verträgen, sondern beruhte ganz und gar auf der momentanen Stärke, auf der Kraft, ihn immer gegenwärtig neu durchzusetzen, wenn ihm nicht gefolgt wurde. Jederzeit konnte er in Frage gestellt werden. So war er nie viel mehr als ein (mit Genuss) umstrittenes, schwebendes Gleichgewicht, das einerseits auf der steten Anspannung zu vieler kriegerischer und politischer Kräfte beruhte, andererseits aber gerade auch zu ihr hinführte. Und das scheint das Wesentliche gewesen zu sein: die Chance **und** der Zwang zur steten Neubewährung. Wir verstehen das Wesen der informellen Institution, für die die Gallier in immer neuen Generationen ihr Bestes hingaben, am ehesten, wenn wir sie nicht als Formung, Ordnungsidee und Harmonie bleibenden Friedens betrachten, sondern als Ordnung des steten Zustandes höchsten Mutes und kriegerischen Erfolges; die nie nachlassende Tapferkeit als das höchste Formprinzip, als die wahre menschliche Mitte und Harmonie an sich und damit auch als das wahre menschliche Gleichgewicht. Die Labilität ist die Möglichkeit ununterbrochenen Wettkampfes, und – zugespitzt gesagt – dieser wird in mancher Hinsicht mehr geliebt als sein Ziel⁴⁰. Man glaube übrigens nicht, dass das bloß bei Barbaren zu finden ist, auch Hochkulturen folgen nur allzu oft solchen Ideen und Wertgefühlen.

Seit etwa 100 v. Chr. verschwand die keltische Welt in Süddeutschland und Böhmen, aber die Gallier gaben sich ihrem leidenschaftlichen Streit hin, als gäbe es auf der Welt weder Germanen noch sonstige Gefahren. Diese allgemein geübte Auffassung von „Ordnung“ in „Gallien“, lehrt, dass dadurch zwar nicht der Friede, wohl aber das gallische Lebensgefühl selbst aufs Äußerste stimuliert wurde, die Freude am Dasein, die Daseinsfreude, beschlossen in zwei der höchsten Werte,

„virtus“ wie „gloria“⁴¹, die daher auch zu den konstitutiven Zügen ihrer Kultur zählten.

Vielleicht wirkte ursprünglich auch mit, dass seit dem endgültigen Zusammenbruch der keltischen Expansion auf dem Festland⁴², nach der ehernen Abriegelung durch Roms Eroberung der Narbonensis und seit dem Ende keltischer Söldnerherrlichkeit⁴³ den überströmenden Kräften und dem Wunsch nach Heldentaten und Abenteuern kein anderes Ventil mehr zur Verfügung stand. Dabei ist mit steter Vermehrung der Bevölkerung zu rechnen, die besonders in der adeligen Kriegerschicht zu Problemen führen musste, und das in einem nunmehr schon streng umgrenzten Raum. In vergleichbarer Situation hatten die Römer nach der Zusammenfassung Italiens die enormen, überschüssigen Kräfte zur Eroberung des Mediterraneums gewandt.

In Gallien wie in Griechenland wurde dieser „Ehrenvorhang“ zum Ruin der Völker. Gallien ging an einem seiner wichtigsten Werte und an der nur allzu gut gelingenden Aufreizung aller Kräfte zugrunde. Denn die Rivalität endete vielfach in blindem Hass. Der agonale Kampf führte, wie in Hellas, zum Freistilringen von immer egozentrischer werdenden Kandidaten, die keinerlei ordnendes Konzept für Gallien als ihre maßlose Machtgier kannten. Die letzte Stunde der Freiheit Galliens schlug, als die Arverner und Sequaner, selber nicht stark genug, den Germanen Ariovist ins Land riefen und die Haeduer, selber nicht stark genug, sich an die Römer wandten.

In Germanien gab es keinen *principatus* und keinen Streit um ihn. Das war einer der Faktoren, dass Roms Eroberung scheiterte.

2.9 Monozentrik

Das ist ein Zentrismus in direktem Gegensatz zum Polyzentrismus. In der Mitte steht der Typus der Pantozentrik eines Raumes, die sich inmitten mehrerer Zentren eine alles integrierende, oft auch eine einigermaßen überragende Mittelstellung zu schaffen sucht. Die historische Erfahrung zeigt, dass beide Formen durchaus auch kulturell sehr fruchtbar sein können.

⁴⁰ Selbstverständlich nicht in einer abstrakten Naivität, dass der Sieger nicht seinen Sieg jeweils zu stabilisieren suchte, auch mit harten Mitteln, siehe die vorige Anm.

⁴¹ Vgl. Cato orig. Frg. 34 (HRR Bd. 1, 65) *pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui*. Siehe CHASSIGNET 1986, Bd. 2, Frg. 3 und dazu den Kommentar auf S. 68, ferner die neue Sammlung über die frühen römischen Historiker von BECK/WALTER 2001, Frg. 2, 3 mit Kommentar und kurzer Erklärung auf S. 177.

⁴² In welche Zeit die Besiedlung eines Teiles von Britannien durch gallische Stämme fällt (vgl. Tac. Agr. 11, 2–3), sei dahingestellt. Immerhin meldet bei Caesar kein belgischer Stamm, auch nicht die starken Bellovaker, irgendeinen Anspruch auf Vorrangstellung in Gallien an, was vielleicht auf einen Auslauf der Kräfte in diese Richtung zurückgehen kann; zur Verbindung in der Machtgeschichte zwischen Belgien und Südbritannien siehe Caes. b. G. 2, 4, 7.

⁴³ Rom warb keine Söldner, und alle anderen Mächte am Mittelmeer, die früher ihrer bedurft hatten, waren vernichtet.

Ägypten war in den Perioden seiner vollen Entfaltung meist fast ganz monozentrisch (s. o.). Und zwar nach innen wie nach außen. Im Inneren kann man für die 4. Dynastie geradezu sagen, dass außer Memphis und den „Pyramidenstädten“ nichts existierte, politisch wie geistig und künstlerisch. Wohl zeigte die 5. Dynastie dann etwas ausgebreitetere Präsenz, aber der Pharao blieb in nahezu allen Blütezeiten, bisweilen nur im Anspruch, im Ideal, das lebende, religiöse Zentrum für Land, Reich, Herrschaft und Kultur. Dabei gab es durchaus auch polyzentrische Epochen wie in der 1. und der 2. Zwischenzeit und noch viel später. Nach außen blieb Ägypten lange ebenso monozentrisch: Es zollte seiner Außenwelt so wenig Aufmerksamkeit, wie man ihm erlaubte. Bis zur 18. Dynastie ignorierte es sie mit Ausnahme der goldspendenden Sklavin Nubien („Kusch“) fast gänzlich. In der 18. Dynastie und danach führte der erweiterte politische Horizont (durch die Hyksos erzwungen!) zur Konsequenz einer Peripherisierung der Nachbarn. Aber das sog. „ägyptische Weltreich“ hielt sich in engen Grenzen und gefährdete Ägyptens einzige Zentralstellung nie. Die Fremde blieb aber immer das Fremde schlechthin und theoretisch verächtlich⁴⁴. Außer wahrscheinlich einer leisen Anregung durch die Sumerer am Beginn der ägyptischen Kultur war Ägypten meist (durchaus nicht immer und in allem) ein Musterbeispiel für eine monozentrische Existenz, deren Kulturbüte im Wesentlichen oft keines anregenden Dialoges mit einer Umwelt und mit anderen Zentren bedurfte und aus eigenen Quellen schöpfte⁴⁵. Hin und wieder griff Ägypten auch Anregungen von außen auf, seine kulturelle Autonomie verlor es niemals. Freilich besaß es in sich selbst eine – beschränkte – Dialektik, eine innere Konfinität (ohne Fremdsein), indem das Nilland stets als die „zwei Länder“ erschien, geteilt in Ober- und Unterägypten, und der Pharao stets der König **beider** Länder blieb, nie eines einzigen Landes (s. o.). Beide Teile wiesen beträchtliche, oft politische und gerade auch sprachliche Unterschiede auf. Der monozentrische Einheitsstaat wurde auch ideell und in der Symbolik wie in den königlichen Insignien stets als „Vereinigung der beiden Länder“ aufgefasst. Das Ideal von Herrschaft und Kultur blieb aber stets einzig und eines, soweit die Kräfte jeweils reichten.

Das klassische Athen träumte wiederholt davon, das eigentliche, ja im Grunde „einzige“ Zentrum der Hellenen zu werden. Selbst Sizilien wurde in diese übersteigerten

Träume einbezogen. Gerne, nur allzu gerne wäre es so der Inbegriff Griechenlands geworden, wie Paris dies seit dem späten Mittelalter immer mehr für Frankreich wurde. Im engeren Kreis des 1. und 2. attischen Seebundes setzte es das in politischer Hinsicht zeitweise mit verheerenden Konsequenzen durch. Kulturell errang es seit der Klassik diese Spitzenstellung in sehr beträchtlichem Maße, aber doch nie ganz.

Rom war ein ganz eigen strukturiertes Phänomen. Innenpolitisch besaß es als Erbe der Ständekämpfe einen steten latenten Polyzentrismus: Senat, *populus* und unter den Magistraten den Spaltpilz des Volkstribunats. Dazu traten die rivalisierenden Adelsgeschlechter. Hier bestand Roms Politik in der Notwendigkeit, die Eintracht stets von neuem zu erringen, ein inneres Gleichgewicht aufrechtzuerhalten, in einem freien und doch durch gemeinsame Werte harmonisierten Spiel von Kräften, die – und das ist bezeichnend – ihre theoretischen juristischen und praktischen Möglichkeiten nie ganz ausschöpften. Ein Ende fand das in der Politik der Gracchen, bis dann die auch innere Monozentrik der Monarchie Caesars eine neue Phase einleitete, die in der faktischen Monozentrik der Stellung des *princeps* ja doch weitgehend fortgeführt wurde, anfangs mehr praktisch als ideell.

In der Außenpolitik aber huldigte Rom – und zwar einheitlich in **allen** politischen Kräften, auch des Inneren – einer extremen Monozentrik, zuerst gegenüber dem Latinerbund, dann gegenüber Italien und zuletzt über die „ganze“ Welt hin. Rom erkannte nie fremde Mächte, Bereiche und Reiche als Grenzen an, bis es dann unter Augustus das gegenüber den Parthern nicht mehr aufrechterhalten konnte. Die Art, wie Rom im 2. Jh. v. Chr. mit allen anderen Völkern der Welt, mit Monarchen, Ländern und Kulturen umging, darf füglich ein politischer Solipsismus genannt werden. Das mäßigte sich später in Stufen, auf die wir hier nicht eingehen können, aber bis ins 3. Jh. n. Chr. hinein blieb die Stadt Rom (auf dem Podest seines gänzlich römisch gewordenen Italien) das absolute Monozentrum für die Welt des Reiches, von dem jedes politische Wollen, jede Entscheidung und jegliche Verwaltung unbedingt ausgingen (s. o.).

Auch hier hat die Einzelstellung über weite Gebiete hin der kulturellen Fruchtbarkeit nicht geschadet. Aber war es wirklich eine reine Einzelstellung? Rom musste sich in Literatur und Kultur in einem dritten Strukturtypus (nach Innen- und Außenpolitik) zurechtfinden: Es sah sich mit

⁴⁴ Zum Auseinanderklaffen von ideologischer und politischer Realität siehe 15 zur Stellung Ägyptens gegenüber dem Hethiterreich nach der Schlacht bei Kadesch. – Vgl. allgemein ASSMANN 1996, 77 ff.

⁴⁵ Es gab natürlich Ausnahmen: Die Kunst der 18. Dynastie und besonders der Amarnazeit griff Anregungen der minoischen Bewegungs-

kunst auf. Die Spätzeit suchte Griechisches zu inkorporieren. Aber die kulturelle und künstlerische Eigenart und die Dominanz des Einheimisch-Ägyptischen wurden dadurch nie erschüttert. In der Römerzeit siegte viel später ein vom Fremden abgeleiteter eigener Kunststil, der koptische, aber da war Altägypten schon vergangen.

dem „griechischen Wunder“, der überreichen griechischen Kultur konfrontiert, und es war groß genug, sich dieser schweren Konfrontation zu stellen. Auch behauptete es sich als Zentrum, was niemandem sonst bisher gelungen war, aber es verlor nie den inneren Dialog mit den griechischen Leistungen und literarischen Meisterwerken der großen Zeit der Hellenen.

Man kann auch solche Phänomene in den Kategorien von Systole und Diastole fassen. Ägyptens Geschichte von „Reichen“ und Zwischenzeiten vollzog sich in solchem Wechsel, und die Diastole nach dem Ende des Alten Reiches brachte nicht nur politische Not und eine Verwilderung des Kanons der Kunst hervor, sondern auch die geistige Tiefe des lokalen Reiches von Herakleopolis oder die Höchstleistungen in der Ausschmückung der Gaufürstengräber.

Japan hat in seiner Geschichte wiederholt fremde Kulturelemente, ja Systeme, in radikaler Weise inkorporiert, ohne je sein Selbst zu verlieren: Chinesisches (Schrift), Buddhismus, westliche Zivilisation und Technik. China hat bis zum 20. Jh. nur einen einzigen bestimmend großen kulturellen Einfluss geschehen lassen und anerkannt: den indischen Buddhismus, von China übermittelt. Ansonsten aber – und letztlich auch hierin – verhartete es in einem kulturellen Monozentrismus, der sich bis ins 20. Jh. nie in irgendein anderes System einfügte, nie einen Gesprächspartner anerkannte. Auch für die Politik gilt dasselbe, nur dass der Mono- und Egozentrismus von Zeit zu Zeit zu umfangreichen Eroberungen führte. Im inneren Kulturleben herrschte in China eine Mittelstellung zwischen Roms Monozentrik und dem maßlosen indischen Polyzentrismus: Wohl nahmen der Kaiserhof und seine Hauptstadt eine überragende Stellung ein (z. B. in den Palastprüfungen), aber viele andere Teile des riesigen Landes wurden nicht einfach zur „Provinz“, sondern behielten ein eigenes Profil mit eigenen Zentren kultureller Aktivität. Die kaiserliche Residenz nahm eher eine Führungsstellung pantozentrischer Art ein: umfassende höchste Spitze eines weitgehend einheitlichen, vielfältigen Kosmos.

Vielleicht darf man hier und in anderen Fällen von einem Henozentrismus (vgl. Henotheismus) zwischen Monozentrik und Polyzentrik sprechen.

Von dem kulturell im höchsten Grade lebendigen, erfolgreichen Monozentrismus von Paris in Frankreich haben wir schon gesprochen; dem geht übrigens London in England parallel. Trotz gewaltiger Leistungen und Wünsche konnte sich Paris nie als ein des Dialogs unbedürftiges, totales Zentrum innerhalb des herrlichen Polyzentrismus Europas durchsetzen, der politisch wie kulturell in seiner beispiellosen Vielfalt bisher unerschöpflich fruchtbar war.

Polyzentrismus wird für einen Bereich oder Länderkomplex zum Unheil, wenn er sich zum echten, nicht nur relativen Pluralismus auswächst, der keine einigenden, gemeinsamen und ausreichenden Werte mehr kennt, die eine Harmonisierung wenigstens einigermaßen leisten können. Eine solche kann im Politischen (aber auch sonst) durch ein pragmatisches Zusammenleben oder gar Zusammenrücken mehrerer Zentren in einer Art von Gleichgewicht zustande kommen. Eine nicht geographische, sondern geistige Pantozentrik ist unentbehrlich, wenn nicht der Pluralismus zur universalen Feindschaft oder zur universalen, multikulturellen Nichtssagendheit werden soll.

Monozentrismus wird zum Unheil, wenn er in Egozentrismus übergeht. An die Stelle der Werte, die das Dasein eines Zentrums rechtfertigen, tritt das Ego. Zwar können manche Werte bewahrt werden, aber die anderen werden zum bloßen Spiegel maßloser Eitelkeit, die sich über die Umwelt erhebt. Und politische Ideen oder Ziele bleiben bestenfalls äußerlich erhalten, um den Kern einer reinen, zweckfreien Machtgier zu bemänteln. Athens Kampf gegen Sparta um die Prostatie in Griechenland mochte auch im Peloponnesischen Krieg (vor allem von Seiten des Perikles) als ein erlaubtes, agonales Kräfteressen gelten, die Herabdrückung der Bundesgenossen zu Untertanen auch noch nach dem Ende der persischen Gefahr und der Erfüllung der Kulturziele war Egoismus; außerhalb des Politischen aber blieb Athen der Pflege der Kunst objektiv treu. Spartas Streben, sich im Königsfrieden eine Prostatie zu verschaffen, kann verständlich sein, aber die Errichtung eines spartanischen Reiches in Hellas nach 186 v. Chr. war ebenfalls Egoismus.

2.10 Einige weitere Modelle

Wer will, kann das zeitweise Mit- und Nebeneinander Athens und Spartas in der Prostatie, das dann in ein Gegeneinander umschlug, auch als „Dyozentrik“ bezeichnen (durch Theben dann zur Polyzentrik werdend), und dasselbe ließe sich in Gallien von Haeduern und Arvernern sagen.

Überhaupt sind Monozentrismus und Polyzentrismus extreme Modelle, zwischen denen es fast beliebig viele Spielarten geben kann, und ebenso viele Spielarten des Zusammenlebens, im Guten wie im Bösen, vertrauend und lauernd, sind ideell wie pragmatisch alle denkbar.

Wir haben schon auf S. 31 und oben (China) in diesem Sinne von „Pantozentrik“ gesprochen (oder Synzentrik), wenn mehrere Zentren gesteuert zusammenleben und alle von ihnen (wenn auch nicht immer in gleichem Ausmaß) ohne allzu gefährliche politische Gegnerschaft an der Rolle eines Zentrums teilhaben. In Mittelalter und Neuzeit haben alle bedeutenden Nationen Europas, vor allem im geistigen

und kulturellen Sinn, zusammen eine solche Pantozentrik gebildet.

Der Übergang zum „diffusen“ Zentrum ist fließend. Es setzt z. B. eine gewisse Wechselwirkung oder kulturelle Koine in einem inneren Polyzentrismus voraus, doch sind auch andere Formen möglich. Ihm werden wir wohl die Stämme der *Germania libera* bis zur Völkerwanderung zuordnen, ohne irgendeine agierende Gemeinschaft, aber doch in ähnlicher, gemeinsamer Position gegenüber dem Römerreich.

Inwieweit solche Modelle auf La-Tène in der ersten Generation nach der Entstehung anzuwenden sind (s. o. 25 f.), bleibt offen.

Das Imperium Romanum um 230 n. Chr. vereinigte verschiedene Züge in sich. Das Kaisertum und die Reichsidee waren so monozentrisch, wie man nur sein kann. Es war ein monolithisches Reich, das weit mehr war als eine Steuerung mehrerer Zentren, aber dieses Reich umfasste alle seine Länder gleichermaßen und gleichwertig, so dass man in dieser Hinsicht auch von einer Pantozentrik, sogar in der Form der überall gleichen Beteiligung am Zentrumsdasein, sprechen kann. Aber als Vielheit verschiedener Wirtschafts- und Kulturzentren von Gallien über Africa bis Ägypten, doch fest verbunden, trug es Züge eines diffusen Zentrums. Italien war faktisch nur mehr ein Land unter anderen, bloß als Symbol hatte es eine hervorgehobene Stellung.

Diokletians Tetrarchie hielt an der monozentrischen Einheit des Kaisertums fest, teilte sie aber pantozentrisch auf zwei Augusti auf (mit leichtem Vorrang des Ostens), von denen jeder wieder einen Caesar als Subzentrum hatte.

„Subzentren“ sind bis heute die auch noch so kulturell bedeutenden Städte Frankreichs gegenüber dem einen Paris.

Die kulturell so reich individualisierten Bundesländer Österreichs bilden in ihrem friedlichen, fest vereinten Miteinander eine kulturelle Pantozentrik, auch wenn Wien oft einen – durchaus nicht unangefochtenen – Vorrang behauptet.

Sicher kann man noch viele weitere Begriffe für Funktion, Geltung und Bezogenheit von „Zentrum“ finden, wir lassen es an diesen genügen und erinnern nur noch an die oben 33 genannte Henozentrik.

2.11 Subjektivismen

Durch unsere gesamte Darstellung zieht sich mit Notwendigkeit die Tatsache, dass man ein „Zentrum“ auch in bloß subjektiver Betrachtung sein kann, und das gilt auch für die sogleich zu besprechende „Peripherie“.

Ich bringe nur ein Modell: Etwas kann in objektiver historischer Tatsächlichkeit eine Mitte sein; und das sogar auch, wenn sich Zeitgenossen dessen nicht bewusst sind. Etwas kann aber auch sich selbst für eine Mitte halten, ohne es zu sein, es kann aber auch von anderen bloß dafür gehalten werden. Ebenso gibt es eine solche Stellung als Peripherie (in ihren vielen Abarten).

Dass hier Dutzende von Kombinationen möglich sind, ist klar, dazu auch noch qualitative und quantitative Stufen und Formen (Politik, Wirtschaft, Kultur ...). Es ist sinnlos, hier ein komplettes System schaffen zu wollen. Aber für einen speziellen Phänomenbestand, die **ausschließlich** subjektive Geltung als Zentrum oder Peripherie, ob nun in eigenen Augen und/oder in fremden, könnte man sich die Termini „Prozentrum“ und Properipherie“ vorstellen.

3. Peripherie

Wir wiederholen: Es gibt fast keine menschlichen Beziehungen, die – komplementär zum Zentrum oder auch ohne es – nicht im Begriff Peripherie subsumiert werden können. Der Begriff ist daher so tausendfältig (und oft auch widersprüchlich), dass eine völlige Erfassung aller Varianten oder gar der Versuch eines Systems unmöglich sind.

3.1 Haupttypen und spezielle Phänomene

Die moderne Strukturforschung hat schon eine Reihe fest etablierter Begriffe geschaffen, so etwa die „äußere Peripherie“, die „innere Peripherie“, die „Halbperipherie“ u. a. (s. o. 12). Wir wollen im Folgenden nur Einzelphänomene besprechen.

Eingangs sei darauf verwiesen, dass ein Kulturraum, namentlich wenn er ein größeres Gebiet umfasst, meist eine sehr komplexe Struktur hat, die einerseits verschiedene Formen und Intensitäten von Peripherie aufweist und andererseits z. T. kaum unter diesen Begriff zu zählen ist. Und es kann Zonen geben, in denen, stufenweise fallend oder steigend, eine gerade noch innere Peripherie von einer schon äußeren sehr schwer, vielleicht manchmal gar nicht zu trennen ist⁴⁶.

Dazu ist ein Phänomen eigener Art zu nennen: der „Sockeleffekt“ oder „Piedestaleffekt“ (so wie Statuen auch größter Art gern ein Postament haben). Oft bezieht ein Zentrum einen großen Teil seines Glanzes aus der Existenz der inneren (vielleicht auch äußeren) Peripherie. Athen hätte ohne die radikale Herabsetzung des 1. Seebundes weder die Akropolis bauen noch die Riesenkriege des 5. Jhs. v. Chr. gegen Sparta und die Welt führen können. Rom war das

⁴⁶ Vgl. unten 40 f.

einzigartige Zentrum eines ganz peripherisierten Italien, aber ohne dessen Soldaten hätte es die Welt nicht erobern können. Was wäre das kaiserzeitliche Rom ohne seine Provinzen gewesen? Was waren Englands Macht und Wirtschaft bis ins 20. Jh. ohne das Kolonialreich und davor schon ohne die völlig peripherisierten Länder Wales, Irland und Schottland als Sockel der Macht? Das Selbstgefühl der USA beruht derzeit weitestgehend auf einer globalen (oder z.T. globalen) Führungsrolle; was wäre Amerika und sein Sendungsgeist ohne sie? Die Hoheit der früheren chinesischen Kaiser ist ohne eine weitgespannte Herrschaft nicht zu denken. Selbst das geistig so reiche Paris muss sich stets in ganz Europa und in der ganzen Welt spiegeln. Doch damit sind wir bereits bei der allgemeinen Wirkung der Umwelt als Peripherie (Pro-peripherie) für die Selbsteinschätzung.

Den Ägyptern des Alten und des Mittleren Reiches war die Umwelt aber fast völlig gleichgültig (s. o.)⁴⁷.

Inwieweit in der Zeit der Genese von La-Tène die umliegenden Länder irgend als Aufruf zu Besonderheit und Wert der Abgrenzung dienten, bleibt natürlich offen. Aber dass in der Zeit der keltischen Expansionen die unterlegene Umwelt für das Selbstgefühl der Kelten (d.h. jeweiliger Teile des riesigen keltischen Gebietes) von Wichtigkeit war, liegt nahe. Caesars Gallien hatte jede militärische oder politische Rolle jenseits seiner Grenzen verloren, es war endozentrisch geworden (oder war es immer gewesen?), ja auch hierin schon von den Germanen Ariovists erschüttert. Aber das war kein Hindernis für regstes geistiges und politisches Leben und für eine hochgespannte Meinung von sich als – fast – Spitze der Welt (vgl. DOBESCH 1999, 349 f.). Russland denkt heute von sich nicht geringer, trotz dem Verlust nicht nur der Satellitenstaaten, sondern auch der fremden Länder der einstigen Union. China strebt politisch nach äußeren Verbindungen und Landgewinn, aber für seine Einschätzung der eigenen Kultur ist ihm die Umwelt so gleichgültig wie seit Jahrtausenden. Das Partherreich bedurfte keiner ständig aktiven Außenpolitik, den Sasaniden waren Expansion und „weltbezwingende“ Siegesmacht notwendig. Indien führte als solches nie äußere Eroberungskriege und war auch kulturell von äußerer Anerkennung unabhängig. Das Peru der Inka und das aztekische Tenochtitlan lebten von seiner und für seine stete Expansion, den Mayas genügte ihre inneren Kriege anscheinend völlig. Aber auch das gewaltige kulturelle Selbstgefühl der Hellenen war bis ins 4. Jh. v. Chr. praktisch unabhängig von jeder äußeren Anerkennung (das blieb z.T. sogar später noch so) und brauchte letztlich keine äußere-

ren Eroberungen; nur panhellenische Träume wie die des Isokrates führten in die Ferne. Verwirklicht hat das erst Makedonien.

3.2 Ausstrahlung

Mit dem Phänomen „Zentrum“ ist oft – nicht stets – der schwer zu fassende Vorgang der „Anziehung“ oder aber der der „Abstoßung“ verbunden. Beides schafft Peripherien entgegengesetzter Art. Und es gibt eine negative „Anziehung“, etwa rein materieller Art, die zu Raublust oder/und zur Unterwanderung reizt. Die Grundlage ist für alles die „Ausstrahlung“, die hier also als das *Movens* verschiedener Arten von Peripherie zu erkennen ist.

Es kann die kulturelle oder politische Ausstrahlung bewusst oder unbewusst sowohl zu einer Akkulturation wie zu einer Dekulturation (dazu unten 54 f.; 59 ff.) führen, kann Strukturen schaffen oder auflösen.

Dieses Entstehen von Strukturen kann zu Folgen führen, die den Interessen des Zentrums glatt zuwiderlaufen. Es kann neue Zentren oder aktive Subzentren nicht nur mit, sondern auch ohne oder gegen seinen Willen entstehen lassen. So überkreuzen sich die historischen Prozesse von Aufstieg und Abstieg mit der Kategorisierung als Zentrum oder Zentren. Auch Zentren können noch weiter aufsteigen oder absteigen und zu einer Peripherie werden (49).

All die genannten Phänomene von Ausstrahlung bis zu Aufstieg oder Abstieg können sowohl in den inneren wie in den äußeren Peripherien wirken. Die Typen von „Peripherie“ sind in geschichtlicher Analyse fast beliebig vermehrbar.

Auch Toynbees ebenso bekanntes wie geniales Begriffspaar von „challenge“ und „response“ kann, wie es sich aus dem soeben Gesagten ergibt, durch Ausstrahlung ebenso an Zentren wie an Peripherien herantreten. Beide können „Antworten“ geben (und in tausend verschiedenen, auch glatt entgegengesetzten Formen!) oder unterlassen.

Die geographische, politische oder geistige Nachbarschaft zu einem Zentrum ist an sich schon ein *challenge*⁴⁸. Man kann vom Zentrum zur Peripherie gemacht werden oder sich selbst dazu machen; innen wie außen. Wir nennen einige Beispiele aus einer ungezählten Fülle.

Das antike Spanien und Gallien wurden zuerst von den Römern mit Gewalt zu einer unterworfenen inneren Peripherie, aber doch eher Randperipherie des Reiches gemacht. Dann aber gliederten sie sich selbst als bewundernde und aktiv teilnehmende innere Peripherie dem Zentrum an, in Gesinnung und in Kultur.

⁴⁷ Nubien als Quelle des Goldes ist für diese Kulturhaltung ohne Bedeutung. Vgl. S. 32 mit Anm. 44.

⁴⁸ Das gilt natürlich auch bei der Nachbarschaft zweier Zentren. Siehe im Übrigen unten 52 ff. zur Konfinität.

So gibt es also die aktiv teilnehmende innere Peripherie. Man kann sich freiwillig in Gefolgschaft nach einer fremden Kultur ausrichten, sie nachahmen, so wie z. B. Bukarest zum Paris des Ostens gemacht wurde. Man kann zur Setzung eigener, bescheidener Initiativen (Kleinzentren) angeregt werden. Man kann aber die zentrale Existenz und ihre Werte mit einem eigenen Aufstieg (militärisch, politisch, geistig) beantworten und ab einem gewissen Grade eigener Kultur dann aus dem Dasein als Peripherie überhaupt ausscheren. Aber man kann sich auch gegenüber jeder Beeinflussung und Ausstrahlung abweisend verhalten, wie es die Germanen in der frühen und hohen römischen Kaiserzeit kulturell taten (politisch war es nicht ganz möglich, da Roms aktive Strategie der Errichtung von „Klientelstaaten“ das nicht erlaubte). Erst post festum lässt sich entscheiden, ob diese Ablehnung ein für die Zukunft positiver oder negativer response war. In römischen Augen kann er als ein besonderer, für sich stehender Typus von Peripherie gerechnet werden, kaum aber in germanischer Auffassung, außer eben geographisch.

Es gibt also neben innerer und äußerer Peripherie auch die dritte Ausprägung der völlig „fremden“ Peripherie. Die Germanen sind nur eines der Beispiele. Alle drei können einander überschneiden.

Palmyra und Hatra vermochten sich in der römischen Kaiserzeit durchaus als eigengeartete künstlerische und kulturelle Subzentren des römisch-hellenistischen oder/und des iranischen Strahlungsbereiches zu entfalten. In der Zeit der Agonie des Imperium Romanum in der Mitte des 3. Jhs. n. Chr. griff Palmyra sogar nach der Stellung als politische Großmacht, als neues Großreich. Das scheiterte an Aurelian.

Rom machte seit dem 3. Jh. v. Chr. den Hellenismus zielstrebig zur machtlosen politischen Peripherie. Künstlerisch-kulturell lief es eine Zeit lang Gefahr, zur minderwertigen Peripherie des Hellenismus zu werden, um dann schrittweise zu einem eigenen geistigen Zentrum erster Geltung aufzusteigen.

Für die Ausbreitung des „Keltentums von La-Tène“ ist bekanntlich neben Wanderungsbewegungen auch mit kulturellen Anschlussbewegungen fremder Landschaften und Stämme auf eigene Initiative zu rechnen. Dabei bedeutete das durchaus nicht ein Versinken in Peripherität; sowohl Wanderungen als auch Zuwendungen führten sehr oft zur Konstituierung eigener Zentren (s. u.): an der mittleren Do-

nau, in den Ostalpen, in Oberitalien, in Tylis, in Galatien. Die große germanische Ausbreitung in der Völkerwanderung geschah ursprünglich so gut wie gar nicht durch eigene kulturelle Werbekraft und Ausstrahlung⁴⁹, sondern durch erzwungene Eroberung, und die Germanen stießen hier, von den Hunnen getrieben, nirgends auf eine kommensurable Bevölkerung eigener Art. Hingegen ist für die germanische Ausbreitung im 2. und 1. Jh. v. Chr., zum Teil auch noch danach und bis zur Völkerwanderung selbst, durchaus mit der Werbekraft des neuen, besonders tapferen Phänomens zu rechnen, so dass wir keltische Namen von Stämmen finden, die offenbar selber zum Germanentum übergewechselt waren. Tacitus bezeugt uns das – nicht ohne Verachtung – noch für die römische Kaiserzeit: Nervier und Treverer bemühten sich „ehrgeizig“ um die Fiktion, von Germanen abzustammen, um sich so von der „Trägheit“ der Gallier zu unterscheiden⁵⁰. Wohlgemerkt, Tacitus sagt nicht, dass die Stämme germanischer Herkunft waren, und ebenso nicht, dass sie jetzt Germanen waren oder gar germanisch sprachen. Hingegen ist diese Überlieferung ein oft nicht genug gewürdigtes Zeugnis, dass mitten im Glanz provinziäl-römischer Kultur einzelne Stämme, die an ihr teilnahmen und innerhalb der Reichsgrenzen lagen, doch im Hinblick auf Kraft und Kriegerum der Ausstrahlung und Anziehungskraft der kulturell sonst unbedeutenden Germanen verfielen. Diese fast zufällige, einmalige Nachricht zeigt, womit wir in dem Reichenreich an lokalen Symptomen zu rechnen haben. So wie in der Spätantike im Osten schon der Typus des iranischen Edlen auf die römerzeitliche Oberschicht ganz von selbst zu wirken begann, so darf man die Frage stellen, inwieweit nicht die seit dem 3. Jh. n. Chr. immer mehr als ungeheures Potential von Stärke und siegreichem, oft überlegenem militärischen Erfolg auftretenden Germanen eine Werbekraft auf die Reichsränder entfaltet haben, was manches spätantike Phänomen erklären könnte. Vielleicht war die provinziäl-römische Reaktion (response) eine zwiespältige: Die einen identifizierten sich gegenüber den fremden, gewalttätigen Plünderern immer mehr mit der Romanitas (was beim Aussterben etwa der gallischen Sprachen mitgewirkt haben kann), während andere mit mehr Selbstvertrauen gerne bei den Germanen mitgetan hätten und auch künstlerisch zur Entstehung eines spätantik-provinzialen Kunsthandwerks beitrugen⁵¹.

⁴⁹ Es sei denn in der Hoffnung, dort sowohl Sicherheit wie Lebensunterhalt zu finden.

⁵⁰ Tac. Germ. 28, 4 *Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis*

ultra ambitiosi sunt, tamquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur.

⁵¹ Siehe unten 40 f. zu Todds „Grenzgesellschaft“.

3.3 Innere Peripherien

Von all den Formen, Übergangsformen und Graden der Intensität sei nur einiges genannt.

Bei der innersten Peripherie ist oft zwischen Anteil am Zentrum, bloß zugehörigem, gelenktem Teil des Zentrums oder entsprechender innerer Nähe und Betroffenheit nicht klar zu unterscheiden.

Es kann demgemäß eine (über eine Zeit hin vollendet gewordene) „integrierte Peripherie“ geben, ein Tatbestand, der oft mit einer „integrativen Mitte“, einem zur geistigen Durchdringung fähigen Zentrum korrespondiert. Daneben steht der Typus der „adhärenten“ Peripherie, die, zum Teil mit Gewalt, in die unmittelbare Machtsphäre des Zentrums gezogen wurde. Die Schaffung großräumiger Organisationsformen durch das Zentrum bindet periphere Gebiete wenigstens äußerlich an es. Hier darf man von „untertäniger Peripherie“ sprechen. Gallische Stämme konnten sowohl eine „untertänige“ wie eine „gefolgschaftsleistende Peripherie“ haben; die Haeduer fanden für die Boier eine Art von Integration (zu all dem oben 29).

Der Wechsel zwischen verschiedenen Arten von Peripherie ist oft möglich. Auch kann es „Subperipherien“ um periphere Zentren (Subzentren) herum geben.

An dem entgegengesetzten Ende des Spektrums steht die in keiner Weise auch nur im Geringsten integrierte innere Randlage, die echte „Randperipherie“, die von der Ausstrahlung des Zentrums nur bedingt oder gar nicht betroffen ist. Auch hier kann also die Anordnung der „Zwiebelschalen“ von einigermaßen Erfasstem bis in noch fernere, aber doch innere Peripherien gehen.

Ein Sonderfall von Peripherie ist das Verhältnis eines lokalen städtischen Zentrums zu seinem Territorium. In Hellas wollte die Polis ein Ganzes mit ihrem Territorium sein, aber in verschiedenen Formen. In Attika geschah dies im Sinne völliger Identität von Bevölkerung der Landschaft mit der der Stadtsiedlung Athen. Auch wenn die politischen Rechte nur in der Stadt ausgeübt werden konnten, kein Einwohner eines der ländlichen „Demen“ (Kleinbezirke) fühlte sich ernsthaft benachteiligt. Auch Sparta glückte die völlige Einigung der Landschaft Lakedaimonien. Aber hier hatten die Spartiaten allein alle politischen Rechte, die umliegenden Städtchen und Dörfer waren deren Herrschaft ganz unterworfen; sie hießen „Perioiken“, „Herumwohnende“, und das darf wörtlich als Formulierung der Idee einer politisch entrechteten, aber völlig integrierten inneren Peripherie gelten. Ähnliches erträumte sich Theben für Boiotien. Hier spielt natürlich auch das Faktum „Hinterland“ einer Stadt herein, das freilich innere wie äußere Peripherie (verschiedener Art) sein kann. Das griechische Massalia war ein klares

städtisches Zentrum, es besaß eine untertänige oder gefolgschaftsleistende Peripherie kleinerer keltischer oder ligurischer Stämme; sein wirtschaftliches Hinterland griff aber tief nach Binneneuropa hinein.

Roms Geschichte kann in vielem unter dem Blickwinkel von „Peripherien“ gesehen werden. Erst wurde 338 v. Chr. der aufgelöste Latinerbund zum Teil in das Zentrum direkt hereingenommen, zum Teil zur ganz abhängigen inneren Peripherie gemacht, die immer mehr integriert wurde. Bis rund 270 wurde Italien insgesamt zu machtloser und von Rom abhängiger gefolgschaftsleistender Peripherie, wieder aber mit einzelnen Integrierungen in das herrschende Volk. Rom versuchte dann diese Struktur um jeden Preis aufrechtzuerhalten, doch das scheiterte, und der Bundesgenossenkrieg 91–88 erzwang die volle Integration der Halbinsel in das römische Volk. Außenpolitisch machte Rom ab 264 v. Chr. schrittweise den Westmittelmerraum zur völlig untertänigen inneren Peripherie seines werdenden Reichs. Im Osten verzichtete es bis 148 v. Chr. auf die Errichtung von Provinzen, formal blieb also die hellenistische Welt eine äußere Peripherie, aber in enger Untertänigkeit und Machtlosigkeit und politisch bewusst völlig destrukturiert.

Die innere Geschichte des Imperiums der Kaiserzeit sei am Schicksal Pannoniens und Illyriens exemplifiziert: Pannonien und der Donauraum waren in der Republik eine ferne, äußere Peripherie gewesen, die ignoriert und z. T. bewusst „draußen gehalten“ wurde. Unter Augustus wurde Pannonien/Illyrien durch Eroberung eine innere Peripherie, aber eine von Wildheit und „Barbarei“ gekennzeichnete Peripherie (innere Randperipherie) niedrigsten Grades im Zustand reinster machtmäßiger Beherrschung. In den Generationen des Kaiserreiches wurde es nach und nach von provinzialrömischer Kultur durchdrungen und auf ausdrückliche kaiserliche Initiative durch Städte römischer (latinischer) Art erschlossen, was unter Hadrian bereits den Limes erreichte: Es wurde schrittweise zur integrierten Peripherie, was 212 n. Chr. in der Reichsbürgerschaft unter Caracalla die Vollendung erfuhr. Im fernerer Verlauf des 3. Jhs. n. Chr. wurde es zum wichtigsten Rekrutierungsgebiet des Reiches, aus dem erst die Soldaten, dann die Generäle und schließlich die Kaiser stammten. Es war zum Zentrum geworden, aber nur zu einem der Kraft und des Selbstgefühls, nicht als Land des Regierens. Geistig war sein Volk völlig romanisiert und fanatischer Träger der Reichsidee. Diesen Zustand, der durchaus bewusst war, drückt eine spätantike Lobrede auf einen Kaiser aus (XII Paneg. Lat. 10 (2), 2, 2), in der stolz ausgesprochen wird, dass *Italia quidem sit gentium domina gloriae vetustate, sed Pannonia virtute*. Hier liegt ein gemäßigtes Beispiel von „Umkehr der

Rollen“ vor, worüber weiter unten noch gesprochen werden muss.

Denn seit Caesar hat Rom nicht mehr nur erobert, es hat in das Provinzialreich meist recht kleine römische Subzentren in Form römischer (lateinischer) Städte verlegt, und zwar in großem Maße. Das war das Symbol für einen Vorgang, der unter völliger Wahrung der absoluten Monozentrik Roms in Politik und Verwaltung das Reich mit römischem Leben erfüllte. Das zog sich – was durchaus notwendig war – lange hin, kann aber doch kaum nur jeweils spontan und zufällig gewesen sein. Aber ob nun bewusst oder nicht, Roms „Antwort“ auf die Existenz des Reiches gehört zu den größten Werken der europäischen Geschichte und ist keineswegs so selbstverständlich, wie sie uns heute im Nachhinein erscheint⁵². Fast das ganze Imperium Romanum wurde aus einer oft sehr geringen äußeren Peripherie schließlich in eine integrierte verwandelt. Selbst die zäh an griechischer Sprache und Kultur festhaltenden Bewohner des Ostens nannten sich zuletzt „Römer, Rhomaioi, Rhomäer“.

Damit kommen wir zum oben gestreiften Phänomen der „Umkehr“ der Rollen. Die von Rom völlig ins Dasein des Zentrums gezogene Peripherie wurde im 3. Jh. n. Chr. de facto – rein militärisch, aber auch z.T. politisch durch immer neue Kaisererhebungen – das eigentliche Zentrum, das alte Zentrum Rom und Italien wurde zum Siegespreis im Kampf der Provinzialheere gegeneinander.

Die vielleicht markanteste Umkehr vollzog Konstantin, indem er im Osten die – lateinisch konzipierte! – Stadt Konstantinopel als gleichwertiges Zentrum gegenüber dem westlichen Rom schuf; und diese neue Schöpfung erhob mit der Zeit als „Nea Rhomē“, „Neues Rom“, sogar nach Möglichkeit den Anspruch der Überlegenheit. Aus dem gänzlich römisch beginnenden Ostteil des Römerreichs wurde durch Justinians Kriege die stolze Herrin, die auf Ausonien (Italien, Rom ...) wie auf eine Sklavin herablickte.

Doch sei wenigstens noch ein Beispiel für Peripherien in Reichen genannt. England versuchte mit allen Mitteln, aus Wales, Schottland und Irland eine völlig machtlose, aber integrierte Peripherie zu schaffen (s. o.). Aber diese Länder hörten nie auf, sich als „unterworfen“ zu fühlen, also als eine (bestenfalls innere) fremde Peripherie. Das Höchste war noch ihre Verwandlung in eine realpolitische adhärente Peripherie. England betrachtete das Empire von vornherein als eine beherrschte, in beschränktem Maß adhärente Peri-

perie. Auch gegenüber der englisch besiedelten Ostküste Amerikas war man nicht zu einer höheren Einbeziehung bereit, was im Abfall des Landes endete.

3.4 Äußere Peripherien

3.4.1 Verschiedene Modelle

Auch hier sind die Artenvielfalt und die Zweideutigkeit gegeben, auch hier besteht der Unterschied zwischen subjektiv und objektiv (und das wechselseitig), der ein historischer Faktor ersten Ranges ist, selbst auch im „Dafürhalten“.

Die rein geographische Peripherie ohne Bezogenheit wurde schon genannt, man kann sie als Historiker eine Nichtperipherie nennen, die höchstens unerschlossene Möglichkeiten enthält. Diese kann aber – wie zum Teil durch Peter d. Gr. in Russland – plötzlich zu wirken beginnen oder ergriffen werden.

So zeigt die Geschichte ununterbrochen die Genese und das Ende von Peripherien und Zentren; ihr Wechsel gehört untrennbar zum Wesen dieser Funktionen.

Auch hier gilt, noch mehr als bei inneren Peripherien, der Dualismus von positiver und negativer Wirkung des Angrenzens (Konfinität): Ein Zentrum kann die Umwelt erhelten oder blenden, es kann sie anregen oder zerstören; es kann sie ihrem eigenen Wesen entfremden. Vor allem aber kann ein Zentrum noch viel leichter gegen eine äußere Peripherie vorgehen (oder vorgehen müssen) als gegen eine innere. Aber auch das ist oft wechselweise. Beispiele gibt es übergenug: La-Tène fiel von der äußeren Peripherie her in Italien, Makedonien, Griechenland, Thrakien und Kleinasien ein; für die Keltisierung der britischen Inseln galt wohl dasselbe, nur wissen wir zu wenig. Ob im 2. Jh. n. Chr. Mark Aurel die Provinzen Marcomannia und Sarmatia schaffen wollte oder nicht (es wäre eine Hereinnahme in die innere Peripherie gewesen), es steht fest, dass er diese gefährliche äußere Peripherie, die dem Reich so verderblich geworden war, mit Konsequenz verwüstet hat. Die Sasaniden betrachteten das Römerreich als äußere Peripherie dem Faktum nach, obwohl – dem widersprechend – sie seinen Ostteil als alte, widerrechtlich geraubte, innere Peripherie des Perserreichs ansahen, als einen nie aufgegebenen Herrschaftsanspruch. Jedenfalls galten ihnen die Bereiche, solange sie sie nicht erobern konnten, als stete Quelle für geraubte Arbeitskräfte und erbeutete Güter.

⁵² Um ein Gegenbeispiel zu nennen: Das osmanische Reich hat etwas Derartiges nie zustande gebracht oder auch nur versucht. Aber die europäischen Kolonialreiche haben ebenfalls meist sehr wenig getan,

um die beherrschten fremden Länder zu einer echten inneren Peripherie zu machen, und der Gedanke an eine integrierte Peripherie taucht in diesem Zusammenhang erst spät und eher punktuell auf.

Hier ist der Ort, das Phänomen „Krieg“ in seinem Verhältnis zu Zentrum und Peripherie wenigstens zu nennen. Selbstverständlich kann er von beiden gegeneinander geführt werden, ebenso von Peripherie zu Peripherie und von Zentrum zu Zentrum. Man sollte meinen, er sei ein Kriterium für die Unterscheidung von „außen“ und „innen“. Doch liegt die Sache nicht so einfach. Athen und Sparta kämpften im 5. und 4. Jh. v. Chr. als einander ausschließende Zentren, jedoch immer um die Vorstandschaft in dem sie gemeinsam verbindenden „Hellas“. Wenn sich Boudicca in Britannien gegen Rom erhob, wollte sie wieder zur äußeren Peripherie des Reiches werden, für Rom war das ein Krieg im Reichsinneren.

Wie sich Realitäten jeder systematischen Einordnung entziehen können, dafür ist die Beziehung zwischen Rom und dem übrigen Italien bis zum Bundesgenossenkrieg ein Beispiel, das wieder andere Aspekte zeigt als die oben schon genannten: Alle *socii* (mit dem *nomen Latinum* als völlig undefinierbarer Mittelstellung) in Italien waren bis zu diesem Krieg nach internationalem Recht und im Bürgerrecht für Rom „peregrini“, Ausländer, insoweit fast eine äußere Peripherie⁵³. Zugleich aber hatten sich ein faktisches Zusammenleben und eine Schicksalsgemeinschaft in Krieg und Frieden, parallel dazu eine Handhabung römischer Befehlsgewalt herausgebildet, die aus den Italikern eine freie, ohne Provinzregiment lebende, aber doch den Römern nicht gleichgestellte innere Peripherie der Macht und überhaupt der Lebenswelt Roms geschaffen hatten. Dieser Raum erhob sich nun gegen Rom: teils mit dem Verlangen nach dem römischen Bürgerrecht, teils aber mit dem ernsthaft verfolgten Plan, die Gemeinsamkeit „Italien“ durchaus aufrechtzuerhalten, in ihr zu verbleiben, ihr aber eine andere, in den Händen der *socii* liegende führende Stadt und politische Organisation zu geben. Bürgerkrieg war es eher nicht, aber war es ein echter äußerer Krieg? Man kann es auch als Kampf von zwei Zentren in demselben Raum gegeneinander werten, aber kaum so in den Augen der Römer.

So wie bei der inneren Peripherie liegt auch bei der äußeren in der Regel (aber nicht zwingend) ein challenge vor, der positiv, negativ oder gar nicht beantwortet wird. Und ein positiver challenge ruft nicht stets eine positive Antwort hervor, ebenso der negative eine negative. Auch hier kann

der challenge zur Entstehung eines Zentrums führen: Elam reagierte im 3. Jt. v. Chr. auf den unerhörten Aufstieg Sumers mit einem eigenen Aufstieg und blieb mit Mesopotamien meist durch Gegnerschaft verbunden. Natürlich kann solches ein Verharren in der Stellung als äußere Peripherie bedeuten, aber doch in besonderer, anderer Art: Man könnte von „gleichwertiger“ äußerer Peripherie sprechen (zumindest in mesopotamischen Augen), ob nun friedlich oder verfeindet, eher aber von einem eng verbundenen Gegenzentrum.

Die schon genannten Markomannen, Quaden und Jazygen konnten auf die Schläge Mark Aurels überhaupt nicht „antworten“ (nur in letztem Verzweigungskampf⁵⁴): Am Leben zu bleiben, war schon der äußerste positive response.

Die äußere Peripherie kann auch ein schwerer challenge für das Zentrum sein, also nicht nur umgekehrt: Auf die tödliche Bedrohung durch die Kimbern und Teutonen reagierte die Weltmacht Rom gezwungenermaßen durch den dauernden Übergang zu jener Art der Heeresbildung⁵⁵, die so viel zum Ende der Republik beigetragen hat.

Die feindlich ins Reich einfallenden Germanen ab dem 3. Jh. n. Chr. wurden von Rom als barbarische, die Kulturorganisation auflösende und selber fast formlose äußere Peripherie niedrigster Ordnung betrachtet. Dass sie das in ihren eigenen Augen waren, müssen wir bezweifeln: In solchen Verhältnissen gilt überlegene Tapferkeit und Virtus ohne weiters als Ausweis einer moralischen Zentralstellung, sogar in Überlegenheit. Ganz manifest ist bei den Sasaniden – Hochkulturen und Barbaren sind oft erstaunlich ähnlich – die Selbsteinschätzung als eigentliches Zentrum von Kultur, Geist, Religion, Gesellschaft, Menschenideal, Tapferkeit gegenüber einem Römerreich, das, wie oben gesagt, eine ergiebige äußere Peripherie darstellte. Die Römer ihrerseits sahen im neuen Perserreich lange eine bloße Außenwelt (so wie in den Parthern), eine äußere Peripherie im Sinne der Wertung: nicht „wertlos“ (wie europäische Barbaren), wohl aber minderwertig, geistig nebensächlich.

So war das Reich im 3. Jh. n. Chr. im dauernden Zweifrontenkrieg für die Kräfte Europas und Asiens faktisch (nicht mental) zur bekriegten äußeren Peripherie geworden. Es reagierte darauf (response) gezwungenermaßen mit jenem neuen politischen und sozialen Aufbau, der das Bild der

⁵³ Im Unterschied zu den Provinzen, die als unzweideutig unterworfen zur passiv beherrschten, machtlosen, fast rechtlosen inneren Peripherie des Imperiums zählten.

⁵⁴ Die Quaden versuchten zuletzt mit der Auswanderung zu den Sennonen auf den Druck zu antworten; aber auch das vereitelten die Römer (Cass. Dio 71, 20, 2 p. 275 ed. Boissvain).

⁵⁵ Wesentlich verstärkte Anwerbung von besitzlosen *proletarii* als Rekruten. Natürlich galt die neue Form nie ausschließlich, das Instrument der Aushebung blieb bestehen.

Spätantike in vielem prägte und keineswegs reine Bewunderung erregt: mit einer möglichst kompletten Erfassung, Kontrolle, Beherrschung und Ausbeutung aller wirtschaftlichen, militärischen, finanziellen, politischen, sozialen und religiösen Kräfte des Weltreiches. Das Imperium opferte die innere Freiheit, um Zentrum zu bleiben, wieder zum Zentrum zu werden.

Ein neuer Faktor waren die Hunnen, die sich ohne Zweifel selbst als Zentrum auffassten und Germanentum und Römerreich peripherisieren wollten. Auf die dadurch ausgelösten germanischen Bewegungen fanden das westliche Kaisertum und sein Reich überhaupt keine Antwort mehr; das Ostreich lavierte geschickt durch alle Wechselfälle durch. Politisch Neues fand es nicht, und das schien auch angesichts der Blüte des Reichs bis zur arabischen Invasion nicht nötig zu sein.

Formen äußerer Peripherie können sein, um zusätzlich zu den genannten Fällen ein paar Beispiele zu nennen: die „begünstigte, geehrte“ Peripherie (so China gegenüber dem indischen Buddhismus, wenigstens anfangs), die „dienende“ Peripherie (das Römerreich in Attilas Sicht), die „verachtete“ (das Achaimenidenreich für die panhellenischen Ideologen des 4. Jhs. v. Chr.), die „bagatellierte“ und die „ignorierte“ Peripherie (die letzten drei gehören innig zur Ideologie einer Einstufung als „Barbaren“), die objektiv „bedeutungslose“ Peripherie (Europa für die USA im 19. Jh.), die „interessante“ Peripherie (die Völker der Erde für die Wissenschaft und den Kolonialismus der europäischen Neuzeit). Damit keineswegs identisch sind die „interessierte“ Peripherie (so die zur Christianisierung strebenden ostslawischen Völker gegenüber Byzanz), die „ausgebeutete“ (Kolonialismus), die „begehrtenwerte“ (Mittel- und Südamerika für Spanien, Nordamerika für Engländer und Franzosen), die freundlich oder feindlich „anerkannte“, als unveränderliches Faktum akzeptierte, die „ausgeschlossene“ und „draußen gehaltene“, die „abgestoßene“, die „erweckte“ Peripherie (s. o.) und die vom fremden Zentrum „angelockte“ Peripherie (so das christliche Mittelmeerreich für die Araber, die sich soeben selbst im Islam als Zentrum etabliert hatten).

Was Toynbee „äußeres Proletariat“ nennt, gehört auch hierher und ist eine wechselnde Konstellation von verschiedenen solchen Aspekten, aber mit eher negativer Wirkung. Man wird wohl den Grund, in dem die eigenen Strukturen einer äußeren Peripherie durch ein fremdes Zentrum, auf welchem Weg auch immer (absichtlich, unabsichtlich, aktiv,

passiv, geistig oder sozial ...), aufgelöst werden, zum Gradmesser für eine Bewertung als Proletariat machen müssen.

Ausprägungen, Intensität, ein Wirken äußerer und innerer Faktoren mit und gegeneinander, all dies ist nicht zu zählen.

3.4.2 Überlappende Peripherien und Klientel

Ein Spezialfall sind „einander überlappende“ Peripherien. Die griechischen Städte der Westküste Kleinasien gehörten im 5. Jh. v. Chr. dem Attischen Seebund an und zahlten Abgaben, aber der Perserkönig als „König Asiens“ entließ sie nicht aus der Untertänigkeit und Reichsangehörigkeit, sondern fand sich in einem Abkommen mit Athen dazu bereit, seine Souveränität nicht auszuüben und keine Tribute zu verlangen. Beide Vertragspartner erkannten stillschweigend die Rechtsansprüche des anderen an, besser gesagt, sie bestritten sie einander nicht. F. SCHACHERMEYR (1986) widmete einer solchen Zwitterstellung eine Monographie, da er dies schon im 2. Jt. v. Chr. für die achäischen Griechen Westkleinasien im Spannungsfeld zwischen Mykene und Hethitern gegeben sah. Aber auch die janusköpfige Position Armeniens zwischen Rom und den Parthern seit dem Abkommen unter Kaiser Nero lässt sich vergleichen: Ein parthischer Prinz herrschte als König, aber Rom verlieh das Diadem und konnte ihn so als Klientelfürsten betrachten. Wer solche zwiefache, komplementäre Stellungen in Macht und Verzicht betrachtet, erkennt, dass diese Länder genau spiegelbildlich von beiden Großmächten als sowohl innere wie äußere Peripherien gesehen werden konnten.

In Grenzgebieten können sich auch kulturell verschiedene Strahlungsgebiete überlappen: Palmyra wurde oben schon erwähnt; im Bosporanischen Reich durchdrangen einander Elemente der griechischen Kultur mit solchen einer eher iranisch ausgerichteten Welt der Steppenkrieger, und dazu trat seit dem 1. Jh. v. Chr. die politische Stellung als römisches Klientelreich.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Erscheinung, die M. TODD (2000, 153 ff.) unlängst schön beschrieben hat⁵⁶: In der Spätantike durchdrangen die Räume beiderseits der europäischen Grenzen des Römerreiches⁵⁷ einander sowohl kulturell wie bevölkerungsmäßig, wofür er den Terminus „Grenzgesellschaft“ verwendet. In der Tat ist zu bedenken, dass sich an ein und derselben Grenze immer wechselseitig ein äußerer und ein innerer Rand berühren; im Rah-

⁵⁶ Eine sehr wichtige Studie mit intensiver Aufarbeitung des Fundmaterials von der römisch-germanischen Grenze am Rhein hat vor kurzem M. ERDRICH (2001) vorgelegt.

⁵⁷ Wirklich nur in Europa? Galt ähnliches nicht auch an der Ostgrenze, so etwa von Dura-Europos und dem schon mehrmals angeführten Palmyra?

men dieser letztlich unvermeidbaren Vieldeutigkeit kann Vieles, und auch weitgehend, ganz von selber miteinander verschmelzen.

An anderer Stelle habe ich bei dem äußerst vielseitigen Institut römischer „Klientelvölker“ zwischen reichsangehöriger Klientel (also innere Peripherie) und außenstehender (also meist schon eher äußere Peripherie) unterschieden. Zu ersterer zählten etwa die Alpes Cottiae oder im Osten Galatien bis 25. v. Chr., Kappadokien bis Tiberius usw., zur zweiten alle römischerfreundlichen Stämme im freien Germanien wie z. B. Markomannen und Hermunduren, aber auch die sarmatischen Jazygen östlich davon und andere. Sie waren für Rom also eine an sich gezogene und adhärente äußere Klientel.

3.4.3 Draußenhalten und die Germanen Roms

Doch galt dies nur politisch und diplomatisch. Im Alltagsleben wie in der Ideologie wurden die Völker jenseits des europäischen Limes systematisch draußen gehalten und aus dem Dasein im Reich völlig ausgegrenzt. Diese „abweisende Separation“ hat für beide Teile beträchtliche Folgen. Für sehr freundliche und enge diplomatische Kontakte bis ganz tief hinein ins Barbaricum sei auf die enge und ehrende Verbindung zwischen Domitian und den Semnonen – die nicht einmal ein Klientelvolk waren! – hingewiesen (Cass. Dio 77, 5, 3 p. 180 ed. Boissevain). Das Zusammengehen war offensichtlich gegen die zwischen beiden liegenden Markomannen und Quaden gerichtet. D. TIMPE (1996) hat unlängst gezeigt, dass die völlige kulturelle und menschliche Egozentrik des Imperium Romanum, das in der frühen und hohen Kaiserzeit im Selbstgefühl die äußeren Barbaren als kaum

existent betrachtete, auf einer anderen Ebene zuhause war als die gleichzeitig sehr aufmerksame, wertungsfreie Diplomatie gegenüber denselben Stämmen.

Es klaffen aber Ideologie und Realität äußerst oft auseinander, und, wie schon mehrfach genannt, die innere Selbstdarstellung einer Kultur kann andere Wege gehen als die anerkannte äußere Umgangsform.

Römische Händler machten sich viel in der *Germania libera* zu schaffen; schon unter Tiberius bestand nahe der Königsburg des Marbod eine dauernde Siedlung von Händlern aus dem Reich, etwa sogar auch von Handwerkern (Tac. ann. 2, 62, 2 f. vgl. oben Anm. 8). Die Regierung sah das vielleicht gerne, weil es Möglichkeiten von auch politischer Information in sich schloss und zusätzlich römischen Spionen erlaubte, als Händler aufzutreten⁵⁸.

In umgekehrter Richtung verhielt sich Rom völlig anders. Rom hielt z. B. in Germanien jeden Kontakt unter strengster Kontrolle, so dass – natürlich mit Ausnahme formeller und sicher stets eskortierter Gesandtschaften – offenbar nur der Besuch römischer Märkte erlaubt war, und das nur an der äußersten Grenze unter peinlichster Aufsicht (vgl. etwa Tac. hist. 4, 64, 1)⁵⁹. Tacitus erwähnt es als außerordentliches Privileg und ungewöhnliche, einmalige Sonderregelung, dass Angehörige des besonders vertrauenswürdigen Stammes der Hermunduren sogar zu Handelszwecken bis tief in die Provinz Raetien reisen durften.

Der Bericht des Tacitus (Germ. 41, 1) darüber ist für alle (!) anderen Grenzabschnitte gegenüber den Germanen so aufschlussreich, dass wir ihn im Wortlaut anführen: . . . *Hermundurorum civitas, fida Romanis, eoque solis Germanorum non in ripa⁶⁰ commercium, sed penitus atque in splendidissima Raetiae*

⁵⁸ Wenn 6 n. Chr. sich zwei römische Heere in weit ausholendem Zangenangriff von Carnuntum und vom Rhein aus gegen Marbod in Böhmen in Bewegung setzten, und wenn diese Operation ganz planmäßig verlief und beide schon knapp vor der gegliückten Vereinigung standen (Vell. 2, 10, 9, 5. 110, 1–2), setzt das eine derart exakte Planung voraus – der Weg ging z. T. durch den westlichen herzynischen Wald! –, dass sie ohne Erkundung von möglichen Wegen, von Abständen, Distanzen und von halbwegs berechenbarer Marschdauer kaum zu denken ist.

⁵⁹ Wenn 170 v. Chr. keltische Gesandte aus den Ostalpen die ehrende, einmalige Sondererlaubnis erhielten, eine fixe Zahl von Pferden in Italien zu kaufen und auszuführen (Liv. 43, 5, 9), lässt dies ermesen, wie streng Märkte und Wege kontrolliert wurden. Solche fast zufällige Nachrichten werfen ein interessantes Licht auf das römische Verhalten.

⁶⁰ R. MUCH (1967, 464) in seinem Germaniakommentar betont mit Recht, dass „*non in ripa*“ für „*non solum in ripa*“ stehe, also die Hermunduren **auch** an der Grenze Handel betreiben konnten. MUCH (ebd. 464 f. – dort auch die ältere Literatur – und LUND 1988, 220 f.) sehen eine Schwierigkeit darin, dass zur Zeit, als Tacitus schrieb, der

rätische Limes schon bestand und die Donau nicht mehr die Grenze zu den Hermunduren war; Tacitus schöpfe hier also wohl aus einem älteren Autor, denn in der Zeit des Tacitus hätte sich der Verkehr am „Limes“, nicht an der „*ripa*“ abspielen müssen. Aber ich glaube nicht, dass solche Details für Tacitus eine Rolle spielten. Denn die Verlegung der Grenzkastelle etliche Kilometer nördlich der Donau war ein, vom Reich aus gesehen, so winziger Unterschied (und Tacitus wertet die flavischen Gebietsgewinne dezidiert ab), dass er, wenn man große Linien zeichnet, eine *quantité négligeable* war. Er spricht doch im Zusammenhang von der Gesamtheit der Germanen und hätte also auch für diese zwischen Rheinufer und obergermanischem Limes unterscheiden müssen. Tacitus sagt – wie etwa auch Caesar – das Grundsätzliche und Wesentliche ohne die angestrebte Wirkung durch lächerliche Einschübe zu verunklären, durch Einzelheiten zu stören, die am Sinn gar nichts änderten. MUCH 1967, 464 glaubt sogar, dass schon die Anlage einer engen Kastellkette durch Vespasian sich mit der Formulierung des Tacitus nicht verträge, da die Kastelle, einmal vorhanden, doch kontrolliert haben **müssten**. Aber Tacitus sagt ja gar nicht, dass die Hermunduren **unkontrolliert** die Grenze überschreiten, was ja auch ein Unding gewesen wäre;

*provinciae colonia*⁶¹. *passim sine custode transeunt et, cum ceteris gentibus arma modo castraque nostra ostendamus*⁶², *his domos villasque patefecimus non concupiscentibus*. Tacitus führt also zu dem, was unten noch behandelt wird: Mit Ausnahme der Hermunduren erlebten alle Germanen das Reich nur als starre, repressiv gehandhabte Grenze mit vorwiegend militärischem Charakter, alles weiter innen Liegende war letztlich doch immer wieder eine Sache des Hörensagens. Sogar auch die Hermunduren durften offenbar nicht über das Gebiet von Raetien hinaus tiefer ins Reich einreisen. Dass die größte, glänzendste Stadt des **dortigen** Reichsgebietes ihnen offen stand, war in den Augen des Tacitus bereits etwas Enormes. Geschickt führt er den Faden gleich weiter, um Zusätzliches zu sagen: Beim Handel auf dem flachen Land und dem Weg in die große Stadt durften die Hermunduren sogar die reichen Gehöfte, Gutsbetriebe und Landsitze sehen und besuchen, obwohl sie an solchem Reichtum und Luxus keineswegs interessiert waren⁶³.

Natürlich stand hinter der sonst lückenlosen scharfen Bewachung der Eintrittsorte ins Römerreich zunächst die Sorge bezüglich feindlicher Raubzüge von Kleinstgruppen (nicht von Heeren), die sich leicht als Kaufmänner ausgeben konnten, und daher war für Germanen eine tiefere Einreise ins Reich überhaupt verboten. Mauerbau am Limes und ständiges Patrouillieren waren primär gegen solche oder etwas größere Plündereinfälle berechnet: Unvorhergesehene Heere konnten nur kurz abgewehrt werden⁶⁴, aber die innere Sicherheit gegen Einzelne und kleinere Scharen war dadurch sehr effizient gegeben.

leicht hätten ein paar Räuber, die gar nicht Hermunduren sein mussten, ins Reich übersetzen können. Das Wort „*passim*“ sagt nur, dass die Hermunduren nicht von vornherein gänzlich an spärliche Handelsorte gebunden waren, und „*sine custode*“ heißt nicht „unbewacht“, sondern dass ihnen bei dem Weg ins Innere der Provinz nicht einmal Wachen mitgegeben wurden, ein sehr hohes, zusätzliches Privileg. All das war natürlich nur möglich, wenn die römische Grenzwehr die Ankömmlinge als Hermunduren rekonstruiert hatte.

⁶¹ Wahrscheinlich Augusta Vindelicum (Augsburg), die Hauptstadt der Provinz, eventuell Cambodunum (Kempten). Siehe zur Diskussion LUND 1988, 220.

⁶² Daraus geht hervor – was sich ja von selbst verstehen sollte –, dass an allen anderen Grenzen die streng kontrollierte Zulassung zum Handel im Reich nur im Zusammenhang mit ausreichender militärischer Bewachung geschah, also bei Lagern oder Kastellen (und eventuell sonstigen militärischen Wachposten).

⁶³ MUCH 1967, 465 übersetzt in seinem Kommentar „*non concupiscentibus*“ mit „ohne dass sie danach begehren, es besitzen zu wollen“. Ein solcher Sinn ist natürlich zusätzlich nicht unmöglich. Aber wenn er das darauf bezieht, dass die Hermunduren als „*civitas fida Romanis*“

Rom schottete sich gegen die Nachbarvölker hier – oder an den Wällen in Britannien – systematisch ab, die nicht-römische „Barbarenwelt“ sollte grundsätzlich scharf und systematisch draußen gehalten werden. Im 1. und bis tief ins 2. Jh. n. Chr. war das auch meist in weitestem Grade erfolgreich.

Das ist für die römische Mentalität gegenüber einer äußeren Peripherie dieser Art aufschlussreich. Es muss aber auch von den Germanen her gesehen werden.

Wenn man von Staatsbesuchen und offiziellen Gesandtschaften absieht, auch von römischen Gesandtschaften ins freie Germanien und von entsprechenden Beschenkungen⁶⁵, also von in Teilnehmerzahl und Häufigkeit nur punktuellen Gelegenheiten, so ist festzuhalten, dass die bei weitem größte Zahl der freien Germanen, auch ihrer Edelinges, nur mit dem Reichsrand, mit der fernsten unter den inneren Peripherien des Imperiums Kontakt hatten, und das sehr beschränkt. Wohl brachten römische Händler verlockende Waren ins Land, wohl vor allem Wein, aber die Vorstellungen, die die freien Germanen von „Rom“ und „Reich“ haben konnten, beruhten auf solch winzigen Einblicken und generell auf dem Limes, auf meist nicht zu teuren Stücken provinzialrömischen – bestenfalls noch von weiter innen stammenden – Kunsthandwerks, auf den Grenzheeren (ein von Tacitus sehr betonter Aspekt) und einigermaßen noch auf Siedlungen an der Grenze (die Hermunduren ausgenommen), also auf Subzentren meist geringen Ranges.

Selbst offizielle Kontakte fanden zunächst einmal mit dem Provinzstatthalter oder dessen Untergebenen statt. Rom und

keine räuberischen Absichten hatten, und nicht so auffasst, dass sie bedürfnislos gewesen seien, so hätte Tacitus ein „sie verlangen nicht nach Raub“ doch wohl deutlicher ausdrücken müssen. Aber selbst wenn man diese Worte ganz im Sinne Muchs deutet, führt das ja doch wieder dahin, dass die Hermunduren gar kein Verlangen nach römischen Kostbarkeiten hatten, und das ist mehr als die – ohnehin schon ausreichend genannte – *fides* und eine Aussage, wie wenig Gier und Besitzverlangen nach Luxusgegenständen, ja überhaupt an Interesse für solches bei ihnen zu finden sind, ganz im Sinne des tateischen Germanenbildes.

⁶⁴ Das gilt übrigens auch von der Chinesischen Mauer, die unmöglich in ihrer ganzen Länge stets voll besetzt gehalten werden konnte, wo also nur Patrouillen achteten, dass keine kleinen Scharen einfielen. Im Falle eines großen Krieges diente sie natürlich ebenfalls als ein Schutzmittel, wenn Heeresseinheiten in den gefährdeten Abschnitt disponiert wurden.

⁶⁵ Vgl. Tac. Germ. 5, 3 *est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum munera data, non in alia vilitate quam quae humo finguntur*. Aus all dem (*legatis*) geht hervor, dass Tacitus eher an römisch-germanische Diplomatie denkt als an Ehrengeschenke für eigene oder fremde *principes* oder zwischengermanische Gesandte.

der Kaiser blieben eine ferne Mär, jenseits von Wissen und wohl auch von Einbildungskraft. Damit beginnen wir das Denken der germanischen (oder auch anderer) äußeren Peripherie des Reiches vielleicht ein wenig zu fassen. Das Imperium Romanum war ein fast mythischer Riese von unbeschränkter Ausbreitung und Leistungskraft, es war das Fremde schlechthin in der schärfsten Ausprägung: das Unverständliche und Unfassbare⁶⁶. Es war unheimlich und in seinem konsequenten Ausschluss der Nachbarn auch stets latent feindlich, trotz aller Klientelbezüge. Es war mit der eigenen Art in keiner Weise kommensurabel. Die kulturelle Werbekraft, Elemente dieses Fremden für sich selbst zu ap- perzipieren, konnte in der Regel eher nur gering sein. Das Beste und Höchste, das eigentlich Wesentliche der Reichskultur blieb den mittel-, aber auch den osteuropäischen „Barbaren“ im Grunde verborgen, so verborgen, dass es nicht einmal ein Rätsel war. Vielleicht ist hier einer der Faktoren dafür zu erkennen, dass die Germanen sich lange Zeit gar so wenig von Anregungen dieser Reichskultur be- rühren ließen.

Umso außerordentlicher wird die tiefe Umstellung der Germanen ab den Markomannenkriegen, spätestens ab etwa 200 n. Chr. Denn Roms Verhalten hatte sich kaum geändert, die Wandlung erfolgte rein innerlich in der germanischen Welt. Aber wir verstehen auch, dass selbst nach diesem Um- bruch die neuen germanischen Stämme sich nichts von Er- oberungen römischen Territoriums⁶⁷ oder gar von einer Zerstörung des Reiches träumen ließen. Das stand ganz außerhalb der Vorstellungskraft, schien schlechthin unmög- lich. Und so blieb denn der Raubzug als die wesentlich „edlere“ Alternative zu anderen Plänen.

Auch in der neuen Konstellation hätte Rom die Politik des Draußenhaltens gerne unverändert weitergeführt; im 2. Jh. n. Chr. wollten das noch Antoninus Pius und Mark Aurel in unveränderter Weise beibehalten (vgl. DOBESCH 2001b, 1038 ff. 1051). Aber es erwies sich, dass die Kräfte des Rei- ches dazu nicht mehr imstande waren: Die neue Energie der Germanen – oder auch der Karpen – war nicht mehr auf die Dauer zu dämpfen, jeder Erfolg – und es gab nicht wenige – musste zeitgebunden bleiben. Die Feinde waren nicht mehr abzustoßen, nicht mehr zu bagatellisieren, auch wenn man ideologisch zäh an der Wertung als „Barbaren“ festhielt. Aber diese Barbaren waren ungeahnt wichtig geworden.

Ein neuer Faktor wurden sie auch durch die seit dem 3. Jh.

n. Chr. immer wachsende Aufnahme ins römische Heer. Später hat ein griechischer Intellektueller das getadelt – man solle doch besser das eigene Volk bewaffnen –, und auch moderne Tadler fehlen nicht. Gewiss ist das Verhalten der Kaiser auch so zu interpretieren, dass ihnen das eigene Volk als Steuerzahler lieber war und sie mit diesem Geld erstklas- sige Krieger in Sold nehmen konnten. Aber das ist kaum die ganze Wahrheit. Denn der Druck auf die Reichsgrenzen war eine nicht mehr zu beseitigende Tatsache, offenbar auf dem Hintergrund eines gewaltigen Geburtenüberschusses bei den Germanen. Deren Überzählige ins Heer aufzunehmen, war fast die einzige Möglichkeit, diesem Druck ein wirk- sames Ventil zu geben. Um es zugespitzt auszudrücken: Jeder angeworbene Germane, Edler oder Gemeinfreier, war eine erstklassige Stärkung der römischen Armee, jeder nicht an- geworbene ein potentieller Angreifer.

Andere spätantike Ereignisse, die sehr fruchtbar unter dem Gesichtspunkt Peripherie – Zentrum gesehen werden könnten, sollen hier aus Platzgründen nicht mehr behandelt werden.

3.4.4 Ideologien im Mediterraneum und bei Kelten wie Germanen

Wir haben schon von dem Nachdruck gesprochen, mit dem – und sei es nur in der Ideologie – Kulturen und Rei- che oft Länder, die außerhalb ihrer Grenzen stehen, als min- derwertig betrachten. Es ist ein Mittel, die „Fremde“ we- nigstens subjektiv in ein Denkbild einzuordnen, welches die Zentralstellung der eigenen Kultur möglich macht und be- stätigt. Diese Außenwelt kann als „schutzfliehend“ aufgefasst werden (so Augustus gegenüber den Parthern, die Sasaniden des 3. Jhs. n. Chr. gegenüber den Römern) und als unter- tändig, als tributbringend (so Ägypten gegenüber Kreta oder China zeitweise gegenüber Indochina); man kann sie als allerfernste, unwichtige Weiten darstellen, man kann sie auch in näherem Umkreis als Bagatelle hinstellen, gleichsam als leidige Pannen menschlicher Existenz, die dem eigenen An- spruch, die „Welt“ oder „alle Menschen“ zu sein, leider nicht ganz entsprechen, aber doch nicht ins Gewicht fallen. Diese Länder sind dann „menschlich“ dermaßen unwichtig, dass sie nicht einmal unter einen Herrschaftsanspruch ge- stellt werden müssen. Sie sind im Sinne des jeweiligen Zen- trums ein Extrem äußerer Peripherie, und das vollkommen subjektiv.

⁶⁶ Gelegentliche Prestige geschenke hochwertigen römischen Kunst- handwerks (vgl. die vorige Anm.) wirkten dem nicht entgegen, sondern verstärkten eher noch diesen Effekt.

⁶⁷ Vielleicht bildeten die Markomannen zu Beginn der Kämpfe gegen Mark Aurel eine Ausnahme. Sie büßten es schwer.

Wir erwähnen das auch deswegen, weil hierin eine zentrale Wurzel des Barbarenbegriffes liegt: der Barbar als das Fremde im Sinne der völligen Abwertung; der Barbar als unkultiviert und kulturfeindlich; der Barbar als untergeordnete menschliche Existenz, dem wesentliche Züge des menschlichen Wertes überhaupt fehlen; eine Bagatelle, ein misslungenes Menschentum, ein „Untermenschentum“, fast rechtlos. Der negative Barbarenbegriff folgt aus der subjektiven Zentral- und Füllnatur der eigenen Kultur, er wirkt in die Nähe und die Ferne, und er kann sehr seltsame Aktionen und Kriege „rechtfertigen“. Er schiebt die (ganze) andere Welt einfach an den Rand, der geistig wie politisch nebensächlich ist; die unwesentlichen Menschen als Gegensatz zu dem wahrhaften, eigentlichen, vollen Menschentum, das allein wahre Würde, wahre Menschenwürde besitzt.

Nur vor diesem Hintergrund ist im Alten Orient die akkadische und assyrische (zeitweise und in Andersart die ägyptische) „Weltherrschaftsidee“ in der Realität ihres Ausspruches zu verstehen. War der König noch so sehr der „Herr der vier Weltgegenden“, man musste wissen, dass es außerhalb des Reiches fast überall immer wieder neue Länder und neue Völker gab. Die einzige Möglichkeit, diese handgreifliche Tatsache mit dem eigenen Universalitätsanspruch zu vereinigen, war, letzteren als kulturell und „ökumenisch“ aufzufassen. Die nicht unterworfenen Gebiete waren also subjektiv völlig peripher und unwichtig, konnten als außerhalb des wahren Menschseins, außerhalb der „Kultur“ betrachtet werden. Es handelte sich um Gebiete und Stämme, die des Besitzes durchaus unwürdig waren, die für ein umfassendes Reich der „Kultur“ und „Ordnung“ nicht in Betracht kamen. Implizit oder explizit ist hier eine Art von „Barbarenbegriff“ gegeben. Es genügte, in den formlosen, drohenden Außenperipherien schützende Außenzonen anzulegen und herrscherliche Einflussbereiche zu schaffen, Schutzpolster für die Kultur des „Zentrums“. Auch die Inka handelten nicht anders.

Es darf gefragt werden, ob ein solches Denkmodell auf die „Hochkulturen“ beschränkt war. Wir haben wenig Material, aber vieles spricht gegen eine Beschränkung. Dass bei den Germanen eine solche Auffassung ihrer selbst als „die Menschen“ dereinst gegeben war, lehrt die uralte Mannus-Genalogie. Auf anderer Ebene kehrt solches in dem äußerst anspruchsvollen Namen „Alemannen“ wieder. Bei den Kelten könnte vielleicht die Etymologie dieses Namens in eine solche Richtung deuten, und dazu tritt eine weitere Überlegung: „Kultivierte“ wie „barbarische“ Völker sind meist mit Hingabe in nachbarliche Kriege verstrickt; ein auf Tapferkeit stolzer Stamm kann nach Macht streben oder ein besseres Territorium begehren und daher wandern. Aber was sich bei

den Kelten zwischen dem 5. und 3. Jh. v. Chr. abspielte, geht über alle solche Maßstäbe hinaus. Sie inszenierten eine Völkerwanderung, die darin die der Germanen übertrifft, und der – soviel wir sehen – kein „Hunnenschock“ und keine „Hunnennot“ als erstes Movens zugrunde lag. Ist es wahrscheinlich, dass eine große Völkergruppe die Welt von Britannien bis Kleinasien heimsucht, besiedelt oder sich untertan macht, ohne dass geistige Vorstellungen das begleiten? Die Kelten griffen in einer Weise aus, die das Existenz- oder Herrschaftsrecht der meisten anderen Völker negierte. Bei den Galatern Kleinasien wird uns geradezu so etwas wie eine Ideologie fassbar, die die feigen, reichen Stadtbürger rundum als eine Peripherie auffasst, deren Güter den tapferen Galatern zustehen.

Auch die Germanen ab dem 3. Jh. n. Chr. handelten gegenüber dem Imperium nach solchen Kategorien. Es bedurfte niemals einer juristischen Begründung für ihre Angriffe. Diese waren in sich selbst gerechtfertigt.

Caesars Beschreibung der Sueben seiner Zeit ist natürlich übertrieben und schematisiert. Aber ein Grundmuster ist dennoch zu erkennen. Dieses gerade entstandene und entstehende Stämmephänomen von höchstem Anspruch auf Tapferkeit (vgl. Caes. b. G. 4, 2, 5–6, in fremder Spiegelung ebd. 4, 7, 5) wandte sich **prinzipiell** und **dauernd** gegen seine Nachbarn (Caes. b. G. 4, 1, 4–6), sie als bloße Peripherie ansehend, der gegenüber es keiner Rechtsansprüche oder sonstiger Gründe bedurfte. Wir fassen das noch gegenüber Usipetern und Tenkterern (Caes. b. G. 4, 1, 2 und 4, 1), gegenüber den Ubiern (Caes. b. G. 4, 3, 3–4) und den Cheruskern (Caes. b. G. 6, 10, 5) sowie in der Anlage einer gewaltigen Wüstung an ihrer Ostgrenze (Caes. b. G. 4, 3, 1–2).

Es ist keineswegs eine andere Erklärung, sondern stimmt mit dem genannten Zentrumsanspruch überein, dass man gerade im Besitz einer unübertrefflichen Virtus ein Anrecht auf alles Fremde zu haben meint. Das Selbstgefühl, die besten Krieger zu sein, verwandelt alle anderen „gerechterweise“ in Objekte dieser Kraft. Wer glaubt, dass solches ein Kennzeichen „barbarischer“ Mentalität ist, kennt die Geschichte der „Hochkulturen“ nicht, auch nicht die der höchsten. Es ist nur eine Verschiebung des Hochmuts auf eine anders scheinende Ebene, wenn man die Rechtfertigung öfters nicht nur in der eigenen Kraft, sondern in der rohen Kulturlosigkeit des anderen (ob dieser nun ein „Barbar“ ist oder nicht!) sucht.

3.4.5 Raubzüge, Beute, Abenteuer bei Kelten und Germanen

Damit sind wir aber schon bei der eigentümlichen Besonderheit raubenden Verhaltens.

Ich gehe hier nicht noch einmal auf die wandernden Kimbern, Teutonen, Ambronen und Tiguriner ein, deren Raubexistenz unerhört weitgespannte Bereiche Europas zu einer mobil wechselnden Peripherie ihrer Tapferkeit machte.

Für ganz normale, nicht außerordentliche Zustände beschreibt Caesar in genialer Deutlichkeit die Verhältnisse bei den Germanen seiner Zeit⁶⁸, wobei nicht an Volkswanderungen gedacht ist: „Raubzüge seien keine Schande“ – also eine Ehre – „sofern sie außerhalb des eigenen Stammes geführt würden“. Damit haben wir eine schöne Definition wie die ganze restliche Welt (ob Germanen oder nicht) als „Peripherie“ angesehen wird. Zugleich aber dürfen wir diese Raubzüge keineswegs im Sinne der ja auch anders geschilderten, ständigen Kriegstätigkeit der Sueben (die steten **Volkskrieg** bedeutete) auffassen. Es waren offenbar gelegentliche, zum Teil auch sehr kleine Unternehmungen in die Nähe oder in eine Ferne verschiedenen Grades. „In den Versammlungen verkünde einer von den führenden Männern“ (*principes*, Edeling; andere hatten weder Führungsansetzen noch Charisma) „dass er einen solchen Zug plane und ihn als Anführer leiten werde, wer ihm Gefolgschaft leisten wolle, solle das jetzt öffentlich erklären. Darauf erhoben sich jene Männer, die den konkreten Raubzugsplan und den Anführer billigten, und versprachen ihre Hilfe. Die Masse“ (des Volkes, die Volksversammlung, das Thing) „lobe diese Männer. Wer von diesen nicht im Raubzug folgt“ (also wieder abspringt) „werde unter die Fahnenflüchtigen und Verräter gerechnet und finde in Hinkunft in überhaupt keiner Sache mehr Vertrauen“.

Also ist dieses Unternehmen **nicht** ein Krieg des ganzen Stammes, sondern eine „Privatsache“ der Betroffenen und steht daher auch unter einem ad hoc sich selbst anbietenden Anführer, der auch schon das geplante Unternehmen grundsätzlich umschreibt. Nur die Billigung (*conlaudantur*, nicht ein formeller Beschluss) der Volksversammlung ist notwendig, da sonst chaotische Zustände herrschen würden und vielleicht dieses oder jenes Objekt des Raubzugs gegen das Interesse des Stammes verstöße. Caesar sagt es nicht ausdrücklich, dass diese Billigung verweigert werden kann, da

sich das von selbst versteht. Diese Züge sind keineswegs primär gegen reiche „Hochkulturen“ gerichtet, sondern überallhin, wo Ruhm und Beute locken; natürlich ist auch – je nach Stärke des Trupps – ein sehr weiter Kreis der Abenteuerlust über große Entfernungen ebenso denkbar wie eine Nachbarschaft. Es handelt sich ganz eindeutig um Gefolgschaftsunternehmungen, die daher unter höchstem sozialen Ethos stehen (*ducem; sequi; secuti; fides*), deren Pflichten völlig freiwillig und ad hoc auf sich genommen werden, dann aber – zumindest für die Zeit des Zuges – strengstens binden.

Der praktische und geistige Hintergrund ist klar: unternehmungslustige Adelige, vielleicht gerade auch deren jüngere Söhne, die kein Erbe als Befriedigung ihrer Geltungslust zu erwarten hatten; alle nach Abenteuer begierigen Gemeinfreien, aber naturgemäß vor allem Jüngere (*iuniores*), die sich eine Position im Leben schaffen wollten, und auch hier wieder in erster Linie wohl der Bevölkerungsüberschuss, der so ein für den Stamm harmloses Ventil fand.

Natürlich lockte auch Beute, oder mancherlei privater Groll gegen Fremde mag hier mitgesprochen haben. Jedenfalls handelt es sich um Unternehmungen, die in vielem homerischen Lebensformen sowie deren sozialem und privatem Ethos entsprechen⁶⁹: ein Zug in die Ferne, die Aussicht auf heroische Abenteuer als Selbstbewährung, auf Heldentaten und Heldenruhm (oft das mächtigste Motiv), aber zugleich ein völlig offenes Streben nach reicher Beute, die ja auch wieder Ausdruck der eigenen Kraft ist und Glanz, Ehre und Ansehen vermehrt. Und das sowohl für den Anführer wie für den Teilnehmer; jeder Gefolgschaftsführer war eo ipso zu reichen Verteilungen von Beute und Geschenken verpflichtet, die gegenseitige Bindung ist eine, die für beide Seiten höchst ehrenvoll ist. Auch den homerischen Helden ist die reine Heldenkraft als ausreichende Rechtsgrundlage selbstverständlich⁷⁰.

Natürlich bleibt die Frage offen, wie es nach der Rückkehr vom *latrocinium* stand; die Gefolgschaftspflicht mag als solche wohl erloschen sein, konnte aber sicher, wenn man wollte, weiterbestehen. Dazu hatte ein erfolgreicher Anführer sowohl an Ehre gewonnen wie auch durch seinen neuen Reichtum an Möglichkeit, andere durch Geschenke zusätz-

⁶⁸ Caes. b. G. 6, 23, 6 *latrocinia nullam habent infamiam, quae extra fines cuiusque civitatis fiunt, atque ea inventutis exercendae ac desidia minuentis causa fieri praedicant. (7) atque ubi quis ex principibus in concilio dixit se ducem fore, qui sequi velint, profiteantur, consurgunt ii, qui et causam et hominem probant, suumque auxilium pollicentur atque a multitudine conlaudantur. (8) qui ex his secuti non sunt, in desertorum ac proditorum numero ducuntur, omniumque his rerum postea fides derogatur.*

⁶⁹ Nicht umsonst hat Poseidonios bei seinen Kelten homerische Einzelzüge gefunden, vor allem in dem ungeheuren, agonalen Streben nach Ruhm (Homer: κλέος ἐσθλόν).

⁷⁰ Im Island der Sagazeit kann ein Bauer ohne weiteres in die Lage kommen, gegen einen privaten Angreifer regelrecht um seinen Besitz kämpfen zu müssen, wobei das Waffenrecht eben als echtes Recht gilt. Das geht noch weit über das von Caesar Beschriebene hinaus.

lich in seine Gefolgschaft zu verpflichten. Damit war der Rückstrom an Beute (bei großen Stämmen eher groß, bei kleinen seltener, geringer oder gar nicht) mehr als eine ökonomische Zusatzquelle, sondern eine solche für die sozialen Verhältnisse im Heimatstamm. Auch vorher arme Gemeinfreie konnten sich mit ihrem Beuteanteil gegebenenfalls als gemachte Männer betrachten. Solche Raubgruppen mochten auch unkommen oder vielleicht anderswo in anderen Stämmen Bindungen an höchste *principes* eingehen und im Stamm Aufnahme finden. Für die Existenz des Heimatstammes war das irrelevant, da ja ohnehin in erster Linie der Bevölkerungüberschuss abzog. Die beherrschende Grundlage solcher Unternehmungen in den Ideen von Ehre, Heldentat und Beute (eher nicht Macht oder Eroberung) machte es ohne weiters möglich, dass solche Gruppen unter ihren Führern sich auch in der Fremde in Sold nehmen ließen.

Wenn nicht alles trügt, entstand Ariovists Unternehmen aus eben einem solchen Auszug tatendurstiger und eher unversorgter Jugend unter einem „privaten“ Gefolgschaftsführer. Arverner und Sequaner hatten ihn als Söldner gegen die Haeduer über den Rhein gerufen (Caes. b. G. 1, 31, 4; 1, 44, 2; 6, 12, 2). Schon ursprünglich oder früh mögen sich ihm auch Gefolgschaftsgruppen anderer Stämme mit ihren speziellen Gefolgschaftsherren angeschlossen haben⁷¹. Der Zuzug, den er dann in Gallien immer wieder erhielt⁷², trug sicher diesen Charakter. Caesar (b. G. 1, 51, 2) nennt dem gemäß in Ariovists Heer Haruden, Sueben, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter und Eudusier – welcher dieser Gruppen gehörte Ariovist ursprünglich an? Selbstverständlich waren das – außer vielleicht bei ganz kleinen Einheiten? – nicht die jeweiligen Stämme an sich (die ja nach der eben besprochenen Schilderung Caesars in eine solche Unternehmung **nicht** selbst verwickelt waren), sondern weitere private Gruppen bunter Herkunft (also dem Ursprung nach eine *colluvies gentium*, nicht aber in der Struktur)

unter eigenen Gefolgschaftsführern⁷³, die sich offenbar Ariovist bedingungslos unterordneten: Caesar weiß von keiner Opposition in dessen Völkerkomplex und hätte eine solche doch kaum verschwiegen.

Auch bei anderen Unternehmungen ist durchaus möglich, dass Gruppen fremder Stämme zu einem erfolgreichen Anführer stießen. Die seltsamsten und ephemersten „Lawinen“ (Kleinlawinen) sind hier denkbar. Von der Idee wandernder „Stämme“ ist dabei keine Rede. Nun waren die enorme Vielfalt verschiedener Völkersplitter und die Gesamtzahl, die bei Ariovist zu finden war, eine Ausnahme, so wie auch Ariovists Genie ein solches *latrocinium* als Söldnerunternehmen zu einer Machtidée erhob, zur Landnahme übergang und als *rex Germanorum*⁷⁴ die Splitter zu einer Einheit unter seiner Führung verschmelzen wollte (DOBESCH 1980, 448 ff.)⁷⁵. Das ist eine Ausnahme, aber nichts verbietet, dass Vergleichbares nicht auch sonst hin und wieder geschah und eine gewisse Rolle bei Völkerverschiebungen gespielt hat. Wenn etwa gar ein neuer Stamm entstand, so würde auf ihn die Idee von R. WENSKUS (1977, 76 ff. 496) passen⁷⁶, dass nicht Zusammenschlüsse, sondern eher Anschlüsse zu Ethnogenesen führen: Man schloss sich dem charismatischen, sieghaften Adeligen an, damit oft auch seiner ursprünglichen Gruppe.

Es mögen solche Unternehmungen gewesen sein, deren ununterbrochene Nadelstiche dazu geführt hatten, dass die Keltenstämme Süddeutschland und Böhmen geräumt hatten. In Caesars Zeit stritten sowohl Belger wie Helvetier ständig mit Germanen (Caes. b. G. 1, 1, 3 und 4, 40, 7), und es ist unwahrscheinlich, dass, zumindest von Seiten der Germanen, stets regelrechte Kriege der Gesamtvölker vorlagen, vielmehr ist es leichter vorstellbar, dass es sich nicht um große, entscheidende Kämpfe, sondern um ephemere, aber ständige Belästigungen, die zu gegenseitigem Kräfteressen führten, handelte.

⁷¹ Es ist merkwürdig, dass Caesar kein Wort von einer ursprünglichen Bindung Ariovists an ein konkretes germanisches Ursprungsvolk sagt. Nur aus Unkenntnis? Es liegt nahe, dass Ariovist seiner „ursprünglichen“ Gruppe keine Sonderstellung einräumte und gleichermaßen Gefolgsherr aller Scharen und ihr Anführer sein wollte, gerecht und einigend. Das hätte seinen politischen Plänen entsprochen.

⁷² Caes. b. G. 1, 31, 10, dazu 11 und 16 als unfundierte Horrorvision, die aber im Rahmen des Vorstellbaren liegt. Vgl. z. B. ebd. 1, 33, 3–4; 1, 35, 3; 1, 37, 2–3 (vgl. 54, 1), vor allem aber ebd. 1, 33, 5.

⁷³ Die neu heranrückende Suebenschär stand unter der Anführerschaft der Brüder Nasua und Cimberius (Caes. b. G. 1, 37, 3).

⁷⁴ Es ist das Wahrscheinlichste, dass der Senat ihn im Jahr 59 v. Chr. auf Caesars Vorschlag hin mit diesem Titel benannte. Jedenfalls nennt

Caesar ihn immer *rex Germanorum*, nie den eines Einzelvolkes, auch nicht der Sueben. Das wäre dann der früheste Beleg dafür, dass die Germanen selbst diesen gallischen Namen für sich anwandten (vgl. Tac. Germ. 2, 3).

⁷⁵ Siehe dazu auch oben Anm. 71. Caesar (b. G. 1, 36, 7) lässt Ariovist selbst diesen Gesamtnamen für seine eigenen Scharen gebrauchen, und zwar als Prestigenamen. Dem entspricht die Tatsache, dass Caesar auch sonst die Untergebenen Ariovists durchaus als Einheit behandelt, wie sie ja auch nur einen einzigen *rex* für alle gleichermaßen besitzen. Konnte eine für die Dauer institutionalisierte Gemeinschaft lange ohne Namen auskommen? Welch anderer Name war so gut verwendbar?

⁷⁶ Ariovists neue Schöpfung wäre geradezu ein Paradebeispiel dafür.

Auch im 3. Jh. n. Chr. begann der Ansturm der Alemanen gegen den Limes eher mit kleinen, spontanen, punktuellen Überfällen, von denen nicht so sehr der einzelne, sondern ihr prinzipieller Dauerzustand gefährlich war. Einzelne Sondergruppen, Teile des Stämmeschwarms und ad hoc unter ihnen geschlossene, zeitgebundene Verbindungen konnten hier wirksam werden. An eine Niederlassung im Vorfeld des Dekumatlandes scheinen die Alemannen ursprünglich nicht gedacht zu haben. Caesars Bericht gilt sogar für die meisten römisch-germanischen Kriege ab dem 3. Jh. n. Chr.

Überhaupt erklärt uns Caesars Nachricht über *latrocinia*, die das Wesen und alle wichtigen Umstände solcher Unternehmungen perfekt erfasst, einiges aus der Geschichte der Dialektik zwischen „Barbaren“ und Hochkulturgebieten, und das auch außerhalb der germanischen Welt. Die für die Betroffenen oft noch wichtigere Dialektik zwischen Barbaren und Barbaren haben wir schon genannt⁷⁷.

Die von Caesar geschilderte moralisch-geistige Institution der *latrocinia* ist unverändert auch auf die Einfälle der Wikinger oder Normannen anwendbar. Bei denen war es oft eine unverhältnismäßig kleine Schar, die die kühnsten Anschläge auch gegen ganze Städte richtete. Das mahnt uns, auch viele germanische Raubzüge der Zeit Caesars nicht an Menschenzahl zu überschätzen. Solche Unternehmungen trugen oft ganz bewusst verwegenen Charakter. Wir müssen für germanische Einfälle in Gallien vor der Offensive des Augustus und für sehr viele Wagemstücke in der Spätantike ab dem 3. Jh., etwa auch für die extrem weit vorgetragenen Schiffsangriffe gegen römische Küsten durch Franken und andere, im Auge behalten, dass der Angriff gerade auf einen Stärkeren für solche Krieger einen besonderen Reiz hat, ein großes Motiv darstellt, namentlich wenn es um fast unmöglich scheinende Abenteuer für zu allem entschlossene, ad hoc gebildete Gefolgschaftsgruppen geht und nicht um regelrechte Volkskriege; die konnten für den Stamm viel gefährlicher werden als ein „privater“ Auszug einiger Helden. Hier liegt eine ganz eigene Form der „Anziehungskraft“ von Zentren und Peripherien⁷⁸ vor: das aufs Äußerste gesteigerte Wagnis.

Wir kehren noch einmal zu Caesars Bericht zurück. Es wird wenig beachtet, dass auf Grund des Charakters seiner ethnographischen Exkurse, in denen er konkret den **Unter-**

schied zwischen Galliern und Germanen nennen will⁷⁹, klar ist, dass es solche „private“ gefolgschaftliche *latrocinia* im Gallien seiner Zeit nicht gab. Er nennt auch niemals solche in seinen Kriegsberichten. Vielmehr galt ein anderes „privates“ Engagement: Fast jährlich gab es in Gallien irgendwo einen Krieg, und wir dürfen diese also jetzt als Auseinandersetzungen von Stamm zu Stamm auffassen; in diese Kriege aber zogen *equites* (nicht ganze Heere!) aus allen Gebieten Galliens, um ihren Freunden zu helfen, so dass diese Ritterschicht Galliens in ihrer „Gesamtheit“ nahezu stets im Kampfe lebte⁸⁰. Das ist kulturhistorisch interessant, denn es bezeugt für die Gallier eine weit bessere ideelle Ordnung im Zusammenleben der Stämme als der ein wenig anarchische – potentiell anarchische – Zustand bei den Germanen. Es bezeugt allerdings auch, dass bei den Galliern die Anarchie durch die Hintertür des manischen Zwistes der Stämme wieder hereinschlich.

Damit erhebt sich generell die Frage nach den keltischen Verhältnissen im allgemeineren Sinn. Darf Caesars Zeugnis von der Abwesenheit privater *latrocinia* in seinem Gallien auf alle Gebiete und alle Zeiten keltischer Geschichte extrapoliert werden? Oder gab es einst und anderswo auch solche beweglicheren, spontaneren Unternehmungen? Wir können es nicht mit Sicherheit sagen. Ob und wie viel an den Gruppen- und Bevölkerungsverschiebungen (siehe dazu generell jetzt die Monographie von TOMASCHITZ 2002) der keltischen „Völkerwanderung“ (die wohl nicht unter äußerem Druck stand, s. o.) vielleicht auch durch derartige Faktoren bewerkstelligt wurde, bleibe hier offen, es mutet auf den ersten Blick eher unwahrscheinlich an, könnte aber für einzelne Gruppen gelten, da ja auch Kelten über Kelten herfallen konnten. Jedoch es gibt zu denken, dass die gallische Wandersage bei Livius 5, 34, 1–9 nicht von der Vorstellung wandernder Völker, sondern von dem Modell – freilich sehr großer – Gefolgschaftsgruppen ausgeht, wenn diese auch nicht als nur privat aufgefasst werden. Auch die Doppelungen von Völkernamen wie *Boii* oder *Tectosages* mahnen zur Vorsicht. Die am Balkan und in Kleinasien tätigen Haufen erinnern, auch wenn sie z. T. ihre Familien mit sich führten, oft eher an spezielle Großgruppen unter Heerkönigen als an Völker. Das Söldnerwesen, für das die Kelten lange berühmt waren, mag sich zum Teil in solchen Formen, in der Anwerbung ganzer Gruppen unter einem Gefolgschaftsführer, vollzogen haben.

⁷⁷ Deutlich etwa im oben angeführten Schicksal der Usipeter und Tenkterer in ihrem Verhältnis zu den Sueben.

⁷⁸ Peripherie natürlich nicht im eigenen Selbstverständnis, sondern in der Auffassung der Hochkulturen.

⁷⁹ Caes. b. G. 6, 11, 1 *quo differant hae nationes inter sese* und ebd. 21, 1 *Germani multum ab hac consuetudine differunt*.

⁸⁰ Caes. b. G. 6, 15, 2 über die *equites*: *hi cum est usus atque aliquod bellum incidit – quod ante Caesaris adventum fere quotannis accidere solebat, uti aut ipsi iniurias inferrent aut inlatas populsarent –, omnes in bello versantur*.

Die zeitweise geradezu ständigen Heimsuchungen der italischen Halbinsel durch die oberitalischen Kelten vom Beginn des 4. Jhs. v. Chr. an könnten zu einem beachtlichen Teil aus solchen immer wieder erneuerten Gruppenangriffen und Einzelunternehmungen bestanden haben. Müssen wir stets nur an Kriege eines ganzen Volkes denken? Man muss sich daran erinnern, dass die antike Historiographie – soweit sie uns überhaupt erhalten ist! – eher die wirklich großen und markanten Keltenzüge nennt, und auch hier meist mit dem Blick speziell auf Rom, das im 4. Jh. v. Chr. sehr weit davon entfernt war, ganz Italien als seine Einfluss-sphäre zu betrachten und sich von den dortigen Ereignissen betreffen zu lassen. Die andauernden Nadelstiche von Raub und Verwüstung sind uns nicht alle schriftlich (zum Teil aber archäologisch) bezeugt, doch waren zu einem beträchtlichen Teil eben sie es, die das extreme Feindbild des Kelten bei der italischen und so auch bei der römischen Bauernschaft schufen. Und bei den Gaesaten treffen wir auf eine eigentümliche Organisation, die nicht als Volk anzusprechen ist, sondern als eine ordensartige, dem Kampf extrem verschriebene Männergemeinschaft unter Heerkönigen, die als Gefolgschaftsführer anzusehen sind (im Singular oder im Plural); wenn sie kein Volk waren, so bedurften sie des steten Nachschubs an neuen Kriegern, die sich „privat“ von ihrem Heimatstamm trennten, ob nun für immer oder zeitweise.

Den mediterranen Stadtkulturen galten erst die Kelten und dann die Germanen durchaus als „plündernde“ Peripherie.

Aber in vielleicht höherem Grade wirkte diese Dialektik überall dort, wo in der Antike und im Mittelalter die Welt der Steppenkrieger an Ackerbaukulturen grenzte. Auf die Dauer galt hier die mindestens drohende Plünderung der „Reicheren“ durch die „Ärmeren“ als ein wesentliches Modell. Von Kleinasien über den Iran, von der im Altertum enormen Norderstreckung Ostirans bis hin zu Chinas Nordrand gab es keine feste Grenze⁸¹, und die ethnische Zuordnung der Reitervölker hatte keine Bedeutung: Kimmerier, Skythen, Massageten, Sarmaten, Hunnen, Awaren, Mongolen oder Turkstämme (und in der Spätantike zeitweise die Goten), sie alle schlüpfen problemlos in diese kulturgeographisch vorgegebene Rolle. Ein Beispiel dafür waren auch die Magyaren, die nach ihrer Einwanderung in die Ungarische Tiefebene ununterbrochen verwüstende Beutezüge in das spätere Österreich, in Süddeutschland, in Oberitalien bis Südfrankreich unternahmen. Das endete erst mit der Schlacht auf dem Lechfeld und der babenbergischen Kolo-

nisation einerseits, der vollen Sesshaftwerdung und christlichen Bekehrung andererseits.

Eine plündernde Existenz, ob nun von der Steppe aus oder nicht, führt nicht selten doch zu einer starken Be-zogenheit, mit anderen Worten: in welthistorisch objektiver Betrachtung zu einem peripheren oder peripheroiden Dasein in allzu starkem Sinne, zum Leben eines „äußeren Proletariats“ im Sinne Toynbees. Die Kulturen der Bauernlän-der ordnen die Feinde ganz in solch negative Kategorien ein: Weil der Gegner militärisch nicht endgültig zu besiegen ist, wird er wenigstens moralisch und kulturell als völlig verwerflich gezeichnet, als Barbar, ob nun mit mehr oder weniger Kulturbesitz. Man wird zugeben müssen, dass er in der Tat ständig angriff, Zerstörung hinterließ und, vielleicht das Entscheidende, in der Eigengesetzlichkeit seiner Lebensstrukturen unbegreiflich, also „ohne kulturelle Ordnung“ war.

Dieser subjektiven Abwertung steht die ebenso subjektive Selbstbewertung aller Plünderer entgegen. Fast nie betrachteten sich solche „Barbaren“ als Peripherie. Vielmehr sahen sie sich eher als „Zentrum“, wie wir es oben schon beschrieben haben: Ihrer „heldenhaften Tapferkeit“ gebührt die fremde Beute mit Recht. Skythen, Goten und Hunnen waren in der Tat eigene Kulturen von Bedeutung. Auf dieser Grundlage werteten sie ihr Dasein als Freie, Tapfere und Reiter sicher als den fremden Ländern und Reichen moralisch überlegen, ein höheres Menschentum als deren Bauern, Beamte und Händler: In diesem Sinne war das „Hochkulturgebiet“ für sie Peripherie, trotz seiner technischen und organisatorischen Überlegenheit.

Nehmen wir wieder Attilas Reich als Beispiel. Der große König baute nach den Prinzipien „barbarischer“ Formen in Unterwerfung oder Gefolgschaftsbindung ein riesiges Reich auf. Es füllte tunlichst den Bereich an den römischen Grenzen, es überschritt diese zum Zweck des Plünderns, aber es eroberte nur geringe, geeignete Teile des römischen Imperiums, es wollte dieses weder besetzen noch zerstören. Es sollte Objekt der eigenen Tapferkeit bleiben und als „tributpflichtig“ angesehen werden, was die eigene Superiorität nach solcher Mentalität (der auch die „Hochkultur“ der Sasaniden folgte) ausreichend festlegte. Ein Verlangen nach römischem Kulturstil oder eine *imitatio* des Reiches gab es nicht. Im Grunde suchte Attila also ein höher stehendes „Gegenreich“ zu schaffen; was für die Meditteranen durchaus kulturelle Peripherie war, erhob sich zu einem „Antizentrum“, das nicht die fremde Kultur auslöschen, sondern

⁸¹ Die Chinesische Mauer sollte eine schaffen, ein fast größenwahnsinniger Versuch, die Landesnatur ins Gegenteil zu verkehren. Vgl. ferner Anm. 64.

in eigener Sicht als „sekundäres“, geringerwertiges Reich, als kriegerische Peripherie konstituieren wollte. Im Grunde war es eine Zusammenfassung und Überhöhung jener Existenz der Germanen, die seit dem 3. Jh. n. Chr. das Römerreich ausraubten, sich sicher für überlegen hielten, es aber nie zu zerstören gedachten. In einem Punkt stand es allerdings weit über den Germanen, da es den Gedanken eines großflächigen Reiches (= Stämmereiches), eines halbwegs geordneten Machtbaues verkörperte. Wie viel verdankten die germanischen Reiche der Völkerwanderungszeit, die außer ein wenig bei den Goten kaum Vorgänger in der germanischen Geschichte des 3. und 4. Jhs. hatten, nicht nur der vorbildhaften Wirkung des Römerreiches, sondern auch Attilas Reichsidee? Jedenfalls war letztere eine eindrucksvolle Variante des historischen Begriffes „Peripherie“ und der in der Außenwelt manchmal entstehenden neuen Zentren, die dem bisherigen Zentrum größte Schwierigkeiten machen können.

4. Umkehrung

Für dieses Phänomen brachten wir oben 26 und 37 f. bereits Beispiele. Es ist in der Geschichte so häufig und geläufig, dass wir es hier nicht breit behandeln müssen.

Immer wieder werden Peripherien zu Zentren und Zentren zu Peripherien. Durch die Hethiter wurde Kleinasien, bisher Peripherie, zu einem der bestimmenden Zentren Vorderasiens. Wir erinnern an die sonstige weitgestreckte Bergzone Vorderasiens, die gegenüber dem fruchtbaren Halbmond stets im Wesentlichen eine Peripherie war, bis die Meder und noch mehr die Perser sie zum erstrangigen politischen Zentrum erhoben. Dazu sei an das Schicksal des minoischen Kreta gegenüber dem erst mittelhelladischen, dann zur mykenischen Kultur aufsteigenden griechischen Festland gedacht. Makedonien lag völlig am Rand der hellenischen Welt, bis es durch Philipp II. zur weitaus größten Macht im ägäischen Raum aufstieg und unter Alexander dem Großen dann die östliche Welt eroberte. In den Diadochenreichen und durch die hellenistische Ansiedlung von Griechen entstanden in dem soeben unterworfenen Raum

erstklassige neue Machtzentren, ja die Ptolemäer wetteiferten in Alexandria sogar mit der bisher unbestrittenen kulturellen Rolle Athens.

5. Soziale Zentren, soziale Peripherien

Die Existenz rein geistiger Mittelpunkte und Randgebiete ist so selbstverständlich, dass sie nicht im Detail behandelt werden muss. Nicht so klar zu sehen ist die Dialektik von Zentrum und Peripherie innerhalb von Ländern oder Völkern: Soziale und politische Rollen verschmelzen hier häufig. Man wird hier nicht von inneren Peripherien oder Zentren sprechen dürfen, die Ordnung ist mehr eine „vertikale“ als „horizontale“.

Menschliche Gemeinschaften sind wohl immer strukturiert, teils durch erbliche Herrscherstellungen und Adel, oder sei es auch nur durch Ansehen und Geltung, Ruhm und Körperkraft, durch Reichtum oder durch zeitweise Beauftragungen („Ämter“). Die meisten Kulturen, ob nun „hochkulturell“ oder nicht, besitzen reich entwickelte und oft komplizierte Formen des Zusammenlebens, das gilt für die assyrische Monarchie und die griechische Polis nicht klarer als für die La-Tène-Kelten. Auch können Strukturen auf sehr verschiedenen Ebenen gelagert sein, die nicht zusammenfallen müssen: Sippe, Besitz, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Religion usw.⁸².

Es gibt also eine „inwendige“ Peripherie und ein inwendiges Zentrum. Sie treten in verschiedenen Formen, Inhalten (Rechtfertigungen) oder Intensitäten auf. Die Gefolgschaft ist in diesem Sinne eine ehrenvolle Peripherie eines keltischen Adligen, eine wieder andere, weniger glänzende, besteht in seiner Klientel.

Es gab in Gallien so etwas wie den *principatus* eines Einzelnen im Stamm, natürlich keine juristische Institution, sondern ein Vorrang an Ehre und *auctoritas*; er lag nicht auf derselben Ebene wie die formalen Ämter, er konnte sogar weit bedeutungsvoller sein als deren jährlich wechselnde Träger⁸³. Politik und Geltung in der Gemeinschaft sind keineswegs primär eine Frage der juristischen Befugnisse. Häufig streben solche gallische „Erste“ nach der institutionellen

⁸² Unter den Sängern von Heldenliedern kann einer als der Beste anerkannt werden, ein ruhmvolles Prestige, das auf anderen Ebenen kaum Bedeutung hat.

⁸³ Caes. b. G. 1, 17, 1–2 (vgl. ebd. 1, 18, 1). Der Vergobret Liscus über Dumnorix: *esse nonnullos, quorum auctoritas* (das ist **nichts** Juristisches, ja es steht sogar höher als dieses) *apud plebem plurimum valeat, qui privatim plus possint quam ipsi magistratus*. (2) *hos seditiosa atque improba oratione multitudinem detertere* Dazu ebd. 1, 3, 3 *Dumnorigi ... qui eo tempore principatum in civitate obtinebat ac maxime plebi acceptus erat*

...; er strebt nach dem Königtum. Über denselben ebd. 1, 18, 3 *summa audacia, magna apud plebem propter liberalitatem gratia, cupidum rerum novarum* (weitere Machtmittel in § 4–6). – Im Jahr 52 v. Chr. stritten bei den Haeduern Eporidox und Viridomarus „*de principatu*“; nicht sie bekleiden die Vergobretur, im Gegenteil hat jeder dafür einen eigenen Kandidaten, den er durchsetzen möchte (ebd. 7, 39, 1–2). Zum *principatus* innerhalb eines Stammes siehe DOBESCH 1980, 413 ff.

Verfestigung durch ein zu errichtendes Königtum, ihre Stellung gerät ohnehin leicht in die Affinität zu diesem. Wenn über „die“ Ersten „der“ einzelne Erste hinausragt, kann er in der Regel diesen Vorrang nur mit Hilfe des Volkes gegen die Ansprüche des Adels behaupten: Sein Versuch, ein soziales und politisches Zentrum zu sein, steht gegenüber dem gleichartigen, aber kollektiven Anspruch des anderen Adels (auch wenn einzelne Familien darin ihrerseits streiten). Durch die „barbarische“ wie „kulturelle“ Geschichte zieht sich wie ein roter Faden das stete Streben von Einzelnen, Ständen, Gruppen, Gemeinschaften oder Parteien aller Arten, einander aus der geistigen oder politischen Mitte hinauszustoßen.

Eine sehr gedrückte, aber inwendige Peripherie war im alten Ägypten stets der Fellach: Er war unentbehrlicher Bestandteil des gesamten Gefüges⁸⁴, aber das politische oder geistige Zentrum lag meist ganz und gar beim Pharaos oder dessen Umgebung, gegebenenfalls beim Gaufürsten, zu anderer Zeit bei einer Priesterschaft bis hin zum Gottesstaat des Amun. In den Tempelstädten der Mayas oder Hinterindiens war auch die Masse der Bauern eine arbeitende und damit ökonomisch die im Wesentlichen tragende Schicht, die Fürsten oder Priester waren hingegen religiös und geistig das tragende Zentrum, und damit das Zentrum schlechthin, neben dem alles andere auch sozial nur eine Peripherie war.

Es ist erstaunlich, wie oft und lange solche Systeme extremer Ungleichheit funktionieren. Man darf es wohl so erklären: Der Kultur- und Gesellschaftsorganismus mit seinen aufgeteilten Funktionen und Diensten blieb lebendig und leistungsfähig, solange alle Schichten der Kultur am Primat dieses Geistes, dieser Kulturwerte und dieser Religion festhielten, also auch die Oberschichten sich zu einem Dienenden verpflichtet fühlten. Denn dann konnte sich auch die „Masse“ in diesen kulturtragenden Schichten, ihren Werken, Festen und Riten irgendwie „repräsentiert“ fühlen. Sie war in Ideale eingebettet, die das genaue Gegenteil zu einem ideologischen Überbau sind und vielmehr grundlegend im Zentrum stehen. Dadurch aber hatte an dem Zentralsein paradoxerweise auch die soziale Peripherie teil, gerade indem sie im Interesse des Zentrums diese periphere Rolle bejahte, sie auf sich nahm und so ipso facto unmittelbar eine ganz „teilnehmende“, ja mittragende Peripherie war und an der Sinngebung des Zentrums voll partizipierte. Als Teil eines Ganzen eine Peripherie zu sein und für es diese sehr oft unerlässliche (meist wirtschaftlich unbedingt notwendige)

Rolle zu spielen, ist vielleicht die edelste Form des Daseins als Peripherie, auch als soziale. Übrigens ist ein solcher Sachverhalt in der unmittelbaren Praxis weit klarer und unkomplizierter als in seiner theoretischen Formulierung durch die Wissenschaft.

Erst wo das versagt, d.h. wo die Oberschichten aufhören, den gemeinsamen und **alle** überragenden Werten zu dienen und sich ihnen hinzugeben, entstehen neue Egoismen der Oberen und brutale, politische oder plutokratische Missbräuche, deren Sinnlosigkeit schwere soziale Spannungen heraufführt; von der Lösung dieser Spannungen hängt dann freilich das Schicksal der betreffenden Kultur und ihres Volkes ab.

In diesem Sinne ist erst von einem „inneren Proletariat“ Toynbees zu sprechen. Ein solches ist eher nur formal eine „inwendige“ Peripherie, denn es steht de facto außerhalb der Kultur, der Werte und der sozialen Würde, ja der sozialen Zweckhaftigkeit schlechthin. Es ist ein „Außen“ innerhalb einer Organisation, die ehemals eine Vereinigung aller war.

Revolutionen suchen mehr oder weniger gewaltsam nach Heilung. Es kann durch sie innerhalb einer Gesellschaft zu dem kommen, was wir oben als „Umkehrung“ gesehen haben: Bisherige Zentren und Schichten können zu abgesunkener, ja zu schmähhlicher Peripherie werden. Aber auch stille und langsame Prozesse können gewaltlos zu einer Umkehrung führen. In diesen Zusammenhang gehört der meist gewaltlose Aufstieg eines Großbürgertums, das durch ökonomische Kraft und durch Gesinnung den alten Adel an die Wand drückt.

Ein ganz anderes, äußerst raffiniertes und vielgesichtiges Beispiel für Peripherien verschiedener Art war das indische Kastenwesen. In Sparta waren die Perioiken eine inwendige Peripherie der Spartiaten, die Heloten hingegen ein inneres Proletariat, das bewusst in jeder Hinsicht „draußen“ gehalten wurde. Inwieweit die äußerst vieldeutige, ihr Wesen oft wechselnde Institution der Sklaverei in der Weltgeschichte jeweils in solche Kategorien einzuordnen ist, kann hier nicht untersucht werden.

Die breite Masse der Bevölkerung des spätantiken und frühbyzantinischen Imperiums bildete mit dem alles ordnenden Kaiser und seinen beamteten Funktionären theoretisch, ja intentionell ein Ganzes, war aber de facto eine finanziell maßlos ausgebeutete Peripherie für beide und vielfach Opfer der Korruption.

Ein besonderes Beispiel gefährlichster sozialer Peripherie sind die Verhältnisse im caesarischen Gallien.

⁸⁴ Wegen seiner Arbeitskraft sowie als Bauer, der die Erträge des Landes erzielte.

Gerade für dieses Gallien erlauben uns die antiken Berichte den Blick in vielgestaltige Entwicklungen. In der zweiten Hälfte des 2. Jhs. v. Chr. hatten, soweit ich es sehe, die arvernischen Könige Luernios und Bituitos alles daran gesetzt, dem Königtum nicht nur die politische, sondern auch die gesellschaftliche, ja kulturelle Zentrumsstellung zu sichern, wobei ihr plakativer, oft extremer, durchaus populistischer Stil uns vermuten lässt, dass sie zugleich schon gegen die wachsende Rolle des Adels ankämpften (DOBESCH, 2001a, 650 ff.). Schließlich siegte doch fast überall der Adel, und zwar in der Form des Rittertums (*equites*), wobei innerhalb dessen die hochadeligen Ritter (römisch: „*nobiles*“) an der Spitze der ihnen meist gefolgschaftlich zugeordneten geringeren *equites* die gesamte Macht in ihren Händen zu konzentrieren verstanden. Der Spätlatène-Stil in Gallien vor Caesar ist, gesellschaftlich gesprochen, als der Kunststil des hochgemuten, ja prahlerischen, äußerst ehrbegierigen und sehr schmuckfreudigen Ritterstandes zu verstehen. In Zentralgallien kam allein schon aus wirtschaftlichen Gründen die poverisierte und entmachtete Volksmasse (*plebs*) auch in ihren relativ besser gestellten Schichten kaum als Kunde der Künstler in Frage, und wo dies doch der Fall sein mochte, prägte sie sicher gesellschaftlich den künstlerischen Stil nicht, sondern übernahm den des Adels.

Wir erinnern nur am Rande daran, dass die römischen Ständekämpfe auch zugleich eine Geschichte dessen sind, dass die Patrizier die Peripherisierung der Plebejer Schritt um Schritt aufgeben mussten.

Wir haben schon früher von den *principes* innerhalb ein und desselben keltischen Stammes gesprochen, um die sich die Schutz suchenden Kreise des Volkes scharten, wie Caesar (b. G. 6, 11, 2–4) es schildert⁸⁵. Diese sind innenpolitisch so etwas wie ein Polyzentrismus, und zwar politisch, sozial, in Einfluss und in wirtschaftlicher Kraft. Oben wurde angedeutet, dass sich gerade durch diesen Pluralismus das System in einigem Gleichgewicht hielt, gesteuert wurde, denn alle

principes standen in der Regel gegen jeden *princeps*, der sich das politische Übergewicht sichern wollte. In Rom funktionierte die Republik genau in dieser Weise.

Dieser Sieg des gallischen Adels verband sich mit der allen überlegenen Rolle der Reiterschaft im Krieg⁸⁶. Caesars Berichte, die m. E. nur für Zentralgallien und nur für seine Zeit in vollem Umfang gelten, zeichnen einerseits die militärische Bedeutung, andererseits die Selbsteinschätzung (DOBESCH 1999, 349 f.)⁸⁷ als Spitze der Tapferkeit⁸⁸ und die verwegene, kühne, überstolze Haltung dieser Schicht.

Das hatte zwei Folgen, die zugleich auch Ursache wieder neuer, höherer Macht waren: Die militärische Übermacht führte zu einer rücksichtslosen wirtschaftlichen Aufwertung der eigenen Stellung, zu katastrophaler Verarmung der *plebs* und einem stets wachsenden ökonomischen Übergewicht des Hochadels (Caes. b. G. 6, 13, 2–3; vgl. ebd. 1, 18, 3–4). Militärische und wirtschaftliche Übermacht ließ die *plebs* in den Volksversammlungen – die formal weiter bestanden – jede eigenständige Bedeutung verlieren, so dass sie ohne besonderen Anführer völlig ohnmächtig war. Viele versanken überdies in eine fast sklavenartige Untergebenheit gegenüber großen Adeligen (Caes. b. G. 6, 13, 1–3)⁸⁹. Die Volksmasse war eine völlig depossedierte Peripherie sozialer, wirtschaftlicher und politischer Art, fast – aber nur fast – schon ausgegrenzt.

Aber in Caesars Worten, dass die *plebs* nur auf sich gestellt, ohne führenden *nobilis*, ohne Gewicht war, zeichnet sich bereits ein Mittel einer Gegenbewegung ab: als Anhängerschaft einer machtbegierigen adeligen Einzelpersonlichkeit wie etwa Dumnorix oder Vercingetorix, die in dieser speziellen Weise sich aus dem Verhalten ihrer sozialen Schicht lösten und als rein individuelle Faktoren auftraten. Der soziale Zündstoff, der sich angesammelt hatte, konnte von ihnen genutzt werden, so wie einst bei den „Tyrannen“ im archaischen Griechenland. Sie gaben der *plebs* und die *plebs* gab ihnen neue Macht. Das „Volk“ erhielt eine unvermutete

⁸⁵ Aus Caesars Worten dürfen wir nicht herauslesen, dass es in jedem Stamm stets nur zwei konkurrierende *principes* gab, wie es durch den Vergleich mit Gesamtgallien (§ 5) scheinen könnte. Ja § 3–4 setzen die Idee des Pluralismus, nicht Dualismus voraus, den Caesar deswegen nicht ausspricht, weil er ihm, auch im Hinblick auf Rom und die Lebenswelt der römischen Leser, selbstverständlich schien.

⁸⁶ Nach Caes. b. G. 6, 15, 1 lebten sie in fast jährlichen Kriegen; von einer entscheidenden Rolle des (natürlich vorhandenen) Fußvolkes hören wir in vielen Gebieten Galliens nichts.

⁸⁷ Es blieb den gallischen Rittern nichts anderes übrig, als widerstrebend die Überlegenheit der Germanen an *Virtus* anzuerkennen. Aber sie setzten sich dafür an die zweithöchste Stelle aller Völker, also auch höher als Rom.

⁸⁸ Caes. b. G. 7, 29, 6 rühmt sich Vercingetorix: *unum consilium totius Galliae effecturum, cuius consensu ne orbis quidem terrarum possit obsistere*. Zum prahlerischen Mut und Übermut vgl. ebd. 7, 66, 7.

⁸⁹ Bisweilen entstanden daraus zwei moderne Missverständnisse. Es sei die ganze *plebs* zur Sklaverei herabgesunken; aber Caesar sagt ausdrücklich „*paene servorum habetur loco*“. Zweitens sei die *plebs* ohne jede Aktionsfähigkeit gewesen; aber Caesar sagt nur, dass sie von jedem politischen Entscheidungsprozess ausgeschlossen war (*nullo adhibetur consilio*) und ohne adeligen Führer ganz auf sich gestellt, machtlos war (*nihil audet per se*). Die Beliebtheit des Dumnorix bei der *plebs* war daher, als Führer der *plebs*, ein durchaus nennenswerter Faktor (vgl. Caes. b. G. 1, 17, 1–2; 1, 18, 3–4).

politische Bedeutung, wie wiederholt aus Caesars Berichten hervorgeht, und damit wohl auch gesellschaftliche Geltung. Oft strebten solche Anführer nach Errichtung eines Königums. In solchen Aktionen suchte sich die *plebs* – nicht ausgesprochen, aber faktisch und lebendig – wieder in die eigene Kultur zu integrieren. Niemand kann sagen, was ohne das Eingreifen Caesars aus all dem geworden wäre.

6. Peripherisierung und Ende

Nur kurz sei gestreift, dass jede bedeutende Kultur und ihr Volk (ihre Völker) sich in irgendeiner Weise als Mitte fühlen, ob nun politisch, geistig, kulturell, religiös, ethisch oder sonstwie. Das Dasein als ein „auserwähltes Volk“ gehört in diese Kategorie als eigene Form von „Mitte“ (s. o.).

Es scheint sich daraus zu ergeben, dass eine **völlige** Peripherisierung mit dem Bestehen einer hohen Kultur unvereinbar ist. Äußerstenfalls kann man noch zu einem Teil eines übergreifenden Bereiches, an dem man mitträgt (!), werden. Peripherisierung in begrenzten Einzelkategorien kann hingenommen werden: Italien blieb in Renaissance und Barock ein erstrangiges Kulturzentrum, als solches auch anerkannt, obwohl seine politische Bedeutung verspielt war.

Auch der Sturz einer sozialen Schicht in eine inwendige Peripherie kann deren Kultur beenden.

Erläutern möge das ein Blick auf die Kelten: Die La-Tène-Kelten widerstanden der Ausstrahlungskraft des Mittelmeerbereiches mit bestem Erfolg. Und das nicht nur in ihrem Ursprungsgebiet⁹⁰, sondern auch später noch, als ihre Wanderungen sie ungerufen, freiwillig, in ganz unmittelbare Berührung mit dem Süden geführt hatten. Weder die Gallia cisalpina in Oberitalien noch die Kelten der großen Gallia und die der Ostalpen usw. waren bereit, sich wesentlich vom Mediterraneum formen zu lassen; auch die Galater nicht. Sie alle beharrten auf ihrem Kulturtyp und nahmen dazu auch Nachteile in Kauf, so wie den weitgehenden Verzicht auf den Nutzen der Schriftlichkeit. Und wenn sie sich in einzelnen Gebieten von einheimischen Handwerkstraditionen beeinflussen ließen (Oberitalien), auch im Kunststil blieben sie im Großen unabhängig. Hierin waren sie geradezu ein Gegenbild zum Schicksal und Verhalten der Etrusker.

Das Druidentum breitete sich von Britannien nach Gallien aus. Es war wohl unvermeidlich, dass Britannien auch seine Stellung als Ort, wo man Druidenkunst und Druidenwissen in besonderer Tiefe erfahren konnte, behielt (Caes. b.

G. 6, 13, 11–12). Aber in jeder anderen Hinsicht weigerten sich die Gallier entschieden, zu einer Peripherie Britanniens zu werden. Ganz im Gegenteil, sie hatten ihren eigenen Oberdruiden, der auch in Streitfällen keiner britannischen Zustimmung bedurfte (Caes. b. G. 6, 13, 8–9)⁹¹, sie hatten, wie oben erwähnt, ein völlig eigenes zentrales Druidenfest in einer völlig eigenen, ja ganz speziell gallischen Mitte im Land der Carnuten.

Aber in militärischer Hinsicht mussten sie im Lauf der Jahrhunderte Unterwerfung und damit Peripherisierung hinnehmen: erst in Oberitalien und dann unter Caesar im großen Gallien selbst. Ersteres wurde sehr schnell völlig romanisiert, letzteres, in besserer geographischer Lage, behielt in viel höherem Maße seine Religion, gewisse soziale Strukturen und auch beträchtliches Selbstgefühl⁹². Aber dennoch, die La-Tène-Kultur in ihrer Geschlossenheit und in ihrer künstlerischen Eigenheit verschwand letztlich, auch wenn man am Straßenmaß der *leuga* festhielt. Dieser tiefgehende Schwund nach so langer Behauptung kann wohl auch daraus erklärt werden, dass das Selbstwertgefühl dieser Kultur doch in so hohem Maße in der kriegerischen Überlegenheit bestanden hatte. War diese endgültig verloren, so war auch die La-Tène-Kultur ins Mark getroffen.

7. Nachbarschaft/Konfinität

Das Begriffspaar Zentrum – Peripherie kann mindestens dann als Sonderfall der Konfinität angesprochen werden, wenn die innere Peripherie in die äußere nicht verschwommen übergeht, welche also „jenseits der Grenze“ steht.

Für den „seelischen Haushalt“ des Einzelmenschen wie einer in ihrem Zentrum sozusagen auskristallisierten Gruppe (Kultur, Volk, Stadt, ...) gibt es zwei Grunderlebnisse und formende Wirklichkeiten der Nachbarschaft: die Erkenntnis der geistigen (religiösen, sozialen, wirtschaftlichen, ...) **Nähe** oder der ebensolchen **Ferne**. Das sind zentrale Fälle von „Bezogenheit“, wobei letzterer auch in „Abstoßung“ bestehen kann. Man begegnet dem „Anderen“, dem „Nicht-ich, Nicht-wir“ in all seinen Abstufungen bis hin zum „Fremden“ (siehe dazu DIHLE 1994)⁹³, das, wie gesagt, auch in einer Peripherieberührung anwesend sein kann. Die Möglichkeiten und Formen, darauf zu reagieren, sowie auch die Haltungen des Nichtreagierens sind unermesslich viele. Sie gestalten aber mit an dem Charakter einer Kultur. Das eigene Wesen kann herausgefordert, verfestigt, gesteigert, erwei-

⁹⁰ Wo sie sich noch des Vorteils des „fruchtbaren Abstands“ erfreuten. Vgl. DOBESCH 1994, 5.

⁹¹ Daraus geht hervor, dass der gallische Oberdruide überhaupt von Britannien unabhängig war.

⁹² G. DOBESCH, Zum gallischen Selbstgefühl und dem Weiterleben gallischer Strukturen in der Kaiserzeit. In: DOBESCH 1980, 436 ff.

⁹³ Dazu grundlegend auch die Artikel im Sammelband von M. SCHUSTER (1996).

tert, verändert, vermischt oder vermindert werden; es kann auch ganz verloren gehen.

Ein Zentrum kann an ein anderes Zentrum oder an dessen Peripherie grenzen; es kann aber auch nur mit der eigenen Peripherie an das fremde Zentrum oder die fremde Peripherie grenzen. Es gibt ein bloßes Nebeneinander, ein Zueinander, ein Auseinander, ein Gegeneinander. Das Fremde kann als Umwelt zur eigenen Weltvorstellung gehören oder aus der eigenen „Welt“ völlig draußen gehalten, ignoriert und verachtet werden. Das alles fällt durchaus nicht immer unter den Peripherie-Begriff.

Es gibt eine Nachbarschaft, in der, trotz lebendigem kulturellen Austausch, keines der beiden Länder gleichwertiger Kultur peripher wird: Das sieht man aus dem Nebeneinander von England und Frankreich nach dem Ende des Hundertjährigen Krieges. Eine solche „eingependelte“ Nachbarschaft bestand zwischen dem Kaiser von Konstantinopel und dem Kalifen von Bagdad. Die Araber übernahmen eine Fülle griechischer Literatur und Wissenschaft, zur Peripherie wurden sie nicht; es war eine Akkulturation (s. u.).

Ein Nebeneinander von urgeschichtlich-„barbarischer“ und städtischer Kultur beobachten wir durch Jahrhunderte am Verhältnis zwischen Alpenstämmen und den Römern in Oberitalien. Man betrieb eifrig wechselseitigen Handel, Alpenbewohner besuchten italische Märkte, wohin sie auch ihre Produkte brachten (vgl. Strab. 4, 6, 9 p. 206 f.)⁹⁴. Gelegentliche Überfälle in die Poebene änderten bis Augustus nichts an der grundsätzlichen Statik dieser Grenze mit ihren getrennten parallelen Existenzen.

Seit Tiberius die Offensive in Germanien abgebrochen hatte, setzte Rom alle Künste von Diplomatie, Zahlung, Besenkung, Festungsbau und unter den Flaviern knapp danach ausnahmsweise auch lokalen Krieg ein, um die langgestreckte Grenze zwischen dem Imperium und den Germanen zur Trennungslinie eines völlig statischen Nebeneinanders im Rahmen engster „Nachbarschaft“ zu machen. Die Bildung von Klientelstaaten jenseits der Grenze scheint dem zu widersprechen, diente aber letztlich völlig diesem Zweck. Die strikte „Draußenhaltung“ haben wir oben 41 ff. besprochen.

Die Daker unter Burebista in caesarischer Zeit und später fast noch deutlicher Marbod mit seinen Markomannen versuchten, sich in Konfinität zum römischen Einflussbereich bzw. zum Reich selbst zu großen Zentren eigener Macht zu machen, wobei aber Rom grundsätzlich nicht angegriffen wurde. Es sollte also jeweils eine enge oder weitere Nach-

barschaft zweier Zentren entstehen, deren Grenze aber doch statisch bleiben sollte. Man kann es als ein Streben bezeichnen, selber Zentrum zu sein und doch nicht zum Gegenzentrum gegenüber dem Reich zu werden (s. o. 18 f.).

Schon Augustus machte die Euphratgrenze statisch, eine beiderseits anerkannte Trennlinie zweier unmittelbar benachbarter Großmächte. Das ruhige, getrennte Nebeneinander der zwei Zentren war von römischer Seite als Dauerzustand intendiert, nur die Parther suchten das bisweilen zu ändern.

Nach der Eroberung der Gallia Narbonensis machte der Senat die Grenze gegenüber dem großen Gallien, die weitgehend mit den Cevennen zusammenfiel, zu einer völlig statischen Linie, jenseits derer er äußerst selten aktive Politik betrieb, nie aber an eine Eroberung dachte (Caes. b. G. 1, 45, 1–3). Die Freiheit der Gallier blieb eine problemlose Konfinität bis auf Caesar.

Weder Peripherie noch – zumindest gewisse Arten von – Konfinität sind an die geographische Berührung geknüpft. Vielmehr sind sie, oft mit Verkehrswegen auch über eine längere Distanz oder mit technischen Mitteln verbunden, aneinandergefügt. Die Spanier und Lateinamerika waren seit dem 16. Jh. durch den Atlantik geeint, nicht getrennt, und den Engländern gelang es, über unerhörte Distanzen hinweg, ganz Indien vom Meer aus sogar zu peripherisieren. In unserer Gegenwart sind die USA fast jedem Land der Erde in Macht, Militärintstrumenten und Wirtschaft benachbart, und noch darüber hinaus strebt die Globalisierung eine Nachbarschaft aller Länder mit allen an, bis dann auch hier wieder die Diastole auf die Systole folgen wird.

Eine dem ganz vergleichbare innere Konfinität vieler Länder mit vielen in einem künstlich, nicht von Natur aus zur Einheit gemachten Raum bestand lange Zeit im Imperium Romanum und seiner *pax Augusta*.

In vieler Hinsicht gehört auch das vorcaesarische Gallien zu diesem Modell. Fast alle Stämme standen politisch und kulturell im übertragenen Sinne miteinander in Konfinität. Die Ritter Galliens zogen über das Land hin ihren Freunden im Krieg zur Hilfe, das mobile Zentrum des Prinzipats wurde mit Hingabe umkämpft und betraf in Zustimmung oder Ablehnung (fast) alle gallischen Völker. Der kultische Mittelpunkt der Druiden im Lande der Carnuten war sowohl geographisch wie religiös für alle die Mitte.

Caesars gallischer Krieg kann auch unter dem Gesichtspunkt gesehen werden, dass er die im tiefsten Grund beziehungslose Konfinität zwischen Römischem Reich und

⁹⁴ Das Pferde-Embargo in republikanischer Zeit hatte nur Sinn, wenn Alpenbewohner regelmäßig auf norditalischen Märkten zu sehen waren.

freiem Gallien, eine Koexistenz von Zentrum neben Zentrum (Zentren), radikal beendigte. Das Imperium konstituierte sich plötzlich als Gegenzentrum zu Gallien, peripherisierte es und schuf völlig neue Konfinitäten Roms am Rhein oder gegenüber Britannien.

8. Kulturtransfer: von der Akkulturation bis zur Dekulturation oder der Verweigerung

8.1 Kulturtransfer

Nicht wenige Phänomene des Kulturtransfers, der tausend Formen, Mittel und Ergebnisse haben kann, korrespondieren mit dem Begriffspaar „Zentrum – Peripherie“. Wir behandeln hier nur einige der möglichen Aspekte.

Träger eines Transfers können Einzelne und Gruppen aller Art sein: Missionare, Künstler, Bauleute, Reisende, Wanderer, Händler, Söldner oder auch Besatzungssoldaten.

Instrumente eines Transfers vermögen Gebrauchsgegenstände jeder Art bis hin zu Münzen zu sein, vor allem aber Sprache und geschriebene Literatur; natürlich auch Kunstwerke materieller Art; oder im Geistigen Schulen.

Die Inhalte des Transfers erstrecken sich über Religionen, Philosophien und Stile bis hin zu Wirtschaftsformen, politischen Ideen, Technik usw.

In der Überlieferung des Helvetiers Helico, der einst wegen der Kunst eines *faber* in Rom weilte (Plin. n. h. 12, 5), hat sich vielleicht eine Erinnerung sowohl vom personalen Träger wie von der Übermittlung technisch-kunsthandwerklichen Wissens, das aus dem Mediterraneum kam, niedergeschlagen.

8.2 Akkulturation

Die Akkulturation ist selbst ein vielgesichtiges Phänomen des Proteus „Kulturtransfer“. Es gibt vier Grundformen, die einander paarweise entsprechen, je nach Aktion und Betroffenheit.

a) Der Geber breitet seine Kulturformen, vielleicht dazu auch seine Sprache, mit Gewalt aus.

b) Die gebende Kultur breitet sich von selbst aus, ja zum Teil sogar freiwillig geholt. Die Werbewirkung griechischer Kunst vor Alexander d. Gr. in Phönicien, Kleinasien, Makedonien oder bei den Skythen, in Einzelfällen auch in Ägypten, rief ohne jede Gewalt das Verlangen der Umwelt wach. Auf ganz anderer Ebene, aber ebenso freiwillig, wurde die Verwendung griechischer Söldner im Vorderen Orient, im Perserreich und in Ägypten selbstverständlich.

c) Der Empfänger erleidet einen äußeren Zwang, dessen er sich nicht zu erwehren vermag.

d) Der Empfänger gibt sich der Ausstrahlung fremder Kultur selber hin. Das kann Faszination sein, die übrigens durchaus nicht eine kulturelle Überlegenheit des Fremden zur Voraussetzung hat, sondern auch auf dem Ruf von Modernität oder auf der Tatsache politisch-militärischer Überlegenheit beruhen kann. Der Empfänger bestimmt mindestens zu Beginn Art und Ausmaß, in denen er sich beeinflussen lässt, selber, auch wenn dann eine Eigengesetzlichkeit fremder Einflüsse und ein wachsender Sog des Fremden sich verselbständigen können. Als Japan im 19. Jh. die europäisch-amerikanische Technik und Kultur an sich heranzog, hatte es kaum das im Sinn, was in unserer Gegenwart daraus geworden ist.

Der Umfang, in dem die Etrusker (und in geringerem Maße andere Italiker) griechische Kunst, Götternamen und Mythologie rezipierten, entsprang ganz ihrem eigenen Willen – oder Bedürfnis! – ohne jeden machtmäßigen oder sonstigen, absichtlichen Einfluss der Griechen, ja in scheinbarem Widerspruch zur nachdrücklichen Feindschaft gegen sie in Politik und Handel.

Ein solcher Fluss von Kulturelementen in hauptsächlich eine Richtung und die zugehörige „Ausstrahlung“ können zur Entstehung von Peripherien führen, doch ist das kein Zwang, schon gar nicht auf Dauer.

Alle von a bis d genannten Beeinflussungen können ebenso gut umfassend wie andererseits partiell sein. Das Ausmaß und der Inhalt der „Mitteilungen“ reichen von modischen Einzelheiten über Anregung bis zur vollkommenen Wirkung. Der Fluss von Kulturgut kann von „Hochkultur“ zu „Hochkultur“, von „Barbaren“ zu „Barbaren“, von „Hochkultur“ zu „Barbaren“ und von „Barbaren“ zu „Hochkultur“ geschehen.

Als Konsequenz einer Akkulturation ist alles von Änderung, kleinen Entlehnungen bis zur Reifung oder auch zur Überfremdung denkbar, alle Mischformen und noch mehr. Die Möglichkeiten jedes response, von Bewährung bis zum Versagen, sind unzählbar.

Zu den welthistorisch bedeutendsten und fruchtbarsten Fällen ist der Aufstieg durch Akkulturation zu rechnen, in dem die Bewahrung des eigenen Profils mit einer entschiedenen Verarbeitung und Integration des fremden Kulturgutes (soweit es integrierbar ist) zusammengeht. In der Regel werden in einem solchen Vorgang, der oft eine schöpferische und offene Selbstbehauptung ist, ganz neue und besondere Energien geweckt, die bestenfalls latent vorhanden waren. Fremde oder allzu fremde Anregungen oder Vorbilder können sogar als Gefahr für das eigene Wesen, die eigene Identität erlebt werden, die aber nicht einfach abgewiesen werden.

Aus diesem challenge kann im Extrem eine völlig neue Kultur geschaffen werden, und das ist das ehrwürdigste Beispiel einer Akkulturation. In einem unberechenbaren, unabhingbaren, schöpferischen Prozess entsteht eine eigene Leistung bis hin zu ganz neuen, eigenen Formen und einem eigenen Menschenbild. Bisweilen scheint nicht mehr als nur eine **Idee** Hochkultur (oder Schrift) als solche weitergegeben zu werden, so wie anscheinend von Sumer an Ägypten; vielleicht nicht mehr als das, aber doch entscheidend.

Eine Akkulturation dieser Art war ohne Zweifel die Entstehung von La-Tène, wobei als Besonderheit festzuhalten ist, dass der mediterrane challenge sich gegenüber Hallstatt kaum geändert hatte, neu war die Bereitschaft, sich von ihm so sehr ergreifen zu lassen. Das Ergebnis war eine völlig un-griechische, unmediterrane Formen- und Gedankenwelt (s. u.). Es bleibe dahingestellt, ob man der Bewertung von La-Tène als erste Hochkultur Europas zustimmt. Aber auch ohne das scheinen die Ideen oder Erlebnisse eines reicheren Menschenbildes, einer erhöhten Leistung, einer gesteigerten künstlerischen Formenwelt und einer zur Dauer erhobenen initiativen Dynamik – bis zum Verlassen des Verhaltenszustandes! –, wie wir sie als typisch für La-Tène empfinden, rein geistig durch mediterrane Vorbilder geweckt worden zu sein, diese Vorbilder aber sogleich wieder ausscheidend, ihnen widersprechend. Auch Ägypten wurde ja – anders als Elam – zu einer ganz und gar unsumerischen Kultur mit einer ganz und gar unsumerischen Schrift und ganz und gar unsumerischen Kunst.

Die persischen Achaimeniden schufen gegen 500 v. Chr. aus mancherlei Komponenten (auch griechischen, ägyptischen und denen der Steppenvölker), vor allem aber im Anblick des gewaltigen mesopotamischen Vorbilds, sowohl eine eigene persische Keilschrift wie eine großartige Reichskultur, eine Reichskunst in Reliefs, Plastiken und unerhörten Bauten. Es gehörte und gehört zum Besten, das die iranische Geschichte zu bieten hat. So etwas entsteht weder zufällig noch von selbst unter allgemeiner Unkenntnis der Beteiligten. Gerade hier muss es eine bewusste Tat gewesen sein, die nicht nur geistig, sondern auch politisch für den Bestand des Reiches geradezu entscheidend war. Denn „Realpolitik“ ist hoffnungslos blind und ephemer, der wahre politisch realistische Herrscher weiß, dass es eine tiefgehende Politik ohne Kulturpolitik überhaupt nicht geben kann, wenn sie auf Dauer erfolgreich sein will. Völker und Städte, Staaten und Reiche bedürfen einer geistigen Ganzheit, die zum sichtbaren Vehikel der Einheit und Eigenart wird. Auch Caesar begann, parallel mit vielen anderen Kul-

turaktionen, Rom zum repräsentativen Zentrum eines Weltreiches auszubauen, und Augustus, auch er ein wahrer Realist, ist ihm hierin in größtem Umfang gefolgt.

Ein besonderer Fall ist Hellas in geometrischer und archaischer Zeit: Es übernahm orientalisches, phoinikisches, ägyptisches und besonders auch kleinasiatisches Gut in beachtenswertem Ausmaß, von der Schrift über mythologische Motive bis zur Idee der Monumentalplastik und des Riestempels, ob man nun in der Vasenmalerei von einem „orientalisierenden“ Stil sprechen will oder nicht. Aber es verharrte völlig in seiner Identität, es wurde niemals auch nur teilweise zur Peripherie, es behauptete seine schöpferische Kraft ohne Einschränkungen. Dass die Idee erhöhter Leistung der „Hochkultur“ an sich von außen stammte, war nicht mehr als eine grundsätzliche Erweckung, die, einmal erfolgt, die hellenische Eigengesetzlichkeit nicht zu stören vermochte.

Nicht immer führt eine Weckung zu völlig eigenständigen Kulturen. Es gibt auf das Vorbild frei bezogene Parallelkulturen, man kann aber auch Satellitenkulturen⁹⁵, Filialkulturen (wie das ägyptische Nubien) oder doch noch andere Begriffe anführen. Das ursprüngliche Epizentrum kann im Laufe der Geschichte auch zum Zentrum werden.

Robert Heine-Geldern war der große Protagonist der Theorie, dass letztlich sich alle Hochkulturen der Welt durch sublimen Kulturtransfer in die Welt der sumerischen Kultur zurückführen lassen. Das muss wohl so verstanden werden, dass es letztlich doch die Idee „Hochkultur“ war, die immer wieder in hundert Formen zündete.

Dieser Gedanke scheint heute stark zurückgetreten zu sein. Seine erneute Prüfung wäre sehr zu wünschen. F. Schachermeyers „Vorderasiatische Kulturdrift“ weist in seine Richtung. Hier sei versucht, R. Heine-Gelderns Idee nicht nur für Hochkulturen anzuwenden, sondern, in sehr verschiedenen Kategorien, auch auf das Verhältnis der „Hochkulturen“ zum gleichzeitigen „urgeschichtlichen“ Europa; dies kann Folgen für den „Barbaren“-Begriff haben.

Betrachten wir noch einige Beispiele von Akkulturation verschiedener Art, die z. T. freilich auch schon mit der unten zu besprechenden Inkulturation verbunden sind. Dazu gehört der starke griechische Einfluss auf die indische Gandharakunst. Er wirkte sehr fruchtbar und wurde schöpferisch verarbeitet, zuletzt aber doch aus dem Organismus der indischen Kunst wieder fast ganz ausgeschieden. In schöpferischer Verbindung von griechisch-römischen Kunstformen und z. T. auch Geistesgütern mit den iranischen Traditionen und völlig neuen Ideen schufen die Sasaniden seit dem 3. Jh. n. Chr. (teilweise nach dem Vorgang der Parther) eine Kultur

⁹⁵ Der Begriff stammt, soviel ich sehe, von F. Schachermeyr.

höchsten Ranges. Zwar war durch den griechischen Einfluss die Kunst dieser Neuperser für immer von allem, was es vor den Griechen im Orient gegeben hatte, getrennt, aber sie war doch ganz und gar eigenständig. Aus diesem Erbe und ebenso dem Ostroms erwuchs viel später nach der Eroberung Syriens, Ägyptens, Mesopotamiens und des Iran überraschend schnell eine durchaus eigene, Fremdes in sich assimilierende arabische Kultur. Noch lange danach wurden ganz wesentliche griechische wissenschaftliche und philosophische Einflüsse durch Übersetzungen bruchlos in das eigene Geistesleben integriert.

Grundsätzlich sind also zwei Typen von Akkulturation zu unterscheiden, auch wenn es Mischtypen zwischen beiden geben kann. Die eine Akkulturation übernimmt Fremdes sinnvoll und ändert – oder gar erhöht – das eigene Wesen in autonom bleibender Weise parallel (das kann auch eine Ähnlichwerdung einbeziehen) zur ausstrahlenden Kultur. Die andere Akkulturation nimmt eher die „Idee“ höherer Kultur und einige Grundanregungen auf, baut aber neu eine eigene, der ausstrahlenden Kultur möglichst gleichwertige Kultur auf.

8.3 Mischung

Ein wenig ist z. B. das genannte Sasanidische und Arabische zu Anfang mit einer anderen Form von Akkulturation verbunden, nämlich der **Mischung**. Ein Beispiel genüge: In den ersten Jahrhunderten des 1. Jts. v. Chr. entstand in Phönicien unter sehr starkem mesopotamischen wie ägyptischen Einfluss eine Art Filiale in der Kunst (nicht so sehr in anderem!), eine gelungene Vermischung der Wirkungen dieser Zentren mit beachtenswertem Kunstgewerbe. Das mit hochwertigen Vorstellungen besetzte „**Verschmelzen**“ würde ich – auch angesichts der Beschränkung auf wenige Kultursparten – lieber nicht verwenden. Das phönikische Wirken war ein kunsthandwerkliches Ineinanderarbeiten, kaum eine tiefe Integration.

Auf eine weitere Form von Akkulturation, nämlich auf den **Abstieg** durch fremden Einfluss, werden wir unten noch zu sprechen kommen („Dekulturation“).

8.4 Konkulturation

Ein Sonderfall von Akkulturation ist die Konkulturation, bisweilen auch als beiderseitige Akkulturation zu sehen. Ein wechselseitiger Kulturtransfer, eine gegenseitig wirkende Ausstrahlung führt zu einer echten Annäherung ohne Substanzverlust und ergibt eine überwiegend harmonische Annäherung zweier Zentren aneinander (aber es müssen nicht immer Zentren sein). Natürlich kann das Ausmaß dieser Vorgänge wechseln, aber eine letztlich fruchtbare Bezogen-

heit verbindet beide Seiten. So können verschiedene Kulturräume mehr oder minder sogar zu einer Einheit zusammenwachsen.

Das vielleicht berühmteste Beispiel ist das Rom der Republik. Politisch hat es die hellenistische Staatenwelt erbarmungslos peripherisiert. Kulturell war das aber unmöglich. Rom hätte grundsätzlich mehrere Wege gehen können: von einer glatten „Verweigerung“ der Geisteskultur (61 ff.) bis zum gesichtslosen Aufgehen im gleichzeitigen, internationalen Hellenismus (eine Art Integration, s. u.). Es wählte den weitaus überraschendsten Weg. Es setzte sich der fremden Kultur offen und letztlich vollständig aus, und es behauptete sich in zähem Ringen gegen die ursprüngliche geistige Übermacht, es rettete seine Eigenheit, erwarb sich sogar auch geistig die Stellung eines Zentrums, aber nur dadurch, dass es griechische Einflüsse aller Art fruchtbar verarbeitete und so zu neuen, ungeahnten Entfaltungen dieser Eigenart erweckt wurde. Das Ergebnis war eine Konkulturation: In Rom erwuchs eine Kultur, die ehrenvoll neben der hellenischen stand, ihr durch tausend Fäden unlösbar verbunden, weder fremd noch in das Andere einbezogen, sondern einen gemeinsamen, polyzentrischen Kulturraum bildend. Die Konkulturation war insofern gegenseitig, als die Griechen die politische Führung der Römer schließlich nicht nur anerkannten, sondern auch geistig die römische Weltreichsidee als universale, positive, kulturelle Friedensordnung der Welt selber voll bejahten. Von da ging später der Weg zum Oströmischen und Byzantinischen Reich.

8.5 Integration

Ein anderer Fall der Akkulturation ist etwa die „einseitige Integration“. Eine gegenseitige Integration ist wohl selten. Ein Volk, ein ganzes Kulturgebiet kann – freiwillig, durch Eroberung oder andere Zwänge – von einer anderen, ursprünglich äußeren Kultur ganz erfasst werden, so dass es, letztlich doch zustimmend, zur völligen Übernahme jener Kultur schreitet, sich ihr angliedert und schließlich eingliedert. Der gesamte, riesige La-Tène-Bereich auf dem europäischen Festland und in Britannien (außer Schottland und natürlich außer Irland) wurde, soweit ihn nicht die Germanen aufzogen, in langsamem Vorgang in die provinziäl-römische Reichskultur völlig integriert, – aber eben unter Verlust der La-Tène-Kultur –, und Gallien war in der Spätantike sogar eine Stütze der Romanitas. Eine andere Form ist der von R. WENSKUS (1977, 78 ff.) betonte Fall, dass sich Völker, Stämme und Gemeinden einem prestigemächtigen Namen (nicht unbedingt auch der Kultur oder Sprache) von selber zuschreiben, sich ihm von außen her willig anschließen.

Wie immer ist aber auch das Gegenteil des Phänomens möglich, eine Desintegration in mehrere Zentren (Peripherien) oder durch die Loslösung eines bisherigen Bestandteils aus dem System. Es gibt innere Desintegrationen des Geistes innerhalb einer Kultur.

8.6 Multikulturalität

Ein völlig anderer Fall ist Multikulturalität, die wir hier nur en passant streifen. Sie ist entweder ein unfruchtbar bleibendes örtliches und zeitliches Nebeneinander von Kulturen, ein Polyzentrismus auch von einander widersprechenden Zentren (Kulturen), von denen noch keines die Herrschaft angetreten hat, oder eine Abwertung aller dieser Kulturen zu nebensächlichen Daseinsbereichen, in denen sie gelten dürfen, unbemerkt gesteuert von einer Gemeinsamkeit, die sich als gemeinsamer Nenner eindeutig überlegen fühlt und als Zentrum etabliert.

8.7 Inkulturation

Etwas anderes als die vielen Sparten von Akkulturation ist die Inkulturation. Sie ist gegeben, wenn ein aus einer fremden Kultur stammendes Gut (aber auch Menschengruppen) in eine andere nicht nur transferiert, sondern verpflanzt wird. Es passt sich ihr an, soweit es ohne Verlust des Eigenwertes geschehen kann, und sie passt sich, unter derselben Bedingung, ihm an. Das von außen Gekommene wird im neuen Raum heimisch und letztlich nicht mehr als fremd empfunden (in diesem Sinne ein integriertes Kulturgut).

Zwei Beispiele, die die inhaltliche Reichweite der Inkulturation zeigen: die Ausbreitung z. B. einerseits der Eisen-technologie im „barbarischen“ Europa nach 1000 v. Chr., die ganz in die eigenen Kulturen hereingenommen wurde, natürlich auch Veränderungen bringend; andererseits die Ausbreitung des Christentums bei den vielen Völkern Europas und über die ganze Welt, dazu etwa die Ausbreitung des Buddhismus nach China und Japan, wo er vollständig einheimisch wurde. Die griechische Philosophie wurde in die arabische Kultur ebenso inkorporiert wie in das Denken des mittelalterlichen und auch noch des neuzeitlichen Europa.

8.8 Antikulturation

Auch eine Antikulturation kommt vor. Gegen das Vordringen des Fremden erwachen plötzlich Kräfte in einer Kultur, in einem Volk (z. T. in Erinnerung an eigene alte Werte), die durch die bedrohende Ausstrahlung erst geweckt werden, zugleich aber zu einer Überwindung des Fremden in eigener Gestaltung führen. Daher gehört auch die Idee des „Antizentrums“.

Eine solche Antikulturation war, wie ich glaube, in spezifischer Form auch La-Tène.

Cato d. Ä. versuchte, als sein Streben nach völliger Ausstoßung hellenistischer Kultur nicht mehr möglich war, eine eigene römische Antikultur gegenüber Griechenland zu fördern. Rom ist auf diesem Weg im Großen und Ganzen nicht weitergeschritten.

Eine höchst aktuelle Antikulturation sehen wir dort, wo sich gegen westliche Lebens- und Kulturformen aller Art, westliche Werte, westliches Denken und Menschenbild ein neu gewordener islamischer Fundamentalismus erhebt.

8.9 Assimilation und Dissimilation

Natürlich sind mit den Phänomenen von Akkulturation usw. auch die Assimilation oder, ebenso existent und wichtig, die Dissimilation verbunden; und noch Weiteres. Man wird diese Begriffe bisweilen auch für weniger grundsätzliche und weniger umfangreiche Prozesse verwenden. So haben beispielsweise die Boier Norditaliens einige Kenntnisse der vorkeltischen Bevölkerung an sich assimiliert. Nach 395 n. Chr. vollzogen die – theoretisch ganz zusammengehörenden – weströmischen und oströmischen Reichshälften einen stets weiterschreitenden Prozess der politischen Dissimilation.

8.10 Rom, Romanisierung und Romanen

Dass sich alle die genannten Möglichkeiten auch überschneiden, sonstwie ineinander übergehen oder sich kombinieren können, liegt auf der Hand. Es gibt so viele Sonderformen, dass ein geschlossenes System von Begriffen unmöglich ist. Vielleicht sind alle zugehörigen historischen Vorgänge einmalige Sonderfälle innerhalb der oben skizzenhaft umrissenen Allgemeintypen.

Besonders gewaltige Beispiele der Integration oder Assimilation sind z. B. in der Neuzeit die Ausbreitung der englischen Sprache und auch ihrer Literatur, allerdings stets zur Konstituierung örtlicher neuer Zentren führend (USA, Kanada, Australien), und derzeit parallel dazu die universale Ausbreitung amerikanischer Zivilisationsformen. Daneben steht die überwältigende Erscheinung „China“, das bisher anscheinend eine unbegrenzte Fähigkeit hat, Kulturen und ganze Völker in sich zu integrieren, ohne die spezifische und monolithische Identität des Chinesentums aufzuweichen.

Etwa in der Mitte zwischen beiden steht das vielleicht beispiellose Phänomen Rom, das alle Möglichkeiten von Assimilation, eigener Entfaltung, Integration, Akkulturation, Inkulturation und sogar Konkulturation enthält, dazu auch eine Dosis Multikulturalität. Selbst Dekulturation ist dieser Welt nicht fremd (z. B. 60).

Und fast immer entsprechen diesen äußeren Vorgängen auch Prozesse im Inneren Roms, bestehend in gewaltigen Änderungen und gewaltigem Festhalten der eigenen Identität.

Wir haben schon vieles genannt, hier genügt ein Überblick, der andere Schwerpunkte hat. Am Anfang Roms steht die Integration latinischen und sabinischen Wesens, verbunden mit einem kräftigen Zuschuss von Etruskertum. Aber nie versank Rom in die Peripherie eines dieser Faktoren. Seine Assimilationskraft bewährte es nach 338 v. Chr., als es die Latiner zum Teil romanisierte, während sich deren anderer Teil von selbst römisch machte. Und immer war Rom auch selber offen für Erweiterungen, ganz anders als die meisten hellenischen Poleis, vor allem als Athen. In langen Generationen wurde dann Italien in Lebensgefühl und Selbstwert immer römischer, aber ohne Roms Mitwirkung. Im Gegenteil, einmal ohne innere, eigene Assimilationsbereitschaft verweigerte es den Italikern das Bürgerrecht. Die Folge war der Bundesgenossenkrieg von 91 bis 88 v. Chr., den Rom militärisch nur gewann, weil es politisch weitgehend kapitulierte: Gemeinsam mit den Treuen erhielten die Abgefallenen, wenn sie zurückkehrten, das Bürgerrecht, und sie kehrten sehr gerne zurück. Ihre Wendung gegen Rom war ein Akt verzweifelter Trotz gewesen, mit voller Bereitschaft gingen jetzt die meisten (denn die Samniten widerstrebten noch) ganz im Römertum unter. Und Rom selbst überschritt die gefürchtete Schwelle ohne inneren Schaden und wurde ohne weiters die Stadt eines geeinten Italien.

In der Kaiserzeit wurde, nach republikanischen Vorspielen, ein vergleichbarer Prozess universal; nur Germanen, Iranier und Juden widerstanden ihm. In den ehemals „barbarischen“ Provinzen des Reiches inkulturierte Rom seine von einem vereinfachten Hellenismus abgeleitete provinzialrömische Kunst, aber ebenso sein rein römisches Städtewesen und, für die führenden Schichten, seine lateinische Sprache; alles mit der Langsamkeit innerer Sicherheit und so gut wie ohne Zwang.

Diese Provinzen erhoben sich dadurch zu einer Akkulturation, die sie immer näher an Rom heranführte. Sie wurden von Rom assimiliert, in vielem assimilierte Rom auch sich selbst an sie, aber es blieb immer Rom. Immer mehr Provinzen und schließlich das ganze Reich wurden in die Romidee integriert und waren dazu meist gerne bereit; und Rom erweiterte sich innerlich, wurde weltbürgerlich, aber blieb noch lange Rom. Als Beispiel seien die Gallier genannt, die

bewusst Gallier blieben – aber völlig römische Gallier. **Nur** im römischen Wesen und seiner Assimilationskraft war ein solches Paradox eine reale Möglichkeit. Sie verlangten selber, in die römische Führungsschicht aufgenommen zu werden, Rom tat es und verlor sich dennoch lange nicht allzu sehr⁹⁶. Im Wohlstand der *pax Romana* erblühten Africa, Spanien, Gallien, Asia, Syrien und andere zu Subzentren der Kultur und Kunst des sich vereinheitlichenden Reiches; nur **politische** Subzentren hat Rom niemals irgendwo geduldet. Hier blieb es monolithisch, bis Diokletian einen völlig einigen Polyzentrismus staatlicher Ordnung einzuführen suchte.

Auch eine reziproke Konkulturation haben wir schon erwähnt (56). Rom schuf nach griechischem Bild seine eigene, den Griechen angenäherte Kultur, während die Griechen schon seit Polybios die politische Führungsstellung Roms immer mehr anerkannten, ja in ihr mitwirkten. Manche Griechen versuchten einen seelischen Modus zu finden, indem sie wie etwa Dionysios von Halikarnaß Rom kurzerhand für eine im Ursprung griechische Stadt erklärten. Aber die meisten bedurften solcher Mittel nicht: Beide Welten hatten einander harmonisch gefunden. In politisch-staatlichem Geist war der Ostteil des Reichs römisch geworden, römisch im Selbstverständnis des Reiches, und die Menschen dort nannten sich zuletzt selber „Römer“: Rhomaioi. Aber auch in tieferer Hinsicht assimilierten sich große Bereiche des Ostens, und zwar völlig freiwillig, an die römische politisch-moralische Haltung und gaben Rom hervorragende Vertreter des typisch römischen Beamtenstandes mit typisch römischem, nüchternem Pflichtethos.

Dabei war, wie oft übersehen wird, das Reich durchaus nicht ein nivellierter Block, sondern in Roms Reichsidee fanden sich sehr viele Länder mit eigenem Profil und lokalen Entwicklungen; aber all dies nie politisch und auch sonst nur bis zu einem für die Einheit erträglichen Grade. Als Palmyra ausscheren wollte, wurde es zerstört.

Diese einzigartige, gleichzeitige Verbindung von Systole und Diastole im Römerreich (eine *παλίντονος ἀρμονία* Heraklits) hat der spätantike Dichter Rutilius Namatianus in berühmte Worte gefasst, als er – eigentlich schon post festum – die Stadt Rom pries: „Du hast den unterschiedlichen Völkern ein einziges Vaterland geschaffen, und den Ungerechten ward es zum Nutzen, unter deiner Herrschaft erobert zu werden. Und indem du den Besiegten Anteil an deiner eigenen Rechtsstellung bietest, hast du zu einer Stadt gemacht,

⁹⁶ Natürlich gab es satirische Gegenstimmen, so wie wenn Juvenal (3, 62 ff.) klagt, dass der Orontes in den Tiber mündet. Überhaupt spottet Juvenal reichlich über Fremde und ihre Sitten in Rom). Es wäre

ein Wunder gewesen, wenn es sie nicht gegeben hätte. Am großen Ablauf änderten sie nichts, auch wenn sich dieser in verschiedenen Phasen, einmal mehr bremsend, dann wieder voll fördernd vollzog.

was vorher ein Weltkreis war“⁹⁷. Die verschiedenen Völker – also nicht ein einziges Volk wie in China – haben **ein** gemeinsames Vaterland (oder Vaterstadt, *patria* heißt beides), haben Anteil an Roms Stellung, die Welt ist eine einzige Stadt geworden, die wahre Kosmo-polis. Also völlige Einheit für die vielen Länder, und diese Einheit ist Rom, das konkrete Rom und das den Weltkreis umfassende Rom-Reich mit seinem Recht.

In diesem Rahmen bestand auch etwas von einer Multikulturalität, aber in einer im großen einheitlichen Kultur. Nur im religiösen Polytheismus blühte die Multikulturalität ohne Einschränkung, und doch wieder stets innerhalb der offiziellen Kulte und sich diesen unterordnend.

So sieht man an Rom einen Integrationsvorgang (DOBESCH 1998, 15 ff.), der keineswegs nur militärisch und machtmäßig war, der alle Kultur und Geistesbildung umschloss und doch das scheinbar Widersprüchlichste für lange zusammenband. Die dafür notwendige Kultur hatten die Griechen geschaffen und die Römer umgeschaffen, neugeschaffen, und beides vertrug sich problemlos. Eine solche Integration geht sogar noch über das hinaus, was gegenwärtig die Europäische Union anzustreben scheint.

8.11 Dekulturation

Hier geht es um ganz andere, sehr schmerzliche Vorgänge, die aber feste Realitäten in der Weltgeschichte von Kulturbegegnungen sind.

8.11.1 Grundsätzliches und bezeichnende Beispiele

Dekulturation zieht sich durch alle Weltgeschichte hin. Sie kann mit Gewaltanwendung verbunden sein, muss aber nicht.

Der Kulturverlust kann übrigens auch ganz von innen kommen. Kommt er von außen, ist er ein Versagen z. B. von Kulturtransfer oder auch von versuchter Inkulturation. Er kann von einer Peripherisierung herkommen; von einer Dezentralisierung in doppeltem Sinn: Ein Kulturraum verliert sein Zentrum oder ein Zentrum hört auch sonst auf eines zu sein, verliert seine innere oder äußere Zentralität.

Dekulturation kann spezielle Teile oder Kategorien des „Kulturensembles“ betreffen oder das Ganze.

Sie droht vor allem, wenn verschiedene Kulturen (Kulturwelten) mit verschiedenen Formprinzipien jeder Art und formenden Ideen aufeinander treffen, besonders wenn diese Kollision durch Eroberung oder übermächtige Ausstrahlung unvermeidbar ist. Alle „Kulturgüter“ kommen hier in Frage,

von Geist über Politik bis hin zum Konsum. Sie geschieht vor allem einseitig, bisweilen aber auch gegenseitig und setzt in der Regel wohl voraus, dass beide Kulturideale, Lebensstrukturen und Institutionen fremd in dem Sinne sind, dass sie inkommensurabel sind. Es gibt Religionen, Sozialphänomene, politische Organisationsformen usw., die völlig unvereinbar sind (oder, was den gleichen Effekt hat, so angesehen werden). Das gilt in besonderem Maße, wenn es sich um zwei ganz verschiedene Kulturtypen handelt (siehe unten zu den „Barbaren“). Es ist ferner denkbar, dass eine Harmonisierung an sich möglich wäre, aber die fremde und/oder die eigene Kultur versagen vor diesem challenge und treiben somit – oder treiben einander – in den Abstieg. Dekulturation ist dort am deutlichsten sichtbar, wo sie bestehende Formen und Strukturen auflöst. Hier wie auch sonst ist zu unterscheiden, ob sie neue bringt oder nicht, ob der Schwund ersatzlos erfolgt oder nicht, und ob der Verlust durch Gewinn aufgewogen oder gar übertroffen wird. Ist das der Fall und bringt sie neue Strukturen bzw. ruft sie sie hervor, steht sie der Bewertung als Akkulturation in manchem nahe.

Vor allem ist zu beachten, dass es eine vollständige oder nur partielle Dekulturation gibt, und auch diese in ganz verschiedenen Kulturinhalten, die bisweilen zu trennen sind. Solche Dekulturationen können etwa sozial sein, wirtschaftlich, religiös, künstlerisch und geistig im weitesten Sinne (auch in der „Bildung“). Ferner ist die typologische Scheidung von äußerem oder innerem Ursprung der Dekulturation im Auge zu behalten.

Das langsame Vergehen der altägyptischen Kultur in ptolemäischer und römischer Zeit (erstaunlich langsam, denn es dauerte immerhin mehr als ein halbes Jahrtausend) ist eine Dekulturation durch Auflösen der kulturellen Grundstrukturen. Die ägyptische Kultur beruhte einerseits auf der – weit mehr als nur politischen – Idee „Pharao“ als Welt- und Kulturordnung, andererseits auf der unmittelbaren, massiven Geltung der Tempel. Als das eine nicht einmal mehr fiktiv aufrechterhalten werden konnte und das andere immer mehr zerbröselte, war das Ende gekommen. Denn im Christentum verlagerten sich die Interessen der Bevölkerung gänzlich.

Ein markantes Beispiel für eine speziell politische Dekulturation ist der persische Königsfriede von 387/386 v. Chr. für Hellas: Mit der Auflösung fast aller Bünde und der Wacht des Großkönigs über Freiheit und Autonomie der Griechen sollte jede Machtidee und Machtmöglichkeit in Griechenland getilgt werden.

⁹⁷ Rutilius Namatianus (1. Hälfte des 5. Jhs. n. Chr.), de reditu suo 1, 63 – 66: *fecisti patriam diversis gentibus unam, | profuit iniustus te dominante capi | dumque offers victis proprii consortia iuris, | urbem fecisti, quod prius orbis erat.*

Rom gelang dies, wie schon oben bemerkt, gegenüber der hellenistischen Staatenwelt noch weit besser. Die römischen Kaiser zerstörten systematisch jede bemerkenswerte Machtbildung bei den Germanen, lösten also deren größere politische Strukturen auf. Hingegen hat die römische Republik nach der Einrichtung der Narbonensis als Provinz und der Zerschlagung des Arvernerreiches gegenüber dem freien Gallien keine solche Politik betrieben, vielmehr gab sich dieses ganz ungestört all seinem inneren Zank und dem Wettstreit um den *principatus totius Galliae* hin. Es ist dies zugleich ein Symptom dafür, wie wesentlich sich die Kategorien und Interessen römischer Politik sowie ihre geopolitische Lage erst spät durch Caesar änderten.

Ein Beispiel einer Inkulturation innerhalb von La-Tène war die Übernahme des Druidenordens von Britannien her nach Gallien gewesen, der sofort gallische Strukturen erhielt⁹⁸. Eine gezielte Dekulturation, primär wohl politisch, war die bewusste Ausrottung des Druidenordens durch Rom in der frühen Kaiserzeit. Eine parallele Dekulturation war die Verbrennung der Handschriften der Mayas unter Diego de Landa, also eines wesentlichen Trägers von Überlieferung und Gedankengut.

Die große Einwanderung der Kelten in Oberitalien ließ dieses Gebiet aus dem Kreis mediterraner Städtেকulturen ausscheiden. Die Kelten entwickelten kein wesentliches Eingehen auf das Substrat, sie blieben im Großen und Ganzen in ihrem ungestörten La-Tène, auch wenn sich später ein gewisses „Städtewesen“ bildete, aber eben nie im Sinn mediterraner Städte. Hier, im großen Gallien und überhaupt in allen von Rom eroberten Teilen des alten „Keltengürtels“ (Süddeutschland, Ostalpen ...) bedeutete die römische Herrschaft im Wesentlichen dann ihrerseits eine Dekulturation von La-Tène (s. o. 56). In der Cisalpina führte das zu einer schnellen Romanisierung, im caesarischen Gallien blieben viel mehr gallische Eigenart und gallische Sprachen erhalten. Dennoch geschah dies im Rahmen einer – sehr beachtlichen – provinzialrömischen Kultur mit ihren Städten und allen neuen Formen, welche mit dem kulturellen Geist und den kulturellen Strukturen von La-Tène nicht vereinbar waren: Die Gallier überlebten, die Gallier betrieben römisch-griechische Studien⁹⁹, aber ihr gesamtes keltisches Traditionsgut von Mythen, Dichtungen und Naturphilosophie (vgl. Caes. b. G. 6, 14, 5–6) gaben sie entweder

ganz auf oder brachten es **nicht** in die sich entwickelnde Zivilisation ein (s. u. 62; 88).

In diesen Zusammenhang gehört eine zeitweise keltische Dekulturation, die ich anderswo geschildert habe (DOBESCH 1996, 289 ff. mit Taf. 84–89; 330 ff. mit Abb. 1–10 auf Taf. 84–89): die katastrophale Auflösung der künstlerischen Formen, zum Teil sogar gegenseitig. Zeitlich nah vor dem vollen Sieg der provinzialrömischen Kultur vollzog sich im keltischen Bereich bisweilen eine Begegnung mit den römischen Kunstgattungen und ihren Formen, uns etwa in Reliefs erkennbar. Im Versuch der Übernahme des Fremden ging die gesamte bisher so erstaunliche Formgewissheit, Zucht und künstlerische Sicherheit von La-Tène verloren, aber die römischen, ebenso zuchtvollen Formideen wurden nicht bewältigt und lösten sich ebenso auf.

In Kleinplastiken etwa lebte später z. T. noch ein Hauch keltischen Empfindens nach¹⁰⁰, aber verglichen mit dem gewaltigen inneren und äußeren Umfang der La-Tène-Kunst war das ärmlich.

Etwas Paralleles geschah bei der spanischen Eroberung Mexikos. Während die spanische Kunst aktiv agierte, wurden von einheimischer Seite weiterhin ohne weiters Bilderhandschriften angefertigt. Aber verglichen mit der überwältigenden Zucht und dem instinktsicheren Formwillen der aztekischen Handschriften der vorspanischen Zeit konnten sie eine erschreckende Formlosigkeit und Verwirrung zeigen: Das Alte war zum größten Teil zerfallen, wirkte noch in Details und in der Idee „Bilder-Buch“ weiter, das Europäische war andererseits keineswegs wirklich verstanden und rezipiert.

All dies kann auch unter den Gedanken gestellt werden, dass, im Falle tiefer Verschiedenheit, jede Akkulturation und jeder Transfer mit einem Verlust in anderen geistigen Bereichen verbunden sein muss.

Die Fragen der Spätantike und ihrer germanischen Reiche auf römischem Boden klammere ich bewusst aus. Was hier geschah, war derart unterschiedlich und widersprüchlich, spielte sich außerdem auf so vielen Ebenen ab, dass es einer Monographie bedürfte.

8.11.2 Proletariat und „Barbarisierung“

Es ist m. E. stets das Ergebnis einer inneren oder äußeren Dekulturation (oder verpassten Akkulturation), wenn ein –

⁹⁸ Siehe 14. Diese Anpassung berechtigt uns, trotz weitgehend gleicher Wesensart in der sonstigen Kultur von Inkulturation zu sprechen, namentlich da die neuen und für den Orden spezifischen Lehren ebenso eingeführt, übernommen und angeeignet wurden.

⁹⁹ Vgl. etwa die vorbildlichen „*studia Gallorum*“ bei Tac. Agr. 21, 2 und Iuv. 15, 111.

¹⁰⁰ Grundlegend für alle diesbezüglichen Fragen HATT 1970, mit reichem Bildmaterial. Einen vorzüglichen Bildband mit wichtiger Einleitung verdanken wir POBÉ/ROUBIER 1958.

inneres oder äußeres – Proletariat entsteht. Proletarisierung stößt entweder aus einer vorhandenen Kultur aus oder verweigert die Aufnahme in sie (soweit diese überhaupt angestrebt wird); beides gilt auch beim Ausschluss aus entstehenden neuen Kulturformen. Die soziale Dekulturation ist vielleicht die schrecklichste Form von Peripherisierung. Eine solche innere Dekulturation hatte sich in Mittelgallien vor der Ankunft Caesars gegenüber der *plebs* vollzogen (51 f.). Wenn man in der Stellung der Germanen gegenüber dem römischen Reich, namentlich seit dem 3. Jh. n. Chr., Züge eines äußeren Proletariats sieht, handelt es sich sogar um eine auf eigene Faust ohne Zwang oder Unrecht erfolgte Umstellung.

Akkulturation (Inkulturation) kann an sich schon eine Dekulturation sein, wenn sie in einer Anpassung nach unten besteht, freiwillig oder unfreiwillig. Das vermag bis zur Barbarisierung einer Kultur, sogar auch Hochkultur, führen (ich verwende das Wort „barbarisch“ hier in negativem Sinn, ohne Anführungszeichen). Eine solche Auflösung von Kultur kann auch ganz von innen her erfolgen, aus dem Kulturbereich selbst heraus.

Nur kurz kann an die ungeahnt gefährliche Situation erinnert werden, wenn „moderne“ („westliche“) Einflüsse etwa in Afrika die alten Strukturen von Stamm und Sippe mit ihren Bindungen, Werten und Sicherheiten auflösen, ohne Ausreichendes an ihre Stelle zu setzen. Ein gesichtslos gewordenes Proletariat sammelt sich in den Peripherien viel zu großer neuer Städte.

Es ist ferner nicht auf unsere Gegenwart beschränkt, dass es „Kulturgüter“ einer Hochkultur gibt, die höchst zweifelhafter Art sind und deren Inkulturation negative Folgen, Auflösung und geistiges Absinken hervorruft. Wenn Gebende und Nehmende gleichermaßen mitwirken oder einander negativ ergänzen, darf man von einer Kon-Dekulturation sprechen.

8.11.3 Verweigerung (Repulsion), auch speziell bei „Barbaren“

Jetzt bleibt nur noch ein Phänomen zu besprechen, das an historischer Bedeutung und seelischer Problematik hinter keinem der genannten zurücksteht: die Verweigerung, die Nonkulturation oder Repulsion.

Von vornherein ist zu beachten, dass es nicht nur eine Verweigerung von Akkulturation, Inkulturation usw. gibt, sondern auch eine von Dekulturation. In manchen Fällen verfängt keine der möglichen „Kulturationen“, ja es wird jegliche kulturelle Auseinandersetzung (bewaffneter Kampf ist aber durchaus möglich) vermieden, auch bei äußerer oder innerer Konfinität. Das Erleben der „Fremdheit“

ist sicher da, meist wohl auch irgendeine summarische Feindlichkeit, vor allem aber die Macht der eigenen Formen.

Hochkulturen können räumlich sogar relativ eng nebeneinander leben, aber auch sonst einander irgendwie berühren und dabei glatt „verweigern“, sich der anderen anzupassen, sich positiv oder negativ beeinflussen zu lassen. Ägypten und Alter Orient existierten Jahrtausende, ohne einander kulturell in Frage zu stellen. Nur in Palästina und Phoinikien war künstlerischer Einfluss aus Ägypten wirksam, aber eng begrenzt. Während der griechischen Klassik wurde Persepolis gebaut, und auf der geistigen Ebene tat keines dem anderen ein Leid, blieb aber auch ganz in sich versammelt. Die römische Kaiserzeit mag oder mag nicht persisches Kaiserzeremoniell übernommen haben, beide Bereiche blieben doch getrennt. Und als vielleicht östliche Einflüsse an der Konstituierung der spätantiken Kunst mitwirkten, wurde sie doch eine ganz und gar unsasanidische Kunst. Jahrhundertlang verweigerten China und Japan jeden wesentlichen Einfluss westlicher Kunst oder Kultur.

Von allen aber fällt das Phänomen „Verweigerung“ bei der Begegnung zwischen „Hochkulturen“ und „urgeschichtlichen“ Kulturen auf.

Es geht um die unverständliche Kraft – denn es ist Kraft –, auch ohne eigene, größere Leistungen nicht zur Peripherie zu werden. Andererseits ist aber nicht die Kraft oder nicht der Wille da, sich zum Gegenzentrum zu machen. Etwas eigentümlich Obstinates liegt in einem solchen Verhalten, das wie Stagnation wirken kann, es bisweilen vielleicht auch ist.

Einige Beispiele sind zu nennen, um das Gemeinte zu erläutern.

Mit Ausnahme der Makedonen und der Epiroten (die Thraker sind ein Sonderfall) zeigten die balkanischen Völker kein nennenswertes Interesse an den Herrlichkeiten oder auch Nützlichkeiten hellenischer Kultur, Technik und Kunst. Als Makedonien sich – spät genug – dem Hellenentum öffnete, blieb dieses, außer in der Politik, eine von auswärts gekommene Kultur. Ihre Kultur und selbst ihre Administration sprach griechisch. Hierin war es eben doch Peripherie geworden. Demgegenüber bestand Rom furchtbare Kämpfe des Geistes, um weder ganz ungr Griechisch noch ganz Griechisch zu werden. Rom rang fast verzweifelt um eine eigene, vom Hellenentum selbständig beeinflusste Kultur; für die Makedonen existierten solche Fragen offenbar überhaupt nicht.

Das zeigt uns zugleich, wie wenig selbstverständlich der Weg war, den Rom schließlich doch ging. Cato d. Ä. versuchte sogar, noch in der vollen Blüte von Roms Groß-

macht, als die Schlacht schon zum Teil verloren schien, Rom zur Haltung eines generellen Verweigerns gegenüber der griechischen Kultur zurückzuführen. Mit Recht kann „zurück“ gesagt werden, denn bis in den Anfang des 3. Jhs. v. Chr. verweigerte Rom gegenüber den Hellenen und dem Hellenismus, den Etruskern und anscheinend auch den Oskern eine echte Akkulturation in Dichtung, Denken und bildender Kunst. Und das bei vollem Stadtcharakter und voll entfalteter Kunst der Innen- und Außenpolitik. Rom war um 300 v. Chr. das nahezu beispiellose Phänomen einer Hochkultur fast ohne Literatur und Kunst (dazu siehe DOBESCH 1998a, 131). Dabei übernahm es völlig frei und autonom jene Elemente, die es übernehmen wollte: etwa die Verwendung des Alphabets, die *disciplina Etrusca* oder etruskische Bildwerke. Es ist denkbar, dass die Verweigerung aus dem Erleben heraus entstand, dass eine echte kulturelle Öffnung Roms so wunderbar in sich geschlossene Identität schwer gefährden, sicher aber mühevollste Kämpfe der Selbstbehauptung und schließlich doch eine beträchtliche Änderung des Lebens herbeiführen musste. Das trat ein.

Ein anderes „Verweigern“ mitten im hochkulturellen Leben der jüngeren Vergangenheit: Die italienische Opernkunst, geführt von Verdi, verweigerte möglichst lange die Akzeptierung der umstürzenden musikalischen Erfindungen Wagners, eben weil diese so bedeutend und vor allem umstürzend waren. Es war schließlich Verdi selbst, der dieses transferierte Gut ganz selbständig verarbeitete, aber um den Preis wesentlicher Veränderung.

Bis in unsere Gegenwart verweigern die Indianer des Amazonasbeckens, wenigstens zum Teil, den Übergang von einer weder besonders reichen noch angenehmen Lebensweise zu den „Errungenschaften“ der an politischer Macht weit überlegenen Industriekultur. Sie wollen nicht „beglückt“ werden.

In der Antike entwickelten die Skythen feinstes Verständnis für die herrlichsten Goldschmiedearbeiten der Griechen, ja gaben offenbar solche auch in Auftrag, wie die skythische Thematik bei rein hellenischen Kunstwerken zeigt. Wir sprechen sicher mit Recht von künstlerischem Verständnis, denn diese Werke müssen Unsummen gekostet haben. Aber eine grundsätzliche Änderung skythischer Kultur fand nicht statt.

Das führt zu den handgreiflichsten Beispielen von Verweigerung, wenn nämlich einfache, uns selbstverständlich scheinende und sehr nützliche Kulturelemente nicht übernommen werden. So etwa wurde die Idee der Schrift und Schriftlichkeit auffallend oft im Wesentlichen hartnäckig nicht rezipiert.

Trotz unmittelbarer Nachbarschaft und voller Kenntnis

des Prinzips der Schrift, ja sogar trotz teilweiser Anwendung von Schriftlichkeit, ignorierten die Kelten von La-Tène deren große kulturelle Möglichkeiten, auch wenn sie in Gallien für alltäglichste Zwecke das griechische Alphabet gebrauchten. Das Ogham war später eine nur sehr beschränkt gebrauchte, in der Tat sehr unpraktische Erfindung. Die Iren erschlossen sich der Schrift erst durch die christliche Missionierung, denn da lag ein heiliges Buch vor, das gelesen werden musste. Bald aber verwendeten sie die Schrift zu umfangreicher Aufzeichnung eigener Sagenüberlieferungen. Von den Kelten in Gallien haben wir schon gesprochen (60); als sie durch die römische Eroberung zu voller Schriftlichkeit und schriftlicher Geistesbildung übergingen, zeichneten sie ihre eigene mündliche Tradition überhaupt nicht auf. Beides spielte auf verschiedenen Ebenen der Kultur. Hier liegt klärlich keine fehlende „Entwicklung“ oder eine Primitivität vor, sondern ein seltsames Prinzip zweier verschiedener Kulturen: La-Tène hatte nie geschrieben und würde auch jetzt nicht schreiben. Die Germanen lebten jahrhundertlang in engster Nachbarschaft mit den Römern, sie kannten und verwendeten die Runenschrift, aber zur Schriftlichkeit gingen sie die längste Zeit nicht über.

Die Kelten der Poebene verweigerten im Wesentlichen (wenn man vom Problem der Oppida absieht, aber siehe 60) die Übernahme jener Hochkulturelemente, die sie vorfanden oder stets in engster Nachbarschaft in Italien vor Augen hatten, dessen bewegliche Güter sie bereitwillig plünderten. Als sie unterworfen waren, gingen sie – einzelne religiöse Elemente ausgenommen – **ganz** in die andere Kultur ein und romanisierten sich sprachlich und kulturell völlig. Hier liegt dasselbe Entweder-oder vor, das, wie oben gesagt, die mündliche La-Tène-Überlieferung in Gallien untergehen ließ. Vielleicht erhellen diese beiden Beispiele einander und lassen uns ahnen, welche scharfe Wendung notwendig war, und welche ausschließliche Entscheidung und letztlich Unvereinbarkeit bei einem fast vollen Wechsel der Kultur am Werke waren.

Überhaupt kennzeichnete eine „Verweigerung“ bis in die Gegenwart durch Jahrhunderte und Jahrtausende das Verhalten vieler bedeutender „primitiver“ Kulturen gegenüber der westlichen oder östlichen Kultur. Heute verschwindet dieses Verweigern mit rasanter Schnelligkeit, und es scheint oft kein ersprießlicher Wechsel zu sein.

Das entspricht völlig dem Verhalten des urgeschichtlichen Europa – wenn auch mit wechselnden Grenzen – gegenüber den mediterranen Kulturen durch lange Jahrhunderte und in den meisten Sparten. Die Schrift ist nur ein besonders ins Auge springendes Symptom. Als die Römer, zurückgehend

auf einen ungeheuerlichen Willensakt Caesars, willkürlich die Rhein- und Donaugrenze schufen, verengte sich der Kreis des urgeschichtlichen Europa, aber innerhalb seines noch verbleibenden Raumes änderte er sich wenig. Dabei war das urgeschichtliche Europa vor den Römern alles andere als statisch, sei es in der Bronzezeit, sei es mit Hallstatt oder La-Tène. Fast möchte man sagen, dass der Schock der römischen Eroberung die Germanen, nach misslungenen Ansätzen, erst statisch gemacht habe.

In diesem einstigen autonomen Entwickeln übernahm man frei aus Süden und Osten erst die Bronzetechnologie und dann die des Eisens, aber mit einer fast auffälligen Verzögerung, die vielleicht den hier zu schildernden Phänomenen zugehört, jedenfalls aber zeigt, wie frei man im Großen und Ganzen dabei handelte. Auch die Annahme von Schmuckelementen erfolgte nur gerade soweit, wie diese Völker es selbst wollten; eine von außen gebrachte Änderung im grundsätzlichen kulturellen Habitus geschah jedenfalls nicht. Nur in Südspanien begann eine echte Akkulturation mit Schrift und eigenem Stil, die erst Karthago und dann Rom vernichteten.

Hier bleibt nur noch der Versuch, nach den Gesetzmäßigkeiten eines „Verweigners“ und dessen Motiven zu fragen.

Natürlich kann ein Verweignern Stumpfheit bedeuten, ein Versagen im Sinne Toynbees vor einem höheren challenge. Jeder historische Einzelfall ist historisch zu prüfen.

Aber der – auch rein passive – Widerstand kann ein höchst erfolgreicher response vor einem solchen challenge sein. Er kann aus einem, sei es auch noch so unreflektierten Bewusstsein der eigenen Art kommen, also aus dem Erleben und Fühlen der Werte, die diese eigene Art formen. Daraus erwächst ein Identitätsbewusstsein, das zum Wunsch nach Bewahrung dieser Identität führt. Daher auch die Haltung, bei der Verteidigung der eigenen Art gegen ein ganz anderes Gegenüber, kriegerisch oder friedlich, für die eigene Würde, ja für das eigene Menschsein und die eigene Freiheit zu kämpfen. Wir sehen im Verhalten der Chauken und in einem tiefen Missverstehen des Römern Plinius (n. h. 16, 2–4) ein solches Paradigma.

Sieht man schärfer hin, so beruht ein solch zähes Festhalten an der eigenen Kultur auf einem nicht formulierten, aber sehr nachdrücklichen und sehr gegenwärtigen Wissen („Bewusstsein“, Erleben) um die **Ganzheitlichkeit** des eigenen Wesens, damit aber auch um den **Wert** dieser Ganzheit. Daraus resultiert zugleich das Wissen um die **Zerstörbarkeit**, das die Form panischer Angst annehmen kann – und damit eines blinden Wütens gegen das Fremde, wenn es die politische und militärische Lage gestattet. Ein werthafte Ganzes erlaubt kein wesentliches Abweichen. Es geht nicht

um mehr oder weniger Technik, mehr oder weniger Schriftlichkeit usw., sondern es geht um ein oft nur allzu unteilbares Ganzes. Man kann in der Regel nicht einfach nur „Kulturelemente“ aufgeben, wenn diese zu einem lebendigen System verwoben sind: Nicht Einzelnes, sondern alles müsste man geben; (fast) die gesamte Kultur selbst.

Solche Antinomien der Kulturen gibt es in der Urgeschichte, es gibt sie auch in Hochkulturen. Recht leicht kommt einem die unreflektierte Formulierung über die Lippen: „Da liegen Welten dazwischen“. Aber es stimmt, stimmt oft nur allzu wesentlich und daher tragisch. Daher gehen Völker, Städte und Kulturen in einen entscheidenden oder schon im vorhinein verlorenen Krieg buchstäblich wie in einen Weltuntergang.

Post festum kann der Historiker z. B. an den Germanen sehen, dass die Verweigerung der Akkulturation die Menschen für eine viel reichere „Akkulturation“ der Zukunft in Selbständigkeit aufsparte. Im Nachhinein erkennt man, wie die Gelegenheit der eigenen Entfaltung gerettet wurde.

Es entspringt der Verständnislosigkeit und verhindert jedes Verständnis in der Zukunft, urgeschichtliche Kulturen in ihrem Verhältnis zu „Hochkulturen“ in das Prokrustesbett als stufenweise Entwicklung, als Aufsteigen, als Stufenleiter eines Mehr oder Weniger zu spannen. Das geht am historischen Tatbestand vorbei. Es handelt sich vielmehr meist um unaustauschbare und unvermischbare, getrennte Naturen, um ein Entweder-oder.

9. Die Probe auf das Exempel: antike Kelten

9.1 Vorkeltisches

Versuchen wir, einiges von den oben skizzierten Möglichkeiten des Zentrums, der Peripherie oder der Akkulturation auf die uns bekannte Geschichte der Kelten anzuwenden, soweit wir es nicht schon in den prinzipiellen Kapiteln getan haben.

Nie werden wir wissen, was hinter den vielen Wanderungen indogermanischer Völker stand, etwa der Einwanderung in Westeuropa, in Griechenland und Kleinasien bis hin zum Iran und zu Indien. Waren all diese Bewegungen eigene Entschlüsse oder stand, wie beim größten Teil der germanischen Völkerwanderung, wenigstens zum Teil eine fremde Gewalt dahinter, die gewachsene Nachbarschaftsstrukturen zerschlug und mit mehr oder weniger Angst Wandernde weichen ließ? Ebenso können wir nicht erkennen, was hinter dem Seevölkersturm stand; drängte hier eine Peripherie ins Zentrum? Wurde sie gedrängt? Die Kimmerier in Kleinasien, die Skythen in Medien, wir können den Charakter dieser Züge nur schwer abwägen.

Für die Griechen blieb bis in das 3. Jh. v. Chr. hinein das „barbarische“ Europa subjektiv eine äußerst ferne Peripherie. Gewiss waren seit der großen Kolonisation im 8.–6. Jh. v. Chr. die Grenzen der bekannten weiten Welt ungemein gedehnt, doch lehrt das, was wir von der jonischen Geographie noch um 500 v. Chr. wissen, dass Wissen und Erfahrung von den Küsten her ergriffen wurden. Eine gewisse Thalassozentrik ist nicht zu übersehen, die vieles (nicht alles), was im Binnenland lag, als Peripherie sah. Im 5. Jh. v. Chr. zeigte Herodots vorzügliche Ethnographie der Skythen, wie weit Interesse und Verständnis im osteuropäischen Raum gingen. Aber die Länder jenseits der Skythen blieben, was verständlich ist, eine fremde Ferne; doch das galt bemerkenswerterweise auch lange noch vom europäischen Binnenland wie auch von seinem Norden und Nordwesten; die Erkundungsfahrt des Pytheas im 4. Jh. blieb ohne Folgen. Wie vage die Kenntnisse waren, beweist Herodot, wenn er die Kelten des Donauursprungs einfach mit den Kelten ganz im Westen der iberischen Halbinsel zusammensah. Lange haftete allen diesen Ländern die Schau als äußerste Randperipherie an, ja ein Hauch von der alten Märchengographie mit ihrem Rhipäengebirge, den Hyperboräern oder Thule wirkte oft nach.

Von den Völkern dieser weiten Bereiche besitzen wir natürlich keine eigenen Schriftquellen. Handelsrouten gab es, ein gewisses Interesse an der Herkunft der Handelsgüter und z. T. der Händler ist anzunehmen. Die Griechen wussten nicht viel, weil diese Länder – mit Ausnahmen wie Massalia – für sie kaum Bedeutung hatten¹⁰¹. Vielleicht war die Anteilnahme bei den „Barbaren“ sogar größer, da der ferne und bisweilen doch nicht allzu ferne Süden und Osten mit ihren Städten, Märkten, Kunstfertigkeiten und völlig fremder Besonderheit ihre Phantasie ergreifen konnten. Das Mediterraneum blieb für die „Barbaren“ lange subjektive Peripherie, wohl auch mit einigem Gepräge des Erstaunlichen, Unverständlichen und Märchenhaften.

Oder war das Wissen größer als wir vermuten? Jedenfalls im späten Hallstatt und bei den frühen Kelten muss es vertrautere Kontakte gegeben haben. Ohne einige konkrete Vorstellungen wäre die spätere Abwanderung keltischer Scharen zu neuen Siedlungsplätzen¹⁰² oder die stete Bereitschaft keltischer Männer, sich als Söldner in das Mediterra-

neum zu verdingen, schwer denkbar. Der Krater von Vix bezeugt lebhaft Anteilnahme an Prachtwerken griechischer Kunst und als Prestigeobjekt, vielleicht Geschenk, sehr beachtliche Kontakte zum griechischen Raum. Auch der Inhaber des Grabes von Hochdorf hatte seine Freude an südlichem Import, und für die Heuneburg vermutet man schon lange mediterrane Vorbilder.

Dennoch darf für die Hallstattzeit als solche kaum eine wirklich enge Verbindung mit dem Mediterraneum angenommen werden. Sie stand weit überwiegend nicht in Konfinität zu ihm. Offenbar bestand kein – oder zumindest kein merkbarer – challenge. Was man an südlichem Gut, das meist auf dem Handelsweg vermittelt wurde, kulturell akzeptierte, unterlag ganz dem eigenen Urteil, das durchaus zurückhaltender Natur blieb. Die Hallstattländer lebten in ungestörter kultureller Autonomie, in einer „schützenden Distanz“, die eine Ruhe garantierte, in der man nach seinen eigenen, inneren Entscheidungen existierte. Das einverwandelte Kulturgut bestand ja doch nur aus systemlosen Splintern.

Größer war der südliche Einfluss auf die Situlenkunst, deren Bereich ja schon eher zur Konfinität des Mittelmeeres zählte. Diese Kunst apperzipierte die Idee einer (nicht allzu deutlich) ausgeprägten Figürlichkeit mit einem Hauch von Plastizität, und deren Ausarbeitung zu größeren erzählenden Friesen auf Gefäßen.

Hallstatt und der Süden lebten in einem glücklichen, problemlosen Nebeneinander, ja sie durften aneinander vorbeileben. Der westliche wie der östliche Hallstattkreis wurde in keiner Weise zu einem Ableger des Mediterraneums, ja er behielt sogar seine Eigenschaft als eigenständiges kulturelles Zentrum, ganz anders als die Germanen der frühen und hohen Kaiserzeit.

Soweit wir aus Funden von Siedlungen, festen Sitzen und prunkvollen Gräbern überhaupt schließen dürfen, war der Hallstattbereich zumindest gegen Ende deutlich polyzentrisch, vielleicht im Sinne eines „diffusen“, aufgeteilten, weitgestreckten Zentrums.

Hat dieser große Hallstattbereich je eine Welle ausgreifender, sich ausbreitender politischer Energie nach außen gesandt? Wir wissen es nicht. Man darf an die keltische Wanderung nach Iberien denken. Die erste bescheidene Einsiedlung in die nordwestliche Poebene wird man kaum als große

¹⁰¹ Wieviel Informationen die Einwohner von Massalia hatten, vielleicht auch aus Gründen der Konkurrenz verschwiegen, wissen wir nicht. Dasselbe gilt von den Etruskern, die dem „Barbaricum“ weit näher standen und intensive Handelskontakte pflegten.

¹⁰² Sehr selten – wenn überhaupt – ziehen wandernde Großgruppen ins Ungewisse. Solche moderne Vorstellungen kommen letztlich

von einem romantischen Bild der „Barbaren“ als schlichte, naive Menschen. Es war aber für einen Zug ins Weite existentiell notwendig, sich Ziele und ihr eigenes künftiges Leben einigermaßen vorstellen zu können und, wie 60–59 v. Chr. die Helvetier, möglichst auch Vorsorge für den Unterhalt zu treffen oder ihn durch kalkulierten Raub zu gewinnen. Vgl. DOBESCH 2001c, 722 ff.

Aktivität rechnen. Von Letzterem abgesehen, erfolgte jedenfalls nie ein hallstattischer Angriff oder eine Wanderung gegen das Mediterraneum, gegen Südfrankreich, Italien oder Griechenland¹⁰³.

9.2 Das Werden der La-Tène-Kelten

Mit der La-Tène-Zeit begegnen wir einer sich rasch wandelnden, zum Schluss völlig verwandelten Welt.

Für die Ethnogenese der Kelten sind immer noch die durchaus verschiedenen, aber meisterhaften Modelle von F. FISCHER (1986, 209 ff.) und L. PAULI (1978, 443 ff.) die grundlegenden Untersuchungen.

Hier seien nur wenige Elemente einer historischen Einordnung dieses Prozesses versuchsweise skizziert.

Offenbar war der innere Impuls der La-Tène-Kultur von vornherein wesentlich schärfer als der der vorausgehenden Hallstattzeit. Dessen fruchtbare, schützende Distanz wurde nun in großem Schöpfungstum noch viel fruchtbarer, und eines Schutzes bedurfte die eigene innere Dynamik offenbar nicht mehr. Ohne dass der Einfluss von Süden her in objektiver Schau deutlich wuchs, wurde dieser nun wesentlich wacher erlebt und wuchs subjektiv: Er wurde zum challenge, weil und indem man ihn nun als herausfordernden challenge zu erleben vermochte und **wollte**, die grundlegende Voraussetzung jedes solchen Schöpfungstums. Und alle südlichen Motive wurden letztlich völlig eigenständig verarbeitet, in weit aktiverer Weise als dies einst Hallstatt und dessen Stil getan hatte.

Jedenfalls fassen wir ein Phänomen, das die Beurteilung als neue Kultur vollauf verdient, und diese Kultur scheint, wie oft in der Weltgeschichte, in relativ kurzer Zeit geschaffen worden zu sein, vielleicht in zwei oder drei Stufen. Bald überwand sie nicht nur alle mediterranen Beeinflussungen¹⁰⁴, sondern streifte auch das restliche Erbe der Hallstattzeit ab: Die neue Kultur war in der Regel aus einem Guss und unverwechselbar. Sie nahm nur, was sie wollte, und ver-

arbeitete nur, wie sie es wollte. Sie ist in ihren wesentlichen Teilen nicht von irgendwo oder von irgendwas ableitbar. Sie bleibt dem Historiker ein Phänomen des Werdens, das er als solches zu akzeptieren und zu respektieren hat.

Die neue Kultur zeigte geistig und später auch politisch eine ungleich größere Energie als Hallstatt. Ja diese stete Aktivität, die fast nie mehr versiegte, scheint eines ihrer Hauptmerkmale gewesen zu sein; sie endete erst mit der militärischen Unterwerfung (bzw. wurde transformiert).

Man hat, wie oben erwähnt, für La-Tène das Wort von der „ersten Hochkultur“ des nichtmediterranen Europa geprägt. Das darf offen bleiben. Aber es steht fest, dass es den prinzipiellen Typ der „urgeschichtlichen Kultur“ nicht transzendierte. Doch in der erhöhten Lebendigkeit und der Verve, die auch noch aus den antiken Berichten für uns nachklingt, meint man zu spüren, dass dieses La-Tène in doch intensiverer Weise die südliche „Idee der Hochkultur“¹⁰⁵ (nicht die Hochkultur selbst) rezipierte, und das ist wichtig genug. Aber ihre Antwort war ohne jede Abhängigkeit, in allem Wesentlichen aus dem eigenen Geiste heraus geformt¹⁰⁶. Sie gehörte zwar noch ganz in den Rahmen des urgeschichtlichen Europa, nicht in die Welt der Mittelmeerkulturen, aber sie schlug ein neues Kapitel der Geschichte auf, das, in vielen Metamorphosen weiterwirkend, auch heute noch nicht „ausgelesen“ ist. Mehr noch als Hallstatt (vgl. oben) ein eigenes, kräftiges Zentrum, war es objektiv historisch für das Mittelmeer keine „Peripherie“; es war ohne Bezogenheit, es kannte bis zuletzt dem Süden gegenüber keine Konkulturation¹⁰⁷. Auch beim späteren direkten Zusammentreffen wahrte es geistig, sozial, politisch und künstlerisch hartnäckig seine eigenen Strukturen (so z. B. die des „Stammes“).

Gerade die Stammesstruktur scheint für das innere und äußere Leben der antiken Kelten so konstitutiv und unentbehrlich gewesen zu sein wie die Polis für die Hellenen. La-Tène scheint wie Hellas oder Sumer, völlig anders als

¹⁰³ Die Keltiberer scheinen die mediterran dominierten östlichen und südlichen Küstenbereiche der iberischen Halbinsel eher gemieden zu haben.

¹⁰⁴ Auch mit wenigen, aber wichtigen skythischen Anregungen ist zu rechnen.

¹⁰⁵ Vgl. oben 55.

¹⁰⁶ Dass die für den Druidenorden spezifische Idee der Reinkarnation (und auch die Idee eines Ordens?) aus dem Pythagoräismus oder einem anderen vorsokratischen System übernommen wurde, durch Vermittlung Massilias, kann durchaus zutreffen. Es würde nur noch mehr zeigen, wie nahtlos die Kelten alles Fremde in die eigene Kultur inkulturierten, ja völlig integrierten. Viel früher scheint auch das Modell des Übergangs vom Königtum zur Adelsrepublik von Süden

her gezündet zu haben. Kaum eine Kultur der Weltgeschichte kann wie auf einem fremden Planeten leben.

¹⁰⁷ Vielleicht wird jemand eine solche in den Wandlungen Galliens im 2. und besonders im 1. Jh. v. Chr. sehen. Ich möchte mich dem nicht anschließen. Gallien blieb völlig eigengesetzlich (s. u. 65; 80 ff.), eine Vermischung trat nicht ein. Zwar konnte dann die provinziäl-römische Kultur auf manchem aufbauen, vor allem auf der Entwicklung der Oppida, doch waren diese politisch immer noch etwas völlig anderes als eine römische, griechische oder etruskische „Stadt“. Wir haben oben auch schon betont, dass diese Provinzialkultur, statt eine Konkulturation zu vollenden, die La-Tène-Kultur weitestgehend auslöschte.

Ägypten, in seiner Entstehung bereits polyzentrisch gewesen zu sein, was zugleich ein weitgestrecktes, „diffuses“ Zentrum über einen größeren Bereich hin bedeutete. Die ebenso entstehende griechische Polis wurde in einer Zeit konstituiert, als – ein seltener Ausnahmefall der Geschichte – der Raum der Ägäis von außen nicht bedroht war. Nun waren die politischen Formen der Kelten, die keltische Stammeswelt ganz ebenso wie die griechischen Stadtstaaten bestens geeignet für kulturelle Initiativen jeder Art, punktuelle, aber große Kräfte und ein spontanes Wirken weit in die Ferne, aber ebenso ungeeignet für die große Machtbildung, die Entstehung stabiler Reiche und die umfassende Zusammenfassung unter einem übergeordneten Zentrum, denn niemand, der sich einen vergleichbaren Anspruch leisten konnte, wollte wirklich je ganz zur Peripherie eines anderen werden, bis in späte Zeiten des Keltentums hinein. Liegt das vielleicht daran, dass das werdende La-Tène ebenso frei war von äußeren Pressionen wie das älteste Hellas und sich daher den Gewohnheitszwist ohne solide Machtbildung leisten konnte?

Es wäre möglich, dass die keltische Ethnogenese in mindestens zwei großen Schüben von Energie und prägender Schöpferkraft vor sich ging, die vielleicht mit der unentwirrbaren Namensdoppelung „Kelten – Gallier (Galater)“ zu verbinden sind (DOBESCH 2001a, 607 ff. 612 ff.). Das mochte den Polyzentrismus noch gemehrt (kaum erst begründet?) haben und geht vielleicht mit der unten näher zu besprechenden Wendung zur Expansion zusammen.

Der Kultur- und vielleicht Ideentransfer aus dem Süden zu den Kelten war also wichtig, als Samenkern, aber umfangmäßig gering. Er zersetzte das keltische System nicht, vielmehr wurde er von ihm zersetzt und in getrennte Anregungen ohne Zusammenhalt umgewertet, die ein ganz neues System ergaben. Eine gewisse partielle Eigengesetzlichkeit kann auch in einer der Arten von Peripherie am Werk sein. Bei den Kelten aber handelte es sich um volle kulturelle und entwicklungsgeschichtliche Autonomie, also um eine Zentralstellung ersten Ranges. Und dies in einem Gegenüber zum Süden, bei dem beide Teile eine so große kulturelle

Aktivität entfalteten, dass man mit Recht sagen kann, dass sie nach völlig eigenen „Gesetzen“ handelten. Eine passive Autonomie der Kultur bewahrten sich die Germanen im 1. und 2. Jh. n. Chr.

9.3 La-Tène-Kunst

Für uns am unmittelbarsten fassbar ist diese völlige Autonomie in der keltischen Kunst, die ideell von der des griechisch erleuchteten Mediterraneums gar nicht weiter getrennt hätte sein können. Hier fassen wir wieder eine Seite jenes Widerspruchs lebendiger Prinzipien, die bis in unsere Zeit Europa so reich und vielfältig machen: auch spannungsreich, aber auch harmonisch.

Diese Kunst, obwohl sie in ihren Bildaussagen für uns schweigen muss, lässt uns im Verein mit späteren Zeugnissen ein völlig eigenes, fesselndes Menschenbild errahnen. In Letzterem liegt die innere Kraft (und zuletzt Schwäche) von La-Tène beschlossen. Es war dieses Menschenbild, das im Grunde allen äußeren Einflüssen, solange es möglich war, widerstand – und dann erlag. Wenn der später bezeugte, unerhörte Sagen- und Märchenreichtum Irlands und des westlichen Schottland und keineswegs geringer in Wales nicht erst eine spätere Schöpfung ist, darf man mit einer gehaltvollen und vielseitigen Religion, Mythologie und Heldensage rechnen, die eine bunte Fülle des Lebens umfasste und sich ebenso durch Extreme wie durch blühenden Einfallsreichtum auszeichnete. In der Tat kann nicht alles sekundär sein: Der Gundestrupkessel gibt Bilder, die ohne viele Sagen und Erzählungen kaum vorgestellt werden können.

Bleiben wir noch bei der Kunst¹⁰⁸ als einem Symptom und ebenso sehr als Träger der Ethnogenese. Für die Gesamtheit dieser Kunst, die als ein Gegenpol zu der der Griechen aufzufassen ist, habe ich versuchsweise den Begriff „Gegenwelt“ verwendet (DOBESCH 1995, 18 f.)¹⁰⁹. Der Weg der griechischen Kunst, schon weit vor der keltischen begonnen, ist umso charakteristischer für den griechischen Formwillen, als er von einer diesem Weg gerade entgegengesetzten Startposition ausging, in der nichts des Kommenden auch nur angelegt zu sein schien. Vor der archaischen

¹⁰⁸ Aus der Fülle vorzüglicher Darstellungen nenne ich hier zuerst das umfassende, grundlegende Werk von P.-M. DUVAL (1978); eine unschätzbare Zusammenfassung bildlicher Zeugnisse gibt H. BIRKHAN (1999a). Dazu die in Anm. 100 zitierte Literatur und VARAGNAC/FABRE 1964; JOFFROY 1964, 125 ff.; DUVAL/HAWKES 1976; MEGAW/MEGAW 1990; RAFTERY 1990; GREEN 1995, darin bes. 345 ff.: *The Art of the Celts* (Beiträge von R. Megaw/V. Megaw, M. Jope, S. Champion) sowie GREEN 1996.

¹⁰⁹ In letzter Zeit ist ein ausgezeichnete Sammelband dieses Titels erschienen, der von T. HÖLSCHER (2000) herausgegeben worden ist. In diesem Buch ist eine reiche Fülle historischer und kultureller Exempel vereint, die freilich nur zum Teil auf die Kelten oder generell die „Barbaren“ (wohl aber auf die Germanen) eingehen, was auch vom Umfang her kaum möglich gewesen wäre. Zu nennen sind darin die Beiträge von A. DIHLE (183 ff.), A. SCHNAPP (205 ff.), R. BRILLIANT (391 ff.) geht vor allem auf die römische Sicht ein, ebenso P. ZANKER (409 ff.).

Zeit war die Kleinplastik deutlich auf stereometrische, asketische Formen reduziert. Die Vasenbemalung folgte nur geometrischen Grundformen, war eher intensiv als in Inhalten phantasiereich und verhielt sich ablehnend sowohl gegen organische, „natürliche“ Gestalten (Tiere, Pflanzen) wie auch gegenüber figürlichen Szenen, und wo solche doch aufgenommen wurden, war die Herrschaft einer fast reinen abstrahierenden Stereometrie nur noch deutlicher. Weder das Organische noch das Prinzip des Plastischen erfreuten sich des Interesses dieser Kunst. Von hier aus geschah eine völlige Umwandlung der Prinzipien in äußerst mühevollen, wohlbedachten Schritten, arbeits- und gedankenreich und in immer neuen Versuchen und klarerem Hervortreten umstürzender neuer Ideen, bis die griechische Kunst der Bildhauerei und der Malerei das genaue Gegenteil des Alten erreicht hatte, so dass sie bis heute eine der äußersten Apothosen des Plastischen, des Organischen und des Erzählenden in der Weltkunst blieb. Entscheidende Werke entstanden schon in der Archaik, ja in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. war der Sieg schon gewonnen (erinnern wir uns etwa der höchsten Meisterschaft des Vasenmalers Exekias). Mit der Wende vom 6. zum 5. Jh. erfolgte eine nochmalige Steigerung in der Entfaltung der Klassik.

Wir haben schon von den Handelskontakten Mitteleuropas zum griechischen Massalia wie zu den Etruskern gesprochen, welche Letztere den Entwicklungen plastischer, organischer Formen bei den Griechen folgten. Dass man griechische Werke wie den schon genannten Krater von Vix mit seinen figürlichen Reliefs zu schätzen wusste, ist nicht zu verkennen. Es mögen noch sehr viel mehr Prunkstücke und Prestigeobjekte in diesen Raum gelangt sein. Bekannt ist ja, dass man auch figürlich bemalte attische Keramik als vornehmeres Stück zu werten wusste. Neben den Handel, der zusätzlich Wein und sogar Feigen nach Mitteleuropa brachte, und neben solche Keimelia (ob nun gekauft oder geschenkt) trat die punktuelle, aber enge Berührung mit dem Süden durch Söldner, die wohl – wie später Germanen – zum Teil in ihre gentile Welt zurückkehrten, reich an Erfahrungen, Erzählungen, Sold und kostbarer Beute. In der doch ruhigeren, gemessen verlaufenden Hallstattzeit, die erst ganz gegen ihr Ende mit einigen erregenden Neuerungen auf das Kommen vorauswies, hatte solches viel weniger zu bedeuten. Das entstehende La-Tène nahm mehr aus dem Süden auf – aber in welcher Weise!

Technisch wären die La-Tène-Schmiede, die dann so kunstvolle, schwierige Werke schufen, zu einer annehm-

baren Nachahmung dieser – wir betonen es nochmals: sehr geschätzten – Kunstwerke durchaus in der Lage gewesen¹¹⁰, wären vielleicht auch hierin fortgeschritten. Aber nichts dergleichen geschah.

Es stellt sich die Frage, ob es ein Zufall ist, dass gerade gegen das Ende des 6. Jhs. v. Chr. und gleich danach, als das griechische Vorbild ins Unerhörte stieg, in Mitteleuropa der entscheidende Aufbruch zu La-Tène erfolgte, und zwar dem hellenischen Weg direkt zuwiderlaufend in das entgegengesetzte Extrem hinein; aber, was ebenso beachtet werden muss, in dem Gefühl für Plastizität eben doch über Hallstatt weit hinausgehend – auf südliche Anregung? In der neuen keltischen Kunst wurden organische Formen – ohne zu verschwinden – so weit aufgelöst und in anderen Zusammenhang transponiert wie nur irgend möglich. Es entstand eine funkelnde Zwitterwelt von teils geometrisch scheinenden, aber doch zugleich organisch bewegten Formen (ein Hauch von Anregung aus dem Süden?) und Symbolen, bei denen oft nicht zu entscheiden ist, wo z. B. die phantastisch geänderte Gestalt eines menschlichen Kopfes endet und das „Ornament“ (ein zu geringes Wort!) beginnt; und man sollte es auch nicht wissen, da keines der beiden jemals im anderen ganz aufgehoben ist. Dass die zugleich organische wie ornamentale, fast abstrahierte Palmette griechischer Vasenkunst, so anders sie ist, auf die Entstehung von La-Tène-Formen eingewirkt hat, ist bekannt. Gelegentlich gab es rein geometrische – aber immer phantasievoll lebendige – Schmuckelemente, die mit Kreisen und Zirkelwendungen geistreich spielten; beliebter war die Spirale, die zugleich ruhte, sich einrollte und entrollte, ein Element steten Wechsels und steter Vieldeutigkeit. Während die griechische Kunst seit der Spätarchaik die Sagenmonster immer mehr vernatürlichte und bändigte, lebte die keltische Phantasie in solchen Ungeheuern doppelt auf. Vieles, fast alles, blieb bewusst mehrdeutig, so dass die enorme, überreiche Einbildungskraft der Kelten – ganz dem Hallstattischen und seiner würdigen Klarheit entgegengesetzt – sich unbeschränkt ausleben konnte. Alles schien ein Spiel zu sein und war doch sehr viel mehr; es ist dabei sehr wohl auch an einen religiösen und mythologischen Hintergrund zu denken, an ein **geistiges** Menschenbild.

In dieser Kunst ist eine Art von Widerspiel, ein spannungsreicher Dialog von Formideen am Werk, in dem die Harmonie immer wieder neu errungen wird. Immer wieder sieht man in La-Tène-Arbeiten ein ganz eigenständiges, unverkennbares Formwollen, und dieses Wollen umfasste

¹¹⁰ Eines der Löwenköpfchen aus dem Grab von Hochdorf ist eine nicht so tüble Kopie durch einen einheimischen Werkmeister.

auch das Verlangen nach Bändigung und Entschiedenheit der Formen. Die ausufernde Phantasie verband sich meist mit strengster Formzucht, mit der Notwendigkeit der klar umschriebenen Gestalt, hinter der ein disziplinierter Wille stand. Da gab es in der Regel keinen laxen Kompromiss; so unerhört die höchst bewegte, lebendige Phantasie dieser Kunst war, sie führte nie zu einer phantastischen Formlosigkeit, im Gegenteil, sie war unerbittlich geformt. Wirklich Ungeformtes findet sich selten, das „Spiel“ misslang fast nie, und das ist ein Zeichen, wie ernst es war.

Die hallstätische, auch in der Situlenkunst gegebene Neigung, den Figuren immer ein Maß an nicht ganz festgelegter Oberfläche und an Umriss zu belassen, was durchaus kein künstlerischer Mangel ist, sondern ein Wille zur Unverbindlichkeit¹¹¹, ist meist verschwunden. Wie viel an dieser Änderung beruht auf dem Vorbild klarster und entschiedenster Formen, voll von Zucht, wie die griechische Kunst (und ihr etruskischer Ableger) es aufwies?

Etwas andere Wege, aber im selben Geist, ging die spätere Münzprägung der Kelten. Hier hatten sie, besonders durch heimkehrende Söldner, griechische Originale in all ihrer Frische und Herrlichkeit unmittelbar und zahlreich vor Augen und in Händen, und zwar – ganz anders als „Erlesenes“ wie der Krater von Vix – allen zugänglich. Auch hier gilt, dass keltisches Kunsthandwerk durchaus instande gewesen wäre, gute Nachahmungen zu schaffen. Zum Teil geschah das, aber es kam ganz anders: Alles verwandelte sich keltischen Künstlern unter den Händen. Die organischen, klassisch-harmonischen griechischen Formen wurden schrittweise ins Phantastische aufgelöst, „zerlöst“, einmal mehr, einmal weniger, fast individuell. Sie nahmen oft eine wilde, wirbelnde Bewegtheit an oder wurden zu einem Gewirr von kurzen Strichen und Schlingen; da konnte, wer wollte, noch einen menschlichen Kopf in dem scheinbaren Durcheinander geheimnisvoll erkennen, wer aber nicht wollte, eben nicht. Das Ambivalente in der Verve bewegter Linien von anscheinender Kunstlosigkeit muss offensichtlich intendiert gewesen sein: Es tritt zu oft und zu deutlich auf. Verformte Köpfe wären bisweilen noch als ungenügendes Können aufzufassen, aber was in diesen Münzbildern geschah, brauchte an Mühe und Sorgfalt wesentlich mehr, als dies bloße Kopien getan hätten, es war viel „teurer“, kostete viel mehr Kraft.

Schon aus den Münzen spricht nicht ganz dasselbe Formgefühl wie etwa keltische Schmiedearbeiten es hatten; doch könnte dies noch einen Dialekt derselben Sprache bedeuten.

Aber weit darüber hinaus müssen wir anerkennen, dass die La-Tène-Kunst als Ganzes über ein eindrucksvolles Repertoire an **verschiedenen** Ausdrucksmitteln, „Stilen“, verfügte. Das Spärliche, was uns an Holzschnitzereien erhalten ist, besticht wieder durch seine Eigenart und abweichende Geformtheit. Dass man dreidimensionale Formen voll beherrschte, zeigt sich an manchen Kopfstücken der Torques oder an Mischtieren wie denen der Schnabelkanne vom Dürrenberg, hier noch gebannt in die abstrakt-organischen Formen der Kleinkunst. Die Kelten hatten ein künstlerisches Verständnis auch für die Plastik. Sie versuchten sich ebenso in größeren Vollplastiken, wobei sie mit sicherem Instinkt wieder andere Formen als z. B. in den Goldschmiedearbeiten wählten, da das Prinzip der bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Kleinformen sich kaum ins Große übertragen ließ. Es gelangen Steinplastiken einer demgemäß nicht so scharfen Gestaltung, aber von packender, fast erschreckender Expressivität. Ohne uns hier auf Datierungsfragen einzulassen (vor oder nach Caesar?), es gehen die wenigen uns erhaltenen, ein wenig größeren vollplastischen Götterbilder¹¹² ganz eigene Wege anderer, ausdrucksvoller Eigenart, zum Teil sogar einer – immer keltisch bleibenden – Organik. Auch hierin zeigt die Ähnlichkeit der anregenden Grundidee und die völlige Eigenart gegenüber der südlichen Art der Vollplastik oder des Reliefs drastisch den Unterschied zwischen beiden Kulturbereichen. Und wieder anders verbinden die großformatigen Reliefs des Gundestrupkessels eine expressive Bewegtheit mit freierer Umrissgestaltung figürlicher Darstellung und Erzählungen. Die keltische Kunst war sehr reichhaltig und immer selbständig, sie war fast wie eine Sprachfamilie von Stilen mit vielen Einzelsprachen und Dialekten.

Wir müssen La-Tène einen Pluralismus von Stilen zuerkennen, der jeweils an spezielle Aufgaben angepasst war und doch ein einziges großes Ganzes – wie die Instrumente **eines** Orchesters – bildete.

Selbstverständlich ist auch die lokale Eigenart der Länder eines so großen geographischen Raumes zu berücksichtigen. Man erinnert sich ferner daran, dass auch im späteren irischen Kulturbereich das zu Recht weltberühmte Book of Kells (mit seinen expressiven, ganz flächigen, straff geformten Figurenseiten neben dem zuchtvollen Überfluss an „abstrakten“ Ornamenten), die Reliefs der Hochkreuze (und Verwandtes) und die herrlichen Schmuckbrochen nicht auf ein und dieselbe Ebene zu projizieren sind.

Doch kehren wir in die Antike zurück. All diese Werke zeigen unverkennbar ein ganz eigenes Kunstwollen, ja ein

¹¹¹ Unüberbietbar reich das Bildmaterial und die Deutungen im Text bei V. KRUTA (1993).

¹¹² Für alle genannten Genera und Ausdrucksformen ist die beste Sammlung vorzüglicher Reproduktionen DUVAL 1978.

eigenes Schönheitsideal. Gegenüber den Griechen handelte es sich nicht nur um eine völlig neue, äußerst seltsame Art von Schönheit, sondern auch um eine ganz andere Zielrichtung der Ausdrucksmittel und des Ausdrucks sowie der Aneinanderfügung von Gedanken und Formen: eine völlig andere Art des Ausgedrückten, des seelischen Inhalts.

Diese oft erschreckende Eigenart, der völlig eigene Wille, setzte sich scharf ab von der Hallstattkultur und ging auch nicht die Wege der Situlenkunst.

In allem aber blieb es eine völlig ungriechische, ja anti-griechische Kunst, eine Gegenkunst gegenüber dem Mittelmeerraum schlechthin. Doch darf das Wort „Gegenkunst“ nicht an negative Abhängigkeit erinnern: Die Phantasie der Kelten sprudelte ganz aus ihren eigenen Quellen. Dass dieser scharfe Bruch des Empfindens just zu der Zeit erfolgte, als griechische Vorbilder ihre erdrückende Strahlungskraft gerade zum Höhepunkt des letzten Extrems der anderen Formkultur entfalteten, haben wir schon erwähnt. Die Frage nach der „Bewusstheit“ des Vorgangs bei den Kelten wird sich nie beantworten lassen. Aber dass die elementare, unversöhnliche Gegenpoligkeit zwischen beiden Kulturen ein Zufall ist, ist wenig wahrscheinlich.

Es ist dies eines der auffälligsten Beispiele einer fruchtbaren kulturellen „Verweigerung“ in der antiken Geschichte. Die aufs herrlichste erblühte, unerhörte griechische Kunst, bei den keltennahen Etruskern voll wirksam, wurde – bei unleugbarer Verwertung von Anregungen – von der La-Tène-Kunst auch später stets abgelehnt, ja fortgestoßen, ihre Organik und Harmonie humaner Formen blieb den Kelten zutiefst fremd.

Fast möchte man sagen, dass, anders als in der Hallstattkunst und bei deren Vergehen, die werdenden Kelten gegen eine übermächtige Strahlungskraft ihre eigene kulturelle Autonomie durch Gegenleistung bewahrten, neu schufen, fast wiedergewannen. Liegt hier schon ein rein geistiger Vorgänger der späteren politischen Wendung gegen den Süden vor? Sie wurden und waren in viel höherer Intensität als die Hallstattkultur ein völlig eigenes und höchst aktives Zentrum, und das, so scheint es, auf **allen** Ebenen historischen Seins und Wirkens.

Dieser Weg war keineswegs selbstverständlich. So blieben etwa die Skythen ihrer skythischen Kultur stets treu, aber importierten in größtem Umfang griechische, organisch-

plastische Goldschmiedekunst von höchster Vollendung. Ihre eigenen Versuche in figürlicher Goldarbeit erreichten kaum ein höchstes Niveau. Die Kelten aber wollten solche griechischen Werke überwiegend gar nicht hereinholen, so dass sie ein unkeltisches Ganzes hätten bilden können.

Selbst die exzessive keltische Freude an buntem, protzen dem Schmuck scheint, soweit die bisherigen Funde ein Urteil gestatten, zu keinem sehr nennenswerten Import klassischen, spätklassischen und hellenistischen Gold- und Silberschmucks geführt zu haben, weder in Gallien noch in Mitteleuropa. Und doch war gerade hellenistischer Schmuck prahlerisch, formenreich und in griechischer Weise phantasiereich, in einem Ausmaß, das einem modernen Urteil nach an Vulgarität grenzte¹¹³.

Versetzen wir uns in die Welt der Griechen und ihrer griechisch beeinflussten Nachbarn, so versteht man, dass diese keltische Haltung in deren eigener subjektiver Wertung ein ganz negativer Primitivismus gewesen sein muss, ja eine Zerstörung der Formung schlechthin, eine Barbarisierung südlicher Form- und Ideenkultur.

Hier fassen wir wieder eine Wurzel und ein wesentliches Element des Barbarenbegriffes schlechthin: das ganz Andere, das Unverständliche, mit Recht Unbegreifbare, das Chaos und die Formvernichtung an der Stelle einer humanen Ordnung. Das galt natürlich gegenüber allen urgeschichtlichen Kulturen Europas, aber die Kelten waren erst geistig und dann politisch viel aggressiver.

So gilt bei La-Tène in besonderer Weise, was auch bei anderen „barbarischen“ Werken galt: Die Griechen und Römer nahmen die Kunst der Kelten, die wir so hoch schätzen und genießen, als solche gar nicht wahr. Es war schon der Höhepunkt an Beachtung, wenn man eigens vom Fehlen der Kunst sprach. Lucan (3, 412 f.) sagte von gallischen Götterbildern, zumindest von besonders scheußlichen: „*arte carent*“¹¹⁴, das heißt, sie lassen kaum Spuren menschlicher Bearbeitung erkennen. Vielleicht hat er nur völlig formlose Bilder wie Holzstrünke gemeint; denn dass andere gallische Werke wenigstens irgendeine Form hatten, war ja nicht zu übersehen. Aber um die Ignorierung eben dieser Form (die eine Fertigkeit, „*ars*“, ist, nicht Kunst in unserem Sinne) geht es ja. Unter all den unerhörten lucanischen Verbrechen Caesars hören wir nichts von einer Zerstörung von Kunstwerken in Gallien.

¹¹³ GREEN 1990, 102: „Always hovering on the very edge of ostentatious vulgarity, yet never quite succumbing, Hellenistic jewelry“.

¹¹⁴ Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Andreas Hofeneder (Wien). Lukian, Herakles 1–4 spricht von einem Gemälde mit einer Darstellung des Herakles, das er in Gallien gesehen habe. Wenn er

nicht die gesamte Passage um seiner Argumentation willen (die rhetorische Macht auch noch des alternden Redners) fingiert hat, so ist höchstens an provinzialrömische Kunst zu denken. Wichtig zu allen Fragen keltischer Bilddarstellung jetzt SCHNAPP 2000, 205 ff.

Aber auch die anderen antiken Autoren schweigen. Selbstverständlich bleibt unser Urteil vor allem auf die (oft sehr reichlichen) Materialien beschränkt, die uns von Poseidonios bekannt sind, und ebenso auf die anderen uns noch vorliegenden Autoren.

Poseidonios nennt Tierfiguren als Schmuck keltischer Schilde und ähnlich bei Helmen (Diod. 5, 30, 2.). Er sah sie als Objekte, aber er sah auch nicht mehr als das. Es bleibt eine Tatsache, dass er in seiner fein einführenden Schilderung der keltischen Psychologie und Kultur nirgends auch nur ein Wort übrig hatte für eine Kunst, in der wir eine hohe Raffinesse und ein Zeugnis einer großen Seele erblicken. Er war, wie seine Schilderungen zeigen, Gast hoher Adelliger im noch freien Gallien, er nennt ihre Schädelkrophäen, aber der Torques und Becher, sicher oft aus Gold, die er bei Gastereien sehen musste, gedenkt er nicht in dieser Weise. Dabei hätte diese Kunst mit ihren kühnen, extravaganten Formen und ihrer reichen Phantastik für eine Schilderung der keltischen Psyche, wie er sie mit solcher Hingabe schrieb, bedeutsam werden können. Er sah offenbar nur die Barbarei dieser Werke, nicht ihre Eigenheit. Dabei können wir Heutige uns eine ethnographische Schilderung der Kelten ohne Eingehen auf ihre Kunst überhaupt nicht mehr vorstellen¹¹⁵.

Genauso schweigt Caesar in allen *commentarii* mit so vielen einzelnen Nachrichten eisen über die gallische Kunst. Dabei hätte er gerade hierin Poseidonios vorzüglich übertreffen können. Beim ethnologischen Vergleich, der die Gallier klar von den Germanen unterscheiden soll, kommt ihm nicht die Idee, Schmuckformen und Kunstunterschiede, die es ja gab, heranzuziehen. Das wird dadurch noch unterstrichen, dass er keineswegs blind war für einen gewissen ästhetischen Reiz, der die Oberfläche des *murus Gallicus* auszeichnete¹¹⁶: Das Aussehen einer Wand, das durch Abwechslung von Balken und Stein in geraden Linien und klar angeordnet entstand, war dem Empfinden des Mediterranen unmittelbar zugänglich und hielt sich innerhalb seiner Kategorien. Übrigens hatte dieser Anblick nichts mit dem eigentlichen La-Tène-Stil zu tun und beweist nur die Vielfalt keltischer künstlerischer Ausdrucksformen. Caesar sah die Mauern und beschrieb sie; die für uns viel wichtigeren und anziehenderen Kunstleistungen waren für ihn ohne jedes Interes-

se. Die relative „Schönheit“ des Oppidums Avaricum legt er gallischen Sprechern in einer Extremsituation in den Mund (Caes. b. G. 7, 15, 4)¹¹⁷.

Diodor, der nicht in allen Nachrichten über die Geschichte der Kelten von Poseidonios abhängt, hat über Kunst nichts zu sagen, zumindest entnahm er nicht solches seinen Quellen.

Pompeius Trogus rühmt die gallische Kultur, die freilich ganz von Südgallien und dessen Griechen ausging (s. u.); er schwärmt von den Kelten Oberitaliens als großen Städtegründern, aber – zumindest im Auszug des Justin (20, 5, 8) – von Kunst und Kunsthandwerk fällt kein Wort.

Strabon schöpft sowohl aus Poseidonios wie aus eigener Erkundung. Eindrucksvoll schildert er in 4, 4, 5 p. 197 die Schmuckfreude der Gallier, ihre auffallend gefärbten Kleider, ihre goldenen Halsketten und Bänder um Handwurzel und Arm¹¹⁸. Diesen Tatbestand als Teil keltischer Psychologie nahm er ohne weiters wahr; weiter ging das Interesse nicht, Beobachtungen keltischer Phantasie bei eben diesen Torques usw. fanden nicht statt.

In ganz paralleler Weise scheint, nach dem totalen Schweigen der Quellen zu schließen, Poseidonios auch alles glatt ignoriert zu haben, was er an Sagen, Mythen und Helden Erzählungen doch so leicht hätte erfragen können. Auch Caesar (b. G. 6, 17, 1–2; dazu auch ebd. 6, 18, 1) schweigt darüber völlig, während er von den Göttern kurz spricht, und für die Inhalte druidischer Lehren nennt er wenigstens die Sachbereiche – ausschließlich naturphilosophischer Art (Caes. b. G. 6, 14, 5–6; vgl. immerhin noch ebd. 6, 18, 1). Historisch interessante Angaben der Gallier über die reale Vergangenheit (oder was er dafür hielt) greift er auf, wo er sie braucht (Caes. b. G. 6, 24, 1). Welche Möglichkeiten wären dem Kelten Pompeius Trogus offen gestanden, aber es erfolgte anscheinend nichts (dazu auch noch unten). Überhaupt scheint sich antike Erkundung, selbst als Gallien und Britannien bequem bereist werden konnten, um keltische Sagen fast überhaupt nicht gekümmert zu haben – so wie in diesem Sinne die Gallier selbst (s. o.).

Man sieht aus all dem, dass die grundlegende, unüberwindliche Gegensätzlichkeit der Kulturen selbst dem genialen Poseidonios, der an warmherziger Aufgeschlossenheit alle vor ihm übertraf, unübersteigbare, mediterrane Schran-

¹¹⁵ Welche Möglichkeiten wären in der Schilderung der üppigen Pracht des Luernios/Bituitos (Poseid. FGRIH 87 F 18; vgl. Strab. 4, 2, 3 p. 191) oder der des keltischen, hochadeligen Gesandten (App. Celt. 12, 2–3) gelegen gewesen.

¹¹⁶ Caes. b. G. 7, 23, 5 *hoc cum in speciem varietatemque opus deforme non est alternis trabibus ac saxis, quae rectis lineis suos ordines ser-*

vant Die Litotes „*deforme non est*“ dient als verstärkende Heraushebung.

¹¹⁷ Siehe auch oben 23 f. Für Cicero (prov. 29, siehe oben 24) waren aber alle hässlich.

¹¹⁸ Vielleicht aus Poseidonios, weil er diesen Schmuck als Zeichen keltischer **Mentalität** anführt.

ken setzte. Die Kunst ist also nicht das Einzige, was Griechen und Römer nicht beachteten.

Dass es auch anders sein konnte, lehrt Ägypten. Schon Herodot schildert die Ägypter als großes Kulturvolk, und die Rückführung uralter Weisheit auf dieses Land war gang und gäbe. Aber kein Geringerer als Platon begeisterte sich philosophisch (und in rein philosophischer Ästhetik) gezielt an ägyptischer **Kunst**. Die war ungriechisch genug, aber sie war eben organisch in ihren Bildern von Menschen und Tieren. In den Nomoi 2, 1, 3 (656e–657a) lobt er die Harmonie schöner Körperhaltungen und Melodien, und dass auch in der bildenden Kunst erstere streng verpflichtend seien, ohne Abweichungen; daher seien die vor buchstäblich 10.000 Jahren gefertigten Kunstwerke der Ägypter weder schöner noch hässlicher als die heutigen.

Diese griechisch-römische Blindheit ist umso auffälliger, weil anknüpfend an Ägypter und Chaldäer, an persische Magier und indische Gymnosophisten, die Griechen auch noch in römischer Zeit durchaus bereit waren, den Druiden große philosophische Weisheit zuzugestehen (auf Grundlage der Tatsachen, die Caesar berichtete). Denn solches war mit den Kategorien griechischen Kulturbewusstseins vereinbar. Die bildende Kunst der Kelten war ein „Ding an sich“, das in diese Kategorie gar nicht hineinging.

Ein klein wenig parallel, in unserem eigenen Kulturkreis, ist die Tatsache, dass Epochenamen wie „Gotik“, „Barock“, „Rokoko“ und „Biedermeier“ sich von Schimpfnamen herleiten: „barbarisch“, „unförmig entstellt“ usw. Natürlich war man in unmittelbarer Verwandtschaft nur selten gänzlich blind, aber die gleichwertige Schönheit, die für uns aus den Werken spricht, war verborgen. Im 18. Jh. wurde ein Teil der Glasfenster der Kathedrale von Chartres beseitigt, um das Innere durch weiße Fenster aufzuhellen, das romanische Wunderwerk der Kirche von Cluny wurde unter Napoleon fast gänzlich demoliert, um Pferdestallungen zu bauen, der Dom von Palermo erlebte eine verwüstende klassizistische Neuformung vor allem des Inneren. Goethe und seine Zeit entdeckten das Münster von Straßburg neu, so wie Adalbert Stifter den Altar von Kefermarkt. Aber Stifter neigte dazu, das Barock zu verabscheuen.

9.4 Einige weitere Besonderheiten der La-Tène-Kultur

Kehren wir zum Anfang der politischen Geschichte der Kelten zurück.

Wir sahen, wie Hallstatt und das Mediterraneum einander zum weitaus größten Teil ignorierten. So wie Hallstatt war auch der ursprüngliche Bereich des La-Tène als geographische Peripherie des Mittelmeeres aus mediterraner Sicht zu bezeichnen.

Wir sahen ebenfalls, dass das neue La-Tène ein unvergleichlich aktiveres Zentrum war als sein Vorgänger, aber solange dieses neue Zentrum für sich blieb, änderte sich am alten politischen Zustand nichts. La-Tène war zwar eine Art Gegenkultur, aber nur wenn man es dezidiert mit dem hellenisch-etruskischen Bereich vergleicht. Beide Kulturen lebten sehr wohl ganz aus sich heraus, und, einmal entstanden, bedurfte La-Tène keines Gegenübers, um es selbst zu sein. Es waren Gegenpole ohne Gegnerschaft.

Zu den „Verweigerungen“, die La-Tène erst viel später, und auch dann nur teilweise ablegte, gehören das Städtewesen und die Schrift (s. o.). Die Kelten scheinen die Idee der „Stadt“ im Sinne einer befestigten Großsiedlung zunächst weit nachdrücklicher abgelehnt zu haben, als es die Hallstattzeit tat. Wahrscheinlich schien ihnen ein solcher Tatbestand mit den stets **ganz personalen** keltischen Stammes-, ja Lebensstrukturen in ihrer jederzeitigen, unmittelbaren Konkretheit unvereinbar zu sein. Dass man das Prinzip „Stadt“ sowohl in Massalia wie bei den Etruskern, bis hinein in die Poebene, vor Augen hatte, spielte keine Rolle. Was sich nicht akkommodieren ließ, wurde „verweigert“. Die Kelten von La-Tène fanden erst viel später wieder zu einem Städtewesen, aber einem eigener Prägung. Völlig abgelehnt wurde auch die Schrift, deren Prinzip ihnen von Massalia und Italien bestens bekannt gewesen sein musste. Erst sehr lang danach, in Gallien, akzeptierte man es, aber nur für Niedriges, Alltägliches (Caes. b. G. 1, 29, 1; 6, 14, 3). Es ist aufschlussreich, dass man damit sozusagen zur Erfindung der Schrift in Sumer zurückkehrte: Denn sie entstand dort zuerst nur, um das, was der Gedächtniskultur, des Auswendigkönnens und der wissenden Weitergabe nicht würdig war, für kürzere Zeit festzulegen, nämlich um die Buchhaltung zu erleichtern.

9.5 Ausbreitung der La-Tène-Kelten

Wie lange blieben die La-Tène-Kelten einigermaßen ruhig (natürlich nie ganz)? War die erste Aktivität bis tief ins 5. Jh. v. Chr. hinein noch vor allem nach innen, der Ausarbeitung der neuen Kultur zugewandt? Hat die Wendung zur Ausbreitung (wenn es sie als klare Wendung überhaupt gegeben hat) mit einem weiteren Schub der Ethnogenese zu tun? Vielleicht erlaubt einmal die Archäologie mehr konkrete Vermutungen, derzeit erlaubt sie keinerlei Aussagen.

Was hier neu entstanden war an innerer Kraft, an geistiger, kultureller Bedeutung und an Energie, war allem „barbarischen“ Europa rundum überlegen; seit Stonehenge und den Megalithen oder der Nordischen Bronzezeit hatte es hier ein solches Phänomen nicht mehr gegeben. Die Kelten mussten – natürlich ohne solche historischen Rückerinne-

rungen – sich ihrer Superiorität sehr wohl bewusst werden. Vor allem sind – nicht nur bei „urgeschichtlichen“ Kulturen – ein solches Dasein als neues Zentrum und der Optimismus des großen Aufbruchs ohne Gefühl der kriegerischen Überlegenheit kaum denkbar. Und da die Mentalität eine der wesentlichsten Ursachen für reale kriegerische Stärke ist (vgl. DOBESCH 2001c, 674 ff.), waren keltische Heere jahrhundertlang ihren Feinden tatsächlich überlegen. Die keltische Expansion betraf ja, zusammenfassend gesehen, zum allergrößten Teil die „barbarischen“ Länder Europas, nur ein verhältnismäßig kleiner Teil rückte ins Mittelmeergebiet ein. Andererseits konnte gerade angesichts der unvergleichlichen Qualität und Dynamik des neuen Seins die schnelle Ausbreitung von La-Tène auch als freiwillige Akkulturation vor sich gehen, namentlich bei ohnehin sprachverwandten Stämmen. Ob so oder so, die Hallstattkultur scheint dahingeschmolzen zu sein wie der Schnee im Frühling. Die Laténisierung zog immer weitere Kreise. Nur die Vorläufer der späteren Germanen taten nicht mit, trotz mannigfacher Anregungen (grundlegend BIRKHAN 1970) breitete sich die neue Kultur in deren Kerngebieten nicht aus. Das ist ein bemerkenswerter Fall von „Verweigerung“.

Für Herodot, etwa zwischen 450 und 430 v. Chr., waren die Kelten ein völlig nebensächliches Phänomen. Das erlaubt keine sicheren Aussagen für die Lage in Mitteleuropa, ist aber doch wohl ein Hinweis, vielleicht sogar eine Andeutung, dass die wesentliche Expansion auch in Mitteleuropa noch nicht begonnen hatte. Im 4. Jh. stellen beim Historiker Ephoros die Kelten bereits einen wichtigen Faktor in der Ethnographie Europas dar. In die Zwischenzeit darf man mit Vorsicht den großen Aufbruch zur Expansion setzen. Das neue Zentrum, weit „zentraler“ als die Hallstattkultur je gewesen war, wandte sich folgerichtig auch aggressiver gegen die Außenwelt. Das neue Selbstgefühl entlud sich in einer Kriegsbegeisterung, in einer Energie, Initiative und Aktivität, die für lange Zeit allen anderen überlegen waren.

Gut fassbar wird uns das dort, wo es unmittelbar den mediterranen Raum und damit das Gebiet schriftlicher Überlieferung erreichte. Gegen 400 v. Chr. brach die endgültige Keltenwelle über die Poebene herein, baldigst bis gegen Rom ziehend, zur Zeit Alexanders d. Gr. (336–323) waren die Kelten schon an der Adria bis hin zur unteren Donau

spürbar, nach dem Zeugnis des Historikers Theopomp vielleicht bis ins mittlere Dalmatien¹¹⁹. Um 280 v. Chr. brach ein furchtbarer Sturm über Makedonien, Griechenland und Thrakien herein, der sich bis ins zentrale Kleinasien fortsetzte. Man gewinnt den Eindruck, als wäre die nach außen gewandte Kraft des Keltentums bis ins 3. Jh. hinein immer noch gewachsen. Weder Hallstatt noch der Situlenberg hatten dergleichen auch nur erträumt, eine solche Kraft und Verwegenheit hatte es, von Europa kommend, für den Mittelmeerbereich seit dem Seevölkersturm (mit seinen Auswirkungen mindestens bis Sizilien und Sardinien) des 12. Jhs. v. Chr. nicht mehr gegeben¹²⁰. Die Kimmerier der archaischen Zeit waren aus der Welt der Steppennomaden gekommen.

Im zentralen und westlichen Europa können – ähnlich wie später bei den Germanen – durchaus auch andere keltische Stämme von Wanderern überlagert, durchstoßen, überrollt oder vertrieben worden sein. Geschah das etwa im österreichischen Alpenvorland? Durch den jähen Aufstieg von La-Tène konnten umliegende „keltoide“, „protokeltische“ Bereiche in Kultur oder Krieg zunächst peripherisiert worden sein.

Südfrankreich wurde, offenbar durch Zuwanderer, weitgehend in ein Keltenland verwandelt, Westfrankreich nördlich der Garonne bis an den Ozean wurde keltisiert – oder sollte man (auch) „laténisiert“ sagen? –, schließlich auch die britischen Inseln. In Mitteleuropa umfasste die keltische Welt nicht nur Böhmen und (seit wann?) die Ostalpen, sondern mehr oder weniger geschlossen die pannonische Tiefebene bis über die Donau hinaus und bis Belgrad, dazu Gebiete an der nördlichen Adria.

Da natürlich nie „die Kelten“ wanderten, sondern konkrete Gruppen, Stämme, Gaue, Gefolgschaftsverbände usw., die seit dem Augenblick ihres Aufbruchs eine eigene Wehrfähigenversammlung und konkrete Anführung hatten (also eine Art Staatlichkeit), verpflanzten sie, wenn sie sich irgendwo länger aufhielten oder gar ansiedelten, in den neuen Raum ein keltisches „Zentrum“. Vielleicht liegen die tiefen Wurzeln in einer Stammesstruktur, die labil genug war, um meist eine Trennung von den Wegziehenden erfahren zu können (nur „können“). Es war ein Vorgang genau dieser Art, als sich 186 v. Chr. rund 12.000 keltische Wehrfähige,

¹¹⁹ Theopomp (FGrH 115 F 40) erzählt von einem Überfall von Kelten gegen die Ardiaioi. Jacoby reiht das Fragment in die Zeit zwischen 359/58 und 357 v. Chr. ein. Strabon (7, 5, 5 p. 315) bezeugt die Ardiaioi am Naron (heute Narenta/Neretwa in Herzegowina), nahe der Insel Pharos (heute Hvar, ein Stück südlich von Split/Spalato). Freilich wohnten dort vor ihnen die Nestoi und Manioi (TOMASCHKE 1895, 615). Wann die Ardiaioi dieses Gebiet besetzten, ist

schwer zu sagen. W. TOMASCHKE (ebd.) setzt den von Theopomp bezeugten Überfall in die Zeit um 380 v. Chr.

¹²⁰ Den eigentlichen Orient erreichten die Kelten freilich nicht. Sie brachen oder stauten sich schon zuvor an den Römern und den makedonischen Diadochenreichen. Auch war die Zahl der in den Südosten Wandernden keinesfalls groß genug für übertriebene Unternehmungen.

sicher wenigstens zum Großteil mit ihren Familien (wie die Galater Kleinasien) von ihrem Ursprungstamm in den Ostalpen trennten und ad hoc eine neue, selbständige Einheit im Gebiet des späteren Aquileia schufen, wo sie sich auch ein Oppidum bauten (Liv. 39, 22, 67; 39, 45, 5–7; 39, 54, 1–55, 4; vgl. DOBESCH 1980, 14 ff.).

Dasselbe geschah beispielsweise bei fast jeder neuen Stadt, die in den drei großen griechischen Kolonisationen gegründet wurde, zum Teil auch bei phoinikischen Städtegründungen oder solchen der Etrusker. In der Kolonialzeit Europas war es lange anders, und die USA lösten sich nur durch einen revolutionären Akt von der britischen Krone.

Auch die Gebiete des Mediterraneums, die keltisch besetzt wurden, wurden allsogleich eigene, freie Zentren; Oberitalien scheint nie von der riesigen Keltiké jenseits der Alpen abgehangen zu sein (Verbindungen bestanden natürlich) und war seinerseits ein Raum von getrennt handelnden Keltentstämmen. Die Scharen in Griechenland und Makedonien agierten ganz auf eigene Faust, ebenso erhoben die Galater Zentralanatolien sofort zu ihrem eigenen, alleinigen Zentrum. Aus Britannien und Irland wurden nie Filialen der Kelten des Festlands¹²¹, ja sie entwickelten durchaus endozentrische Kulturaktivitäten. Die Gallier der Zeit Caesars hatten anscheinend vergessen, dass der größte Teil Galliens erst sekundär zu Keltienland geworden war. Sie fühlten sich ganz als alt und eigenständig und versuchten sogar, sich gegenüber den ostrheinischen Kelten als das Primäre darzustellen (Caes. b. G. 6, 24, 1). All dies liegt im Wesen des Keltentums, sich seit seinem schöpferischen Aufbruch als eine Art „diffusen“, überall anwesenden Zentrums zu erleben, aber nicht im Sinne einer Verbundenheit, sondern völlig polyzentrisch.

Die Abstammung der Gallier von der Unterweltsgottheit, der Erdtiefe, konnte in diese Richtung wirken. Zunächst ist zu beachten, dass Caesar sie ausdrücklich als Lehre der **Druiden** bezeichnet¹²², die zwar offenbar in ganz Gallien galt, von der die Gallier aber sagten und wussten, dass sie speziell druidischer Herkunft war; also doch wohl nicht eine Überlieferung, die vor der Gründung des Ordens bestanden haben muss, und ferner eine Lehre, die keineswegs automatisch in alle Keltengebiete außerhalb Galliens projiziert werden muss. Ferner kann eine solche Abstammung überall gelten,

da die Erdtiefe und ihre Mächte überall sind. Natürlich nährten die Druiden Britanniens eine solche Überzeugung für ihre eigenen Stämme. Aber daraus folgte offenkundig nicht, dass die Festlandskelten der britannischen Tiefe entstammten, und es muss zugegeben werden, dass die Auffassung von der „Chthonie“ jederzeit zu einer von „Autochthonie“ werden konnte. Keltischem Wesen der Aufspaltung, wie wir es gerade geschildert haben, kam das entgegen.

Mit der Besetzung von Teilen der mediterranen Welt und den von Galatien und Oberitalien aus betriebenen systematischen Plünderungen schufen sich die Kelten selber aus überströmendem Kraftgefühl eine volle Bezogenheit zu der Mittelmeerwelt. Diese selber geschaffene Konfinität in einzelnen, aber sehr wichtigen Bereichen zwang sie zur machtmäßigen Auseinandersetzung mit den mediterranen Völkern, ja ihre Raubzüge suchten diese Konfrontation in herausfordernder Weise. Die Hallstattkultur hatte solches, wie gesagt, nie gewollt. Damit war der erste Schritt zur Verflechtung Binneneuropas mit den Kulturen und Reichen der Mittelmeerländer getan, zu einem Zusammenwachsen, das ein welthistorisches Faktum wurde. Die Initiative ging hier ausschließlich von den Kelten aus. Sie wollten die reiche Welt des Südens nicht mehr ignorieren. Der Bogen spannte sich von der Vertreibung der Etrusker Oberitaliens und dem Brand Roms über viele Geschehnisse und durch die Jahrhunderte hin bis zur römischen Eroberung Galliens (dann Britanniens) und der Länder bis zu Donau. Das war freilich Gedankengut Caesars, der selber völlig frei solche Entschlüsse gefasst hatte.

Die Rolle der Kelten für das Werden der römischen Macht darf übrigens nicht gering geschätzt werden. Zwar war Rom zuerst durch sie schwer getroffen. Aber wenige Generationen später war die ständige Gefahr verwüstender Einfälle vielleicht mit ein Motor der römischen Machtbildung, besonders aber ein Motiv der italischen, vor allem der mittellitalischen Bauernschaft, sich auch innerlich einem Rom anzuschließen, das die einzige Macht war, die solches wirksam bekämpfte. Dass die Samniten und Etrusker in ihrer Verzweiflung das Bündnis mit dem Teufel suchten (295 v. Chr.), war die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Aber etwa bei Telamon (225 v. Chr.) war es nur Rom, das Schutz gegen die bittersten Feinde organisieren konnte, der feste Macht-

¹²¹ Wenn nicht lange vor Caesar der festländische Suessone Diviciacus zugleich auch einen großen Teil Britanniens beherrschte (Caes. b. G. 2, 4, 7), so ist das natürlich kein Widerspruch dazu.

¹²² Caes. b. G. 6, 18, 1 *Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant idque ab druidibus proditum dicunt*. Gegen moderne Keltentphantasien ist ausdrücklich zu betonen, dass es sich dabei um einen männlichen Vater und nicht um eine „uralt“ Muttergottheit der Erde handelte.

Überhaupt fällt auf, dass Caesar bei seiner – freilich sehr knappen – Übersicht über die Götter der Kelten das weibliche Element keineswegs hervorhebt und auch nichts von einer göttlichen Mutter sagt. Nun brachte er diesem Aspekt der keltischen Religion – wie auch der germanischen! – ein geringes Interesse entgegen, so dass seine Berichte vorsichtig gelesen werden müssen. Immerhin aber geht aus ihnen hervor, dass ihm nichts Derartiges besonders auffiel.

block Mittelitaliens rechtfertigte glänzend das Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde. An diesem Machtblock ist ein paar Jahre danach Hannibal – in dessen Heer auch Gallier der Poebene mitzogen – gründlich gescheitert.

Mit diesem südlichen Vordringen der La-Tène-Kelten wurde aus der parallelen „Gegenkultur“ von ganz eigener historischer Autonomie eine Mehrzahl höchst aktiver „Feindzentren“, Antizentren gegenüber den „Hochkulturen“. Hatte man bisher getrennt gelebt, ohne den Wert des anderen zu erkennen, so wurde aus dem fremden Menschenbild jetzt ein Feindbild.

Es ist für den Historiker lehrreich, wie hier aus einer neuen Konfinität heraus zwei Kulturen, beide für sich Zentren, einander für eine missachtete, äußere Peripherie hielten: Die einen erblickten nur reines Barbarentum, die anderen sahen ihre als enorm empfundene, männliche Kriegerüberlegenheit über reichere, aber weniger tüchtige Völker.

Das Wagnis, nach der eigenen barbarischen Umwelt nun auch noch die mediterrane Zone, soweit sie nicht keltisch besetzt wurde, tunlichst zu peripherisieren, ging natürlich nicht auf bewusste Pläne zurück (für die es übrigens auch keine Koordination hätte geben können). Aber Menschengruppen, die zu so etwas aufbrachen und es durchführten, müssen sich angesichts solcher Gegner, deren Macht und fremde Kultur man einigermaßen kannte (auch als Söldner), ihrer Lage doch irgendwie bewusst gewesen sein, so wie später die Kimbern besonders bei ihrem Angriff auf Italien. In unserer Sicht post festum erscheinen solche Taten natürlich absurd und letztlich aussichtslos, aber die gewaltige Selbsteinschätzung gerade bei Völkern, die in einem grundsätzlichen menschlichen Aufbruch stehen, neigt zur Megalomanie. Und man wird zugeben müssen, dass die kriegerische Überlegenheit doch geraume Zeit vorhielt. Das neue Menschenbild La-Tènes stand als hochgemuter „heroischer“ Gegenentwurf gegen die „Hochkulturen“.

Beim Vergleich mit der germanischen Völkerwanderung fallen tiefgehende Unterschiede auf. Die Kelten erreichten mehr, indem sie Teile des Mediterraneums auf lange Dauer keltisierten; aber ihnen stand eben kein Riesenreich entgegen. Sie erreichten jedoch weniger als die Germanen, denn sie schufen keine großen Reiche auf Hochkulturboden, sondern blieben sogar auch völlig „urgeschichtlich“. Ein challenge echter Auseinandersetzung blieb ihnen erspart und wurde auch gar nicht gesucht. Oberitalien schied durch sie aus dem Hochkulturbereich aus, ein „Reich“ über das

restliche Italien wurde nie angestrebt, nie entstand eine Herrschaft am Balkan außer bei den „barbarischen“ Thra-kern, und die Galater dachten nie daran, außerhalb ihres Siedlungsgebietes zu herrschen. Das erklärt sich daraus, dass hinter den Kelten kein hunnischer Druck stand, so dass nie so viele und so große Völker nach Süden zogen. Aber einen zweiten, nicht geringeren Grund für diese Zurückhaltung darf man darin sehen, dass ihnen das vorzügliche politische Instrument des „Großstamms“, das sich die Germanen ab 200 n. Chr. schufen, mit seinem stärkeren Selbstgefühl fehlte, ein Organismus, der sich in der Völkerwanderung als erstaunlich flexibel und erfolgreich in neuen Situationen bewies, auch wenn es natürlich Grenzen seiner Fähigkeiten gab. Aber die germanischen Reiche der Spätantike blühten durchaus und wurden nur von außen her zerstört: Odoakers Königtum durch die Ostgoten, deren Herrschaft und die der Vandalen durch die Byzantiner, das Westgotenreich durch die Araber. Auch das späte Langobardenreich fiel erst durch die Franken. Solche Großstämme waren also auch einer großflächigen Reichsbildung – nicht im Sinne keltischer Stämmereiche einer Hegemonie – fähig und einer Fortführung erheblicher romanischer Traditionen in der Kultur.

9.6 Weitere Auseinandersetzungen mit dem Süden

9.6.1 Oberitalien und Galater

Wir haben von einem keltisch-urgeschichtlichen Menschenbild als gleichsam einem „Gegenentwurf“ zu den südlichen Hochkulturen gesprochen. Dies zeigt sich daran, dass die Kelten Oberitaliens die Annahme wesentlicher „Er-rungenschaften“ der einheimischen Bevölkerung, der Etrusker und des benachbarten Italien deutlich verweigerten. Wohl lehren die archäologischen Befunde, z. B. bei den Boiern, die partielle Aufnahme lokaler handwerklicher Traditionen, aber es wäre ja schwer vorstellbar, wie – in einem ganz unmenschlichen Purismus – solches hätte unterbleiben können. Die Kelten lebten vielmehr normal und einigermaßen pragmatisch, aber etwa die Schrift blieb an den Rand gedrückt, und gerade von südlichen Künstelementen gilt dasselbe. Man übernahm, wenn auch ohne Eifer, vieles, was der eigenen Existenz kommensurabel war, aber die in sich geschlossene, eigenwertige Kulturidentität wurde bewahrt. Das ist natürlich zu trennen von konkreten Kulturgegenständen, etwa Beutestücken, die für den gehobenen Gebrauch als nobel und als Zierde gelten konnten¹²³. Solches konnte

folge integriert (nach Tacitus ihrem Materialwert nach nicht höher geschätzt als Tongefäße), hatten aber für die germanische Kultur und ihr Menschenbild als Ganzes überhaupt keine Folgen, wirkten auch nicht als stilbildender Faktor einer großen eigenen Produktion.

¹²³ Germanische *principes* der Zeit des Tacitus bewahrten silberne Gefäße – bei ihnen Gesandtschafts- und Fürstengeschenke – als Zeichen der Ehre auf (Tac. Germ. 5, 3). Sie wurden wahrscheinlich in die einheimische Sitte der Gastmähler von Edlen und geehrtem Ge-

eventuell auch eingehandelt werden, wie es später bei den Galatern Kleasiens geschehen sein mag.

Diese verweigerte Akkulturation mit ihrem entschlossenen Fremdbleiben trug in der Antike sowohl den Galatern wie den Kelten der Poebene – beide als Räuber lange gefürchtet – einen schlechten Ruf barbarischer Niedrigkeit des Lebens ein.

Sein Extrem fand dies in der Schilderung, die Polybios (2, 17, 9–11) über die Gallier der Cisalpina gibt und die als Bild rohester, abnormer, verachtenswerter Primitivität kaum übertroffen werden konnte. Ich habe das schon an anderer Stelle als das Feindbild, das die durch Generationen hindurch bedrohten italisch-römischen Bauern von ihren Peinigern hatten, zu erklären versucht. Eine eigene Studie darüber soll getrennt erscheinen. Diese Horrorvision einer fast kyklopischen, totalen Unkultur (an der anderen Seite kultureller Möglichkeit erinnern wir an die „spätgeborenen Titanen“ des Kallimachos) erlaubt uns zugleich einen Einblick in Genese, Art und Tendenz eines typischen Barbarenbildes, wie Bedrohte und Geschädigte es subjektiv entwickeln konnten, blind für das Wesen der Gegenseite.

Das östliche Keltentum, weit entfernt von den Wurzeln seiner Kraft und ohne Menschennachschub, erhielt sich trotz seiner relativ geringen Zahl erstaunlich lange, wurde aber dann von den makedonischen Diadochenreichen gezähmt; mühevoll genug, namentlich wenn man deren zivilisatorische Überlegenheit bedenkt. Den letzten Stoß gaben ihm auch hier die Römer. Es ist ein oft wenig gewürdigtes Kapitel keltischer Lebenskraft und der von antiken Autoren betonten Gelehrigkeit, dass die Galater unter diesen Schlägen, ja in diesem völligen Bruch und Zusammenbruch nicht untergingen, sondern sich ein neues Dasein schufen und eine – wenn auch noch lange als Volkstum keltisch bleibende – Anpassung an die umliegende Kultur, eine echte Akkulturation leisteten, die ihnen schließlich die griechische Bezeichnung „Hellenogalater“ eintrug¹²⁴, eine beachtliche Anerkennung.

Wir beobachten hier jene seltsame Polarität keltischen Wesens, die wir unten wiederholt konstatieren müssen: ein festes Anklammern an das eigene Menschenbild und den eigenen Kulturtyp, ein erfolgreiches Verweigern, aber nach kriegerischer Unterwerfung eine erstaunliche Hingabe an die siegreiche Kultur; und doch meist darin ein Überleben.

Auch die Galater blieben dann ein eigenes, einigermaßen freies Element; so versuchten sie Wege eines pluralen Königums, das aber immer wieder das Streben nach einer alle Galater umfassenden Monarchie zeigte. Und als diese Initia-

tiven durch Rom endgültig vereitelt wurden, blieben sie als römische Provinz seit 25 v. Chr. loyale und wertvolle Untertanen Roms und sprachen vielleicht noch in der Spätantike keltisch.

Im Westen verlief die Entwicklung anders und doch parallel. Das westliche Keltentum zerschellte an Rom; und es wurde nicht in sinkender Zeit, sondern, was alle Achtung verdient, im Stadium höchster Kraft gebrochen. Als erste erlitten die Gallier der Poebene dieses Schicksal, trotz wiederholter Unterstützung aus dem riesigen Keltentum jenseits der Alpen, vor allem durch die Elite der erlesensten Blüten dortiger keltischer Kraft, der Gaesaten.

Ich habe an anderer Stelle (DOBESCH 2001d, 477) bereits geschildert, wie diese höchste Kraft der siegesgewohnten Gaesaten aus der Hand Roms 225 bei Telamon in Etrurien und 222 bei Clastidium in Oberitalien vernichtende Schläge hinnehmen musste, so dass mit seiner Pracht und seinem Sieg das Gaesatentum selbst unterging; wir hören nichts mehr von ihm, und als Hannibal vier Jahre nach Clastidium Südfrankreich und das Rhonetal durchzog, fand er kein Gaesatentum mehr vor. Es mag für ihn eine Enttäuschung gewesen sein, und in der Tat, wäre sein Heer durch solche Gaesatenmassen, wie sie 225 und 222 kämpften, verstärkt worden, hätte das seine Aussichten bedeutend verbessert. Ob irgendwo nördlich des Rhonetals irgendwelche Gaesaten sich noch lokal hielten, wissen wir natürlich nicht. Aber weder beim späten Kampf Roms gegen die Arverner noch bei Caesars Kriegen fällt auch nur der Name.

Zugleich mit Gaesaten und dann noch einmal endgültig in den Jahren nach dem 2. Punischen Krieg warf Rom das Keltentum Oberitaliens völlig und für alle Zeit nieder. Auch hier gab es keinerlei zu Hilfe gerufenes Gaesatentum und auch keinerlei sonstige Unterstützung von jenseits der Alpen mehr; dort war den Kelten die Lust auf antirömische Abenteuer vergangen. Rom machte jetzt die Poebene zu einer völligen, inneren Peripherie, von Rom direkt beherrscht. Zur raschen Romanisierung siehe 76; 87.

9.6.2 Das keltische Europa und Rom; Politik und Handel

Angesichts der Ruhe der Kelten jenseits der Alpen blieb auch Rom hier völlig ohne machtmäßiges Interesse, die dortigen Kelten konnten sich nach Belieben als Zentren fühlen, Rom errichtete hier keine Peripherie. Der Gastfreundschaftsvertrag mit den Haeduern ging bis ins 2. Jh. v. Chr. zurück (DOBESCH 2001e, 755 ff.), wie weit, das wissen wir nicht, aber gerade diese Vertragsform musste keineswegs

¹²⁴ Diod. 5, 32,5; lateinisch *Gallograecia*: Caes. b. c. 3, 4, 5; Liv. 37, 8, 4; Vell. 2, 39, 2, u. a. (*Gallograeci*).

eine Peripherie bedeuten, da sie keinerlei kriegerische Verwicklung und damit auch keine politische Verflechtung implizierte.

Massalias Handel hatte schon seit Jahrhunderten große Teile Galliens wirtschaftlich zu seinem Einzugsgebiet (Hinterland) gemacht, also in griechischen Augen sehr milde und rein wirtschaftlich peripherisiert. Ob oder wie lange die oberitalischen Kelten, besonders nach dem Untergang der dortigen etruskischen Städte, dem italischen Handel in das Gebiet jenseits und nördlich der Alpen Schwierigkeiten machten, ist hier nicht zu fragen, es bedürfte einer klaren Antwort von archäologischer Seite. Immerhin waren im Nordosten der Poebene die Veneter, in deren Nordwesten die Cenomanen traditionell romfreundlich. Auch war der Ertrag aus Durchzugszöllen von keinem zu verachten. Neben die Handelstätigkeit der jetzt zu Roms Machtgebiet gewordenen Etrusker war wohl steigend sonstiger italischer, besonders römischer Handel getreten. Mit der Unterwerfung der Cisalpina waren dem – nun von Angst um Zoll völlig befreiten – Unternehmungsgeist römisch-italischer Wirtschaftstreibender keine Grenzen mehr gesetzt.

Wenn Diodor (5, 26, 3) berichtet, dass die Gallier einen Sklaven gegen eine Amphore Wein eintauschten und die gierigen römischen Händler das gern nutzten, so geht das wohl auf vorrömische Zeiten zurück, als die Gallier noch ununterbrochen gegeneinander Krieg führten (Caes. b. G. 6, 15, 1) und daher immer neue Sklaven in beträchtlicher Zahl gewonnen wurden; konkret dürfte wohl Poseidonios hinter dieser Nachricht stehen (um 100 v. Chr. oder etwas später s. u.).

Die Intensität römisch-italischen Handels selbst ins weiter innen gelegene Mitteleuropa bezeugt uns Caesar. Er nennt den Weg über die Alpen¹²⁵, den die Kaufleute mit großer Gefahr und großen Zöllen (Abgaben, Mauten) zu nehmen gewohnt wären (Caes. b. G. 3, 1, 2 *iter per Alpes, quo magno cum periculo magnisque portoriis mercatores ire consueverant*). Man beachte sowohl das Gewohntsein wie dessen Datierung schon in die Zeit vor Caesar). Von Griechen konnte hier keine Rede sein. Die in ebd. 3, 1, 1 genannten Völker weisen auf den Großen St. Bernhard. Hier wird uns einmal ein

wirtschaftliches Motiv¹²⁶ für eine Eroberung genannt: Caesar (b. G. 3, 1, 2 „*patefieri*“) wollte diese bisher kostspielige Route „öffnen“. Freilich verfolgte er dieses Ziel – und dessen mögliche Motive – nicht weiter; zwar wurde durch seinen Beauftragten ein Sieg errungen, aber ein Vertrag kam nicht zustande und das Gelände hätte, wie man erfahren musste, einen aufwendigeren Krieg erfordert. So gab er, mit gewahrtem Prestige, diesen Plan offenbar auf und wiederholte das Unternehmen nicht (vgl. ebd. 3, 6, 3–5)¹²⁷.

Gehen wir noch einmal kurz zur Unterwerfung der Cisalpina zurück. Wir beobachten hier eine in der Wurzel verwandte, im Ergebnis aber doch etwas andere Reaktion der Kelten als in Galatien. In der Poebene war jeder Stolz auf den gallischen Namen, auch in Beziehung auf die Transalpina, gebrochen, und Rom richtete auch eine unmittelbare Herrschaft ein (ohne rechtliche Stellung einer formalen Provinz). Freiheit und Selbstwert waren für immer verloren. Und so gingen mindestens die Oberschichten der Keltenstämme, wie stets beweglich und gelehrt, zu einem Verhalten über, das oft genug aus der Weltgeschichte bekannt ist: Sie schlossen sich dem erfolgreichen Namen, der erfolgreichen Tapferkeit und Kultur an und romanisierten sich auffallend schnell. Zur Zeit des Polybios war das keltische Wesen, seine Kultur und seine Sprache bereits in wenige Rückzugsgebiete verdrängt (Pol. 2, 35, 4).

Roms keltiberische Kriege können nur kurz gestreift werden. Sie brachten Erfolg und Herrschaft, aber um einen unverhältnismäßig großen Preis. Jenes Rom, das die hellenistischen Reiche – eines ums andere – umstieß, musste hier generationenlang schwerste Kriege bestehen.

Übrigens wurde von Rom dieselbe Politik wie gegenüber der Transalpina, dem großen Gallien, auch gegenüber der Gallia in den Ostalpen betrieben: Wahrscheinlich 170 v. Chr. (siehe DOBESCH 1980, 309 ff.) schloss der Senat mit dem dort führenden Stamm, wohl den Norikern, so wie mit den Haeduern im Westen (s. o.) eine staatliche Gastfreundschaft (deren Existenz für die Noriker noch 113 v. Chr. bezeugt ist). Freundschaftliches Verhalten an den Grenzen und Handelsverbindungen waren daher vorzüglich geschützt. Mehr

¹²⁵ Er hat nur sein Gallien im Auge, über einen Verkehr nach Süddeutschland oder in die Ostalpen sagt die Stelle gar nichts, weder positiv noch negativ.

¹²⁶ Oder gab es für ihn auch einen anderen Grund, den er nicht niederschrieb? Die Eroberung ganz Galliens war schon Wirklichkeit geworden (vgl. Caes. b. G. 3, 7, 1). War nicht auch militärisch-politisch ein gesicherter Alpenübergang nördlich des Mittelmeers und der Seelapen wünschenswert?

¹²⁷ Dass die *Seduni* in den Alpen dann in ebd. 3, 7, 1 als „besiegt“ bezeichnet (übrigens mit Recht) und irgendwie in die Berechnung über ein „*pacatam Galliam*“ einbezogen werden, widerspricht dem nicht. Und nach der derben Lehre für die *Seduni* durfte die Alpenflanke in der Tat als wenigstens gesichert gelten. Caesar wollte den römischen Lesern, soweit es nur ging, Erfolge melden; aber zur Behauptung einer **Unterwerfung** der Alpenvölker verstieg er sich doch nicht, in solchen Dingen war er meist ehrlich.

wollte Rom nicht, von einer politischen Peripherisierung war auch in den Alpen keine Rede¹²⁸.

Rom verblieb hier und im großen westlichen Gallien sehr lange bei dieser Politik. So verbrachten die Gallier ihr historisches und kulturelles Leben in glücklicher Ungestörtheit. Und sie blieben ganz bei der Idee und Praxis des Daseins als völlig eigenes Zentrum. Sie nahmen von der – sogar siegreich legitimierten – griechisch-römischen Kultur weiterhin nur an, was ihnen konveniente; es war wenig genug.

9.6.3 Die Gallia Narbonensis

Rom griff erst ein, als vor 121 v. Chr. die Arverner ein besonders großes Stammesreich in Gallien von den Pyrenäen bis zum Rhein und von Narbo (damals keltisch) bis zum Ozean errichteten¹²⁹. Dessen Schwerpunkt lag deutlich im südlichen Zentralgallien, in der Auvergne. Wir sind über die Motive der folgenden Verwicklungen nicht informiert. Rom scheint schon vorher ein gewisses Interesse am südöstlichen Gallien entwickelt zu haben; aber in welchem Umfang? Es führte damals Krieg gegen die Salluvier, dann gegen die Allobroger, die sich dabei einmischten, dann gegen den Arvernerkönig Bituitos, der sich zugunsten der Allobroger einmischte. Ging Rom von seinem zeitlosen Grundsatz aus, keine große Macht weder im näheren noch im fernen Umkreis zu dulden? Wie auch immer, es nahm den Krieg gegen das große arvernische Reich auf, das unter dem römischen Schlag zusammenbrach¹³⁰ und sogar das Königshaus verlor (vielleicht gab es von da an eine aristokratische Herrschaft in diesem Stamm).

Jedenfalls errichtete Rom um 121/120 seine Herrschaft in der Provence und nahm auch gleich die andere gallische Südküste mitsamt Narbo dazu. Massalia mit den von ihm abhängigen Stämmen blieb in seiner altbewährten Romtreue als freie Stadt bestehen. Vielleicht war bei dieser Erweiterung nach Westen nicht nur der Vorteil wirksam, einen sicheren Landweg in das römische Spanien zu haben; denn wie spät erst geschah dies! Es fällt auf, dass die Republik von

ihrem Usus abwich und in Narbo schon im Jahr 118, also sehr bald, eine Kolonie römischer Bürger außerhalb Italiens anlegte. Der Grund dafür dürfte im Handel liegen: Vom vormaligen keltischen Narbo führte ein viel gebrauchter Handelsweg, z. T. mit Benützung von Flüssen, zur Trichtermündung der Garonne (Strab. 4, 1, 14 p. 189) und damit zu einem wichtigen Punkt der Route nach Britannien. Dieser kam also jetzt aus den gallischen in römische Hände (siehe dazu DOBESCH 2002, 14), während die Route die Rhone aufwärts eher mit Massalia verbunden blieb.

So eroberte Rom doch noch die klimatisch begünstigten Gebiete Südgalliens, dort wo mediterraner Pflanzenwuchs die Länder in den wirtschaftlichen Umkreis des Mittelmeeres und in die Interessen einer Mittelmeermacht einband. Über diese Trennlinie ging Rom damals fast nirgendwo hinaus¹³¹.

9.6.4 Das große Gallien bleibt frei

Der Senat verzichtete klar darauf, das Stammesgebiet der Arverner jenseits der Cevennen, also der Klimascheide, in die römische Herrschaft einzugliedern, was militärisch sicher möglich gewesen wäre, noch dazu nach dem Ruin des Königshauses. Caesar betonte das später sehr stark gegenüber Ariovist¹³². Die Arverner blieben völlig frei, ja der Senat verzichtete offenbar auf einen Vertrag jenes Typs, mit dem er sonst selbst freie Gemeinwesen so an Rom band, dass eine römische Einmischung jederzeit möglich war; ein probates Mittel römischer Expansion. Rom wurde auch kein Garant dieser Freiheit, wie es 196 v. Chr. gegenüber den Hellenen geschehen war. Es zog sich wirklich zurück. Noch 61 v. Chr. lehnte der Senat ab, alten Romfreunden, den Haeduern, gegen die Sequaner und Ariovist zu Hilfe zu kommen, denn eine Pflicht, wie er sie sonst gerne geschaffen hatte, bestand vertraglich nicht. Die Gallier blieben wirklich frei und sich selbst überlassen. Diese Politik des Senats war berechtigt, denn eine Verschiebung der römischen Herrschaft jenseits von Alpen und Mittelmeerklima in das weite, von starken

¹²⁸ Mit einem Keltenkönig unbekannter Lokalisierung, aber wohl in den Ostalpen oder in deren Nähe, ging Rom in schöner Unparteilichkeit wohl 169 v. Chr. ebenso ein *hospitium publicum* ein (DOBESCH 1980, 158 ff.).

¹²⁹ Unter den bekannten Königen Luer(n)ios und Bituitos.

¹³⁰ Solche „barbarischen“ Reiche waren auf dem Grundsatz von Freundschaft, Gefolgschaftsleistung, Klientel und z. T. (bei kleinen Stämmen) Untertänigkeit aufgebaut. Es genügte ein starker Schlag, der Verlust des kriegerischen Ansehens, damit der Führungsqualität, und ferner der Verlust der Kraft, andere zu schützen, dass solch ein „Reich“ sich auflöste. Die Arverner verloren ihre Vormacht also sicher auch in Bereichen, die Roms Heer damals nicht betrat. Das

Verschwinden des Königs und seines Thronfolgers löste überdies alle Bande. Erinnern wir uns daran, wie schnell das Reich Burebistas oder das Attilas zerfiel.

¹³¹ Nur in Spanien erfolgte immer wieder eine, zum Teil provozierte, Arrondierung, die aber vor Caesar gegenüber dem nicht so vielversprechenden Nordwesten erlahmte.

¹³² Caes. b. G. 1, 45, 2 f. *bello superatos esse Arvernos et Rutenos a Quinto Fabio Maximo, quibus populus Romanus ignovisset neque in provinciam redegisset neque stipendium imposuisset*. (3) ... *si iudicium senatus observari oporteret, liberam debere esse Galliam, quam bello victam suis legibus uti voluisset*.

Stämmen bewohnte Europa konnte unabsehbare Folgen haben. Allermindestens hätte es einen verlustreichen, generationenlangen, teuren Krieg bedeutet wie einst in der iberischen Halbinsel. Rom konnte und wollte sich kein zweites Spanien¹³³ leisten. Es war das persönliche Genie Caesars, das das riesige kontinentale Gallien in wenigen Jahren mit einem Schlag völlig unterwarf.

So wurde Gallien nicht zur politischen oder militärischen Peripherie Roms, der Senat blieb streng abstinent, der Handel florierte umso mehr, griechische und römische Kaufleute und deren Abgesandte waren in Gallien ein vertrautes Bild (s. o.)¹³⁴.

Und wieder behielten die freien Gallier ihr ganz eigenes kulturelles Profil (s. u. 80 ff.). Es gibt keine Spur, dass sie sich der doch abermals siegreichen Kultur Roms in irgendeiner wesentlichen Hinsicht beugten.

9.6.5 Romanisierung in der Gallia Narbonensis; Pompeius Trogus

Aber in der neuen Narbonensis zeigten sich bei den Kelten Züge einer ganz anderen Entwicklung, zum Teil so wie in der Cisalpina (s. o. 76). In der Narbonensis wirkte jetzt neben dem alten Massalia das ganz neue römische Narbo im eigenen Land; freilich, so eng wie in der Poebene war die Nachbarschaft nicht, auch erfolgte keine so starke italische Einwanderung.

Ein Teil der Keltenstämme der Narbonensis, vor allem deren Oberschicht¹³⁵, scheint sich sehr schnell dem römisch-mediterranen Wesen angeglichen zu haben. Caesar vergab

dann hier schon reichlich lateinisches Recht (Plin. n. h. 3, 36–37; Strab. 4, 1, 12 p. 186 f.), was ohne eine gewisse Romanisierung kaum sinnvoll gewesen wäre¹³⁶. Aus dem Keltenstamm der Vocontier stammte der hochgebildete Pompeius Trogus, der schon von seinem Großvater her, der ein Helfer des Pompeius gewesen war, das volle römische Bürgerrecht hatte. Sein Vater war einer der engsten Helfer Caesars und bewahrte dessen Siegel, ein ganz außerordentlicher Vertrauensposten (Iust. 43, 5, 11–12), der eine völlige kulturelle und gesinnungsmäßige Romanisierung voraussetzt. Auch sonst hatte Caesar in keltischen Edlen dieser Provinz, auch schon mit Bürgerrecht begabt, sehr zuverlässige Vertraute¹³⁷, die dann sogar den nationalen Lockungen des Vercingetorix widerstanden¹³⁸. Solche Männer wie Caesars Siegelbewahrer und andere Vornehme aus dieser Provinz¹³⁹ mögen unter den *quosdam e semibarbaris Gallorum* gewesen sein, die Caesar in den Senat aufnahm (Suet. Iul. 76, 3; vgl. ebd. 80, 2. Dazu vgl. DOBESCH 1980, 372 A. 5)¹⁴⁰.

Der erwähnte Pompeius Trogus ist insofern besonders wichtig, als wir in ihm einen der Typen eines romanisierten Kelten versuchsweise nachzeichnen dürfen. Dieser Mann war eine bedeutende Persönlichkeit der römischen Kultur der augusteischen Zeit: Er bekannte sich betont zu seiner keltischen Abstammung, zeigte also ein unbefangenes Weiterleben eines Selbstverständnisses, ein Gallier zu sein. Aber auch wo er seine Landsleute kulturell lobte, tat er es in griechisch-römischen Kategorien von Kultur. Das **keltische** Kulturverständnis hatte er komplett über Bord geworfen, er kümmerte sich um echte keltische Kulturtraditionen, soweit

¹³³ Die Rolle, die die endlosen spanischen Kriege, noch dazu mit jahrelanger Abwesenheit der Legionäre von ihren heimatlichen Bauerngütern, für die Verschärfung der sozialen Lage und für den Ruin großer Teile des italischen Bauerntums gespielt hatten, ist bekannt. Es waren die spanischen Kriege gewesen, bei denen Rom erstmals mit der Heeresaushebung Schwierigkeiten gehabt hatte.

¹³⁴ Es genügt in diesem Zusammenhang nur auf ein Zeugnis Caesars hinzuweisen. In das doch entfernte Belgium kamen Kaufleute nicht „selten“, sondern „am wenigsten oft“: Caes. b. G. 1, 1, 3 *minimeque ad eos mercatores saepe commeant*. Sosehr ich an die Existenz eines eigenen keltischen Handels glaube, diese „mercatores“ aber, die nach Caesars weiteren Worten Luxuswaren brachten, werden z. T. auch Griechen und Römer gewesen sein.

¹³⁵ Ein Beispiel dafür dürfte die gleich zu nennende Familie des Pompeius Trogus gewesen sein.

¹³⁶ In der Narbonensis scheint Caesar im gallischen Krieg die *legio V Alauda(e)* ausgehoben zu haben. Vgl. Plin. n. h. 11, 121; Suet. Iul. 24, 2. Siehe vielleicht Caes. b. G. 7, 65, 1 zu den im Jahr 52 v. Chr. gegen Vercingetorix in der Narbonensis rekrutierten 22 Kohorten.

¹³⁷ Caes. b. G. 1, 19, 3 C. *Valerium Trogillum, principem Galliae provinciae, familiarem suum, cui summam omnium rerum fidem habebat* (er dient ihm

hier als gallisch-römischer Dolmetscher in besonders heikler Lage). Ferner ebd. 1, 47, 4 *Gaium Valerium Proculum, Gai Valeri Caburi filium, summa virtute et humanitate* [in römischem Mund heißt das: höchst kultiviert!]) *adulescentem, cuius pater a Gaio Valerio Flacco civitate donatus erat, et propter fidem et propter linguae Gallicae scientiam* ... sandte er als Gesandten an Ariovist, vgl. auch ebd. 1, 53, 6 über ihn: *hominem honestissimum provinciae Galliae, suum familiarem et hospitem*. Das sind ganz außerordentliche Worte höchster Anerkennung und Freundschaft sowie höchsten Vertrauens. Gegen die Identifizierung beider Männer jüngst WIOTTE-FRANZ 2001, 98 ff.

¹³⁸ Caes. b. G. 7, 64, 7–8 (8: *horum principibus pecunias, civitati autem imperium totius provinciae pollicetur*), zugleich ließ er sie militärisch angreifen (ebd. 7, 64, 5). Die Allobroger verteidigten sich ungerührt gegen die Truppen des Vercingetorix (ebd. 7, 65, 3).

¹³⁹ Vgl. Anm. 137.

¹⁴⁰ Wenn man freilich Ciceros Spott gegen Calpurnius Piso wegen mütterlicher Herkunft aus der Cisalpina bedenkt (Cic. Pis. 14 [*semiplacentinus*]; 53 u. a.; vgl. ebd. Frge. 9, 11, 15. ed. Nisbet), kann man es nicht ganz für unmöglich halten, dass dieser Spott sich auch auf Männer aus der Cisalpina bezog.

das Exzerpt des Justin eine Aussage gestattet, denkbar wenig. Er sah Menschen und Geschichte ganz mit mediterranen Augen.

Für die Gallier Südfrankreichs entwarf er (Iust. 43, 4, 1–2) ein begeistertes Bild der Akkulturation dieser Kelten, die in manchem griechischen Standard erreichten: Gewöhnung an verfeinertes Leben mit Ablegung und Milderung des Barbarischen, Ackerbau, Ummauerung der Städte, Leben nach Gesetzen statt nach Waffenrecht, Wein- und Olivenanbau; ein solcher Glanz, dass Gallien nach Griechenland versetzt zu sein schien. Mit dem Tadel „Waffenrecht statt Gesetz“ übernahm er für die nicht griechisch geformten Gallier also ohne weiters einen Topos des südlichen Barbarenbildes. Es ist ebenso gallisches Würdegefühl wie rein südliche Wertung, wenn er die Gallier der Cisalpina tendenziös – und sicher Polybios zum Trotz, der von unbefestigten Dörfern gesprochen hatte – als große Städtegründer feierte¹⁴¹.

So ist wohl deutlich, dass er das Land in der Provence und die südgalische Küste so pries, wie sie sich zu seiner Zeit und zu der seines Großvaters und Vaters darstellten, als der römische Friede schon lange eine Tatsache war, durch die auch die dortigen Gallier an der landwirtschaftlichen Blüte des gesegneten Landes teilnahmen, die vielleicht einst die Griechen mit inauguriert hatten. Eine weiter zurückreichende Überlieferung hatte er offenbar nicht, so wie er in seinem Buch auch sonst keineswegs aus keltischen Überlieferungen schöpfte, die ihm durchaus erreichbar gewesen wären. Wenn wir bedenken, welche Materialien ihm z. B. für die gallische Religion, für Mythen (s. o.) und für so vieles andere zur Verfügung gestanden wären, können wir seine Haltung nur zutiefst bedauern. Er blieb so gleichgültig wie andere mediterrane Autoren, denen er sich eben völlig angeschlossen hatte. Er musste von gallischen Oppida mitsamt ihren Mauern schon in vorcaesarischer Zeit gewusst haben, auch (und kaum nur aus Poseidonios und Caesar) von einer gewissen Art der gesetzlichen Regelung des Zusammenlebens, und er führte das, wenn er es überhaupt sah, kühn auf seine südlichen Landsleute zurück, die es ihrerseits aus nobelster Quelle, von den Griechen selbst, hatten.

Man kann nicht scharf genug umreißen, was hier geschehen war: Er betonte die Dienste seiner Vorfahren an dem – in nicht allzu weiter Vergangenheit noch feindlichen – Römertum und zugleich ihre und seine ehrenvolle Stellung in ihm. Er war bewusst ein Kelte, aber ein römischer Kelte, der, so wie seine Familie vor ihm, völlig zu diesem anderen Kulturtyp übergegangen war und sich an ihm mit einem großen literarischen Werk beteiligte. Er rühmte kulturelle Leistungen des Galliertums, aber nur solche von südlicher Kulturart, die nur durch Akkulturation von Massalia her entstanden waren. Das einstige La-Tène-Keltentum war ihm jetzt eine *barbaria*, ein Leben nach dem Faustrecht statt nach Werten und Ordnungen, ein Dasein ohne Glanz und Zierde (*nitor*). Kein La-Tène-Kelte hätte so gewertet oder gefühlt, aber Trogus gehörte zwar zum Galliertum, doch nicht mehr zu La-Tène (auch er war sogar blind für diesen Kunststil). Der Vorwurf der Gesetzlosigkeit, die ohne Massalia geherrscht hätte – ein fast kyklopischer Topos –, war ungerecht. Der Klassifikation und der Vorstellungsgabe des Trogus war der alte Kulturtyp völlig fremd geworden. Es war ein völliger, ja eben **ganzheitlicher** Wechsel. Es war, wie wenn man ein Gewand, ein Menschenbild für immer ablegt und ein ganz anderes anlegt.

Trogus blieb damit sogar hinter manchen griechischen und römischen Wissenschaftlern zurück¹⁴². Von älteren Autoren, wie etwa dem westgriechischen Historiker Timaios, wissen wir zwar zu wenig. Aber wir erkennen deutlich die (für uns) erste ernsthafte, tiefe Auseinandersetzung mit dem keltisch-galatischen Element bei Poseidonios, vielleicht die erste dieser Art, jedenfalls gleich auf höchstem Niveau. Er schrieb eine große keltische Ethnographie, von der jedes erhaltene Bruchstück für uns von höchstem Wert ist. Denn er spannte alle Weiten seines genialen Geistes und psychologisch verstehenden Feingefühls aus, um in den Kelten (von denen er die wilden Galater des Nordens unterschied) ein Phänomen von großer, welthistorischer kultureller Bedeutung in unleugbarer Sympathie – aber auch mit schwarzen Schatten – zu erkennen und seinen Lesern zu vermitteln. Soweit wir sehen, traten die Kelten erst bei ihm ganz gleichrangig neben andere, längst denkerisch anerkannte Kulturen, wie etwa die der Skythen.

¹⁴¹ Iust. 20, 5, 8 *Mediolanum, Comum, Brixiam, Veronam, Bergomum, Tridentum, Vincentiam condiderunt*. Der Eindruck, dass dies gleich nach der Einwanderung geschah, lässt sich vielleicht auf den kürzenden Exzerptor zurückführen, die Tatsache aber hat Trogus, und sei es auch erst für eine etwas spätere, doch immer noch vorrömische Zeit, offenkundig berichtet.

¹⁴² Allerdings bleibt stets zu bedenken, dass wir nur den stark gekürzten Auszug des Justin lesen. Und es wäre ferner denkbar, dass er bewusst nichts übernahm, das ohnehin schon bei Poseidonios zu lesen war. In der Frage des *aurum Tolosanum* hat er dem großen Historiker glatt widersprochen (Iust. 43, 3, 6–11).

9.6.6 Kurze Vorschau: die caesarische Eroberung Galliens

Caesar verlagerte dann die Auseinandersetzung auf die machtmäßige, kriegerische Ebene. Man täte ihm aber Unrecht, wenn man nur das sehen würde. Wer seine als „Kriegsberichte“ überschriebenen *commentarii* liest, wird darin, auch außerhalb des großen Exkurses in Buch 6, eine solche Fülle verständnisvoller Beobachtungen und charakteristischer Details finden, dass man ihm eine auch **geistige** Auseinandersetzung mit dem Keltentum (und neu dann auch mit dem Germanentum, soweit möglich) zugestehen muss; hier widerfährt ihm modern nicht immer Gerechtigkeit. Sein kulturelles und seelisches Bild der Kelten stellt sich fast oder vielleicht ganz neben das des Poseidonios.

Und doch haben wir oben 70 gesehen, dass etwa gegenüber der Kunst oder auch der Sagenwelt der Kelten selbst solch geniales Erkennen wieder engen Begrenzungen unterworfen war.

Nach der römischen Eroberung waren dann die Kelten Galliens politisch ein integrierter Bestandteil des Reiches, und so wirtschafteten Diodor, Timagenes und Strabon auf dem von Poseidonios und Caesar bestellten Felde rüstig und oft mit vorzüglichem Verständnis weiter, wobei Strabon einen ausgezeichneten Blick auch für die wirtschaftliche Bedeutung des römischen Gallien besaß¹⁴³ und gerade er auch reiches zeitgenössisches Material einfließen lässt; in geringerem Maße tat das Timagenes.

9.6.7 Kulturelles und politisches Leben im vorcaesarischen Gallien. Spätlatène?

9.6.7.1 Kulturelle Autonomie und „Verweigerung“

Aber kehren wir noch einmal in die Generationen vor Caesar zurück. Im nichtrömischen „großen“ Gallien – aber auch in den Ostalpen – waren die Kelten frei von Unterwerfung und durften daher in ihrer Eigenart beharren (vgl. 77 f.). Und das taten sie, wie wir oben betont haben, auch in erstaunlichem Maße. Mit aller Hartnäckigkeit behaupteten sie ihre kulturelle und politische Eigengesetzlichkeit. Sie blieben obstinat sie selbst, in unerschütterter Identität. Erfolgreich wiesen sie es ab, eine Peripherie der römischen, mediterranen Welt zu werden, auch wenn diese jetzt das Rhonetal geschluckt hatte. Sie blieben vielmehr eine eigene Welt, auch als sie keinerlei Zentren oder gar Peripherie mehr rund

um sich hatten, auch nicht in den verloren gehenden anderen Keltengebieten im Osten: sie waren nur umso mehr noch für sich selbst der ganze Kosmos. Ihre Kunst – auch die Münzprägung – blieb ihre eigene, mit eigenem Formgefühl. Sie waren weit beweglicher als die damaligen und späteren Germanen, sie nahmen mancherlei Einzelnes auf, erfreuten sich südlicher Luxuswaren, besonders auch des Weins¹⁴⁴. Die Schrift lehnten sie in allen kulturell wichtigen Belangen weiterhin strikt ab. Sie gaben ihre politischen (inklusive des *principatus totius Galliae*), stammesmäßigen und sozialen Strukturen in keiner Weise auf, ordneten auch das Städtewesen ihnen dezidiert unter (s. u.). Kein Zweifel, sie blieben voll und ganz La-Tène-Kelten.

Wir haben oben 61 ff. schon über dieses „Verweigern“ und seine seelisch-kulturellen Wurzeln gesprochen. Die Lernfähigkeit der Kelten wird in der Antike betont, die Gallier und ihr – sehr reicher! – Hochadel blieben sicher nicht blind gegenüber dem repräsentativen, angenehmen Wohlleben im Süden, wie es gerade die dortige Oberschicht ihnen vor ihren Augen vorlebte. Konsumgüter des Luxus konnten akzeptiert werden, aber wir hören bei Caesar kein Wort auch nur über den geringsten Villenluxus der prahlenden gallischen *nobiles*. Hier liegt offenbar eben jenes oben genannte tiefe, unüberwindliche und berechtigte Erleben völliger Fremdheit zugrunde, der man sich nur ganz oder gar nicht hingeben konnte. Die eigene gallische – und sonstige „barbarische“ – Art war eben eine unteilbare Ganzheit in einem fest gefügten System von Werten in Religion, Lebensstil, kompliziertem sozialen Geflecht, Denken, Handeln, Politik, Kunst, Dichtung usw., eine Ganzheit, die eine besondere, unverzichtbare Würde besaß: Diese Würde, diese Ganzheit und mit ihnen das Menschenbild schlechthin durften nicht zersetzt werden. Im Menschenbild lag die Unvereinbarkeit der Kulturtypen. Es war nicht Stumpfheit, die die Kelten darin verharren ließ, es war vielleicht ein nur allzu klares und intensives Verständnis des ganz Anderen.

Dabei hatten die Gallier gelernt, sich gegenüber der Außenwelt zu bescheiden. In ihr war ein erschreckender Schwund weiter keltischer Bereiche von 222 bis 100/90 v. Chr. geschehen: Oberitalien, die Narbonensis, Süddeutschland und Böhmen waren unersetzliche Verluste, auch wenn die *Volcae Tectosages* am herzynischen Wald, das deutsche Alpenvorland, die Ostalpen und die Großboier um Preßburg

¹⁴³ Generell ist für diesen Autor jetzt die bedeutende Monographie von J. ENGELS (1999) zu nennen.

¹⁴⁴ Caesar (b. G. 1, 1, 3) betont das mehrmals (die Belger waren dem

weniger unterworfen); ebd. 6, 24, 4–5 (generell); ebd. 2, 15, 4 (die Nervier halten sich frei davon). Zu Diodor/Poseidonios siehe oben 76 (ein Sklave gegen eine Amphore Wein getauscht).

noch geblieben waren, aber bei allen Verbindungen¹⁴⁵ doch getrennt. Mit Ausnahme der britischen Länder war Gallien vereinsamt, es war eine Insel geworden, an die in den Jahren vor Caesar schon der Schwall der Germanen brandete. Haben sie auf diesen Rückgang etwa mit einer umso größeren Intensivierung des eigenen politischen Lebens innerhalb Galliens geantwortet¹⁴⁶?

9.6.7.2 Intensität des Lebens

Wir dürfen uns dieses Verharren in La-Tène in keiner Weise als etwas Starres vorstellen. Und hier muss mit einem bisweilen nahe liegenden, aber doch falschen historischen Urteil abgerechnet werden. Wir sprechen von „Spätlatène“, aber das ist ein Name erst im Nachhinein, eine Art *vaticinium ex eventu*. Was uns in den Berichten des Poseidonios und dann in ungeahnter Fülle bei Caesar vor Augen tritt, ist ein riesiges Stämme- und Völkerkonglomerat voll von überschäumendem, ja bisweilen zu großem und intensivem Leben. Gallien zeigte etwa gegenüber dem Schlag der Zerstörung des Arvernerreiches und vor allem auch gegenüber den entsetzlichen Verwüstungen des Kimbernsturmes (Caes. b. G. 2, 4, 2 und ebd. 7, 77, 12. 14) einen faszinierenden Grad von Elastizität und Selbstbehauptung. Die immer neue Energie der Gallier ist verblüffend. Wir dürfen uns das „spätlatènezeitliche“ Gallien Caesars nicht als eine im Abstieg befindliche, sich auflösende Kultur vorstellen, nicht als eine in lähmende Schwäche versinkende Welt, sondern als ein Zentrum voll Leben und Aktivität, und das auf sehr vielen Ebenen. „Spätlatène“ zeigte einige der wichtigsten Züge vitaler Kultur: Die Fähigkeit, sich aus sich selbst heraus immer weiter zu entfalten, ja sich mit oder ohne äußeren Anlass immer wieder zu erneuern. Immer wieder wurde Neues dieser Kultur akkommodiert, so wie das Städtewesen. Sie war, im vorgegebenen Rahmen, dynamisch und durchaus nicht ohne die Fähigkeit zu Neuerungen positiver oder negativer Art. Das Leben war auf überraschende Weise in stets beweglichem Fluss. Unser „Spätlatène“ befand sich keines-

wegs in einem Endstadium¹⁴⁷. Caesars Eroberung glich dem Werk des Cortez in Mexiko oder dem Pizarros in Peru.

Wer die Grundhaltung der Schilderungen des Poseidonios und Caesars auf sich wirken lässt, sieht klar, dass beide dieses keltische Gallien keineswegs als eine stagnierende, in ihrem Inneren erstarrte oder schwach gewordene Zivilisation empfanden. Poseidonios hob zwar die Wertung auch seiner Kelten als Barbaren nicht auf¹⁴⁸, und er konnte es auch nicht, ohne den Horizont seiner eigenen Kultur von Grund auf zu sprengen. Aber er reinigte dieses Schema doch erheblich zugunsten der Kelten. Er, der auch außerhalb der römischen Narbonensis im freien Gallien reiste¹⁴⁹ und offenkundig als Gast gallischer Edler in ihren Häusern mit ihnen zusammen lebte, mochte wohl merken, wie wenig sich diese Gallier als Peripherie verstanden, und dass sie durchaus nicht kulturlos waren. Er verglich sie in manchem sogar mit homerischen Helden, was im Munde eines kulturstolzen Griechen nichts Kleines ist, und lobte die geistige Rolle ihrer Dichter-Priester. In dem hochgemuten Leben, das er mit ansah, lag nichts von Dekadenz, Verblässen, Energielosigkeit oder Schwäche: Seine Kelten lebten in voller Kraft, sie imponierten ihm.

Was Caesar betrifft, so scheint er von den Galliern sogar noch mehr beeindruckt worden zu sein als Poseidonios. Aber das kann erst an anderer Stelle näher behandelt werden.

9.6.7.3 Die Druiden

Betrachten wir einmal das Druidentum, das schon mehrmals erwähnt wurde, von dieser Seite. Poseidonios und seine Ausschreiber kennen den Namen, scheinen aber eher nichts von der doch so auffälligen und wichtigen (auch politisch wichtigen) **Institution** des Ordens zu wissen. Das wird ergänzt durch den Umstand, dass Caesar sich über ihn in ganz ungewohnter Gesprächigkeit äußert; und er hat, soviel wir erkennen können, Dubletten zu Poseidonios, soweit nur möglich, virtuos vermieden (dazu DOBESCH 2001d, 469 ff.). Das kann die Möglichkeit nahelegen, dass dieser fest organi-

¹⁴⁵ Wenn Ariovist vom Elsaß aus engste Beziehungen zu den Norikern in den Ostalpen unterhielt, und kaum nur in einem einzigen so großen und engen Kontakt (Caes. b. G. 1, 53, 4), so werden die Gallier westlich des Rheins das vor ihm und zugleich mit ihm ebenfalls getan haben. Die Kenntnis der *Volcae Tectosages* könnte zur Not noch auf die Ubier zurückgehen, ist also kein sicherer Beweis. Aber wir werden uns die keltische und insgesamt die „barbarische“ Welt West- und Mitteleuropas recht eng vernetzt vorstellen dürfen.

¹⁴⁶ So wie die Boier auf den Verlust Böhmens mit einer Großreichsbildung vom neuen Zentrum an der Donau aus reagierten.

¹⁴⁷ Das gilt, soweit die Archäologie und die sehr spärlichen antiken Nachrichten uns erkennen lassen, auch von den Boiern im Osten

und von den Norikern in den Ostalpen. Hier fanden diese Länder niemanden, der „commentarii“ geschrieben hätte.

¹⁴⁸ Vgl. Diod. 5, 31, 5 παρὰ τοῖς ἀγριωτάτοις βαρβάροις (auch wenn die Steigerung vielleicht erst von Diodor stammt). Vgl. ebd. 5, 2, 5 die angezweifelte Wertung als εὐγενές und zugleich θηριώδες die ganz poseidonisches Gepräge trägt; Poseid. FGtH 87 F 15 ihre Tischsitten λεοντω δῶς.

¹⁴⁹ Offenbar erlebte er die Sitte, den Kopf des Gegners als Trophäe zu nehmen und voll Stolz als kostbaren Besitz aufzubewahren (Poseid. FGtH 87 F 55; vgl. Diod. 5, 29, 4–5) noch als lebendig. Aber die dazu nötigen Kriege oder Privatfehden waren in der römischen Ordnung der *provincia Narbonensis* nicht mehr möglich.

sierte, mächtige, an speziellen Lehren reiche¹⁵⁰ Orden um 100 v. Chr., wenn er überhaupt schon existierte, noch auf Britannien beschränkt war, eventuell auch noch auf das nördliche Gallien, von dem Poseidonios nicht soviel wusste wie von dessen Süden. Und es würde eher überraschen, wenn er schon lange in Britannien gelebt hätte, ohne auf das Festland überzugreifen.

So ist es erlaubt, in diesem Orden mit seinen überreichen Besonderheiten eine Schöpfung des „späten“ La-Tène zu sehen, ein Zeichen intensiven geistig-religiösen Lebens. War die spezielle Wiedergeburtstheorie eine Antwort auf griechische pythagoräische Philosophie, von der wenigstens diese außerordentlich interessante und so leicht wie kurz zu tradierende Meinung (aber vielleicht auch die Ordensidee) über massaliotische Adelskreise bis ins ferne Britannien wirkte? Für Gallien scheint es einigermaßen möglich zu sein, dass der Orden in die Zeit zwischen etwa 100 und 58 v. Chr. gehört. Nicht umsonst war sein britannischer Ursprung (also nicht nur eine Gemeinsamkeit mit Britannien) lebendig in Erinnerung¹⁵¹. Selbst wenn er in Gallien auch an etliche schon vorhandene priesterliche Rechte (wie Poseidonios sie nennt) anknüpfen konnte, die machtvolle politische und rechtsprechende Stellung dieser Druiden, ihre vorzügliche Organisation mit einem gemeinsamen jährlichen Fest im „Mittelpunkt“ Galliens und der Institution eines spezifisch nur gallischen Oberdruiden scheint doch eine Neuschöpfung zu sein, die nicht allzu lange vor Caesar erfolgt sein mochte; jedenfalls ein Werk außerordentlicher Energie und des Willens zu bedeutenden Neuerungen.

Und diese Bedeutung galt ebenso im rein Geistigen. Sowohl die Auseinandersetzung mit der aus Britannien kommenden, spezifisch druidischen Lehre wie auch ihre Rezeption an sich setzt hohe geistige Interessen und Freude an philosophischer Spekulation voraus. Natürlich erwuchs das nicht aus einem nichts oder in ein nichts¹⁵². Vielleicht, ja wahrscheinlich hat etliches oder vieles dessen, was Caesar für

die Lehren der Druiden überliefert, ältere Vorläufer (deren Caesar ja nicht kundig sein konnte und die er daher auch nicht erwähnt); es bleibt die Tatsache bestehen, dass er dieses Denken, ja Disputieren als etwas in seiner Gegenwart sehr Lebendiges beschreibt.

Seine Worte bezeugen eine Würdigung echter **philosophischer** Fragestellungen (wie es ja auch die Wiedergeburtstheorie in der Antike war¹⁵³). Caesar (b. G. 6, 14, 3–6) spricht vom Erlernen sehr langer Lehrgedichte in der Druidenausbildung und nennt als deren Inhalt: *de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura*¹⁵⁴, *de deorum immortalium vi ac potestate*; und all das erwägen sie untereinander in gelehrten Gesprächen (*disputant*) und überliefern es, sichtlich auch in Lehrgedichten, weiter (*iuventuti tradunt*). Die werdenden Druiden mussten eine große Zahl von Versen auswendig lernen, was bis zu 20 Jahre lang dauerte (*magnum ... numerum versuum ediscere ... annos nonnulli vicinos in disciplina permanent*). Vor uns entsteht die Konzeption einer höchsten Forderungen erfüllenden, geistig-religiösen Elite, der als solche besondere Rechte und besonderes Vertrauen der anderen zufällt¹⁵⁵.

Caesars Formulierungen zeigen, dass er, selbst hochgebildet, mit Interesse an epikureischer Philosophie und voll von Skepsis, diesen Gedankengängen hohen Respekt zollt. Es ist kaum ein Zufall, dass er in seinem Exkurs diesen Bericht von der Skizzierung der „trivialen“ gallischen Religion und Götterverehrung deutlich trennt (Caes. b. G. 6, 17, 1–3), also von einem nur ethnographisch interessanten Phänomen, um dessen genauere Erkundung und Niederschrift er sich herzlich wenig kümmerte. Aber gesondert vom Druidenbericht – was vielleicht kein Zufall ist – trägt er dann die wieder mythologische, nicht philosophische Druidenlehre von der Abstammung der Gallier von *Dis pater* nach, bezeichnenderweise als Erklärung eines profanen, auffällenden Brauches in der Zeitzählung (Caes. b. G. 6, 18, 1–2).

¹⁵⁰ Oft wird das vergessen und werden Caesars Angaben als Lehren „der“ Kelten betrachtet. Aber er schreibt das, was er in diesem Zusammenhang erzählt, ausdrücklich dem Druidenorden zu.

¹⁵¹ Caes. b. G. 6, 13, 1–12 (in Britannien auch immer die beste Hochschule für angehende Druiden). Darum ist es auch ganz unwahrscheinlich, dass „die“ keltischen Priester ihren Ursprung aus Britannien herleiteten und womöglich dort studierten. Caesars Worte gelten für eine spezifische, selektive Institution.

¹⁵² Dass auch die außercaesarische Überlieferung ihre Druiden als Philosophen zu rechnen scheint, setzt ja das Gesagte nicht herab, sondern malt nur jene hochstehende geistige Sphäre, die die Rezeption neuer Druidenlehren in so kurzer Zeit überhaupt erst ermöglichte.

¹⁵³ Im Rahmen der hochgeachteten pythagoräischen Philosophie, die damals gerade in Rom durch Nigidius Figulus erneuert wurde.

¹⁵⁴ Ein ehrwürdiger, ganz philosophischer „Buchtitel“, der nicht nur von Lukrez benützt wurde, sondern auch die Übersetzung des griechischen Περὶ φύσεως ist, was die Philosophiegeschichte gerne als Buchtitel bzw. Inhaltsangabe für die Werke der jonischen Naturphilosophie gebrauchte.

¹⁵⁵ Dürfen wir daraus, dass Caesar ihnen nur Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit, aber keinen Missbrauch ihrer außerordentlichen Macht zuschreibt, schließen, dass die Macht noch nicht allzu lange ausgeübt wurde?

Insgesamt gewinnt man so den Eindruck von einem in vielen Bereichen blühenden Geistesleben, verbunden mit einer sehr umfangreichen oral poetry, die auch philosophische Dichtkunst mit umfasste.

9.6.7.4 Militärwesen; soziales Problem

Die La-Tène-Kelten Galliens behielten aber auch die Eigenart ihres Militärwesens bei, ohne in eine Kopie römischer oder germanischer Kriegskunst zu verfallen. Es ist symptomatisch, dass sie vor Caesar die hochentwickelte römische Kunst der Anlegung befestigter Lager, die ihnen doch vor Augen stand, ablehnten, dann aber sie schnell erlernten¹⁵⁶. Sie „verweigerten“, solange sie es sich leisten konnten, vielleicht weil ihnen ein solches Verhalten zu wenig ritterlich schien, zu wenig einem aristokratischen, agonalen Kampfesethos entsprechend. Als dann der caesarische Krieg sie zwang, akzeptierten sie es mit beweglichem Geist.

Vielleicht lag der Übergang zur Reitertaktik als der für die Kriege in Zentralgallien entscheidenden Waffe unter Zurückdrängung der Infanterie noch nicht lange zurück (vgl. DOBESCH 2001a, 633 ff. 635 ff.). Wenn in dieser fast alles erdrückenden Rolle der Ritterschaft und ihres hochgemuten, ja arroganten Ritterethos (vgl. etwa Caes. b. G. 7, 66, 7) Gallien in der Tat erst vor einiger Zeit Neues hervorgebracht hatte – altkeltisch ist dieses Rittertum nicht –, so hielt es sich jedenfalls ganz in der Struktur keltischer und „barbarischer“ Gesellschaft und Politik, die ganz auf personale und nicht zu sehr verfestigte juristische Bindungen ausgerichtet war. Sehr große Variation im beibehaltenen Rahmen ist immer eine beachtliche Entwicklung. Gefolgschaft und Klientel blieben immer bestehen, letztere nahm in vielen Bereichen immer mehr zu. Denn das überwuchernde Ritterwesen zerriss – in Zentralgallien – jede wirtschaftliche, gesellschaftliche und innenpolitische Ausgewogenheit. Darin liegt die bittere Poverisierung, Ausbeutung und Entmachtung der „breiten Masse“ (*plebs*) beschlossen, also jener Zustand, den Caesar (für Mittelgallien) in all seinen Schwierigkeiten und Härten plastisch schildert, als eine extreme Sonderentwicklung, die vor allem für die Zeit Caesars galt und gerade ihrem Höhepunkt zueilte. Der „Fortschritt“ auf diesem Gebiet war in reißenendem Fluss, von Statik war sehr wenig zu sehen. Das schwere soziale Problem war hausgemacht und nicht sehr alt. Zu den Reaktionen darauf (es waren verschiedene möglich) zählte die oben 49 f. geschilderte Erneuerung

der Volksmacht unter ehrgeizigen Adeligen. Die gesellschaftliche Ordnung brachte auch neue Formen hervor.

9.6.7.5 Politische Labilität

Das wirkte mit an der außerordentlichen Labilität, die für die Innen- und Außenpolitik des caesarischen Gallien bezeichnend war. Ihr gaben sich die Gallier offenbar mit Genuss hin. Sie gingen eigene Wege. Selbst das, was Caesar oft fast nebenbei erwähnt, zeigt ein Gewirr von Adelsrepubliken, sehr alten und ganz neuen Königtümern, von Streit innerhalb auch eines republikanischen Adels¹⁵⁷, von demagogischen Volksführern der benachteiligten *plebs*, von allerlei Putschversuchen, vom Streben nach Erringung der Königswürde und scharfen (auch legislativen) Gegenmitteln der Adelsrepublik bis hin zu Prozessen und Hinrichtungen. Das gibt uns ein recht deutliches Bild des vielgestaltigen, beweglichen, mit fanatischer Aktivität durchgeführten politischen Lebens der Kelten. Vielleicht hat Gallien selbst die umgreifendere Erscheinung der „gallisch-westgermanischen Revolution“ zu einem eigengeprägten Phänomen gemacht und ihr spezifische, gallische Akzidentien eingefügt. Caesar hebt den außerordentlichen Eifer der Zwietracht, vom Stamm bis zur Hausgemeinschaft hinab, hervor (Caes. b. G. 6, 11, 2–4, s. o. 27 f.).

Genauso von Streit, Zank und Hass zerrissen war die „Außenpolitik“ zwischen den Stämmen Galliens; das konnte sich natürlich jederzeit mit dem inneren Hader verbinden. Caesar nennt zwei Parteiungen unter den gallischen Stämmen (Caes. b. G. 6, 11, 5–12, 2, siehe wieder oben 28), die Gallien in widerstreitende Lager zerspalteten. Denn Gallien ging auch hier ganz eigene Wege: Es hatte die zwielichtige „Einrichtung“ *des principatus totius Galliae* geschaffen, also ein ganz besonderes Movens steter Anspannung im Kampf um den Ehrenvorrang. So etwas gab es anscheinend im damaligen Britannien nicht und sicher weder jetzt noch später in Germanien. Wir haben oben 30 f. darüber gesprochen und auch noch über weitere Ebenen politischen Lebens. Denn stärkere Stämme hatten ihre eigenen Anhänger, es gab Abhängige, Verbündete, Freunde und Tributzahlende, lokale Stammesreiche und noch vieles mehr. Das Inventar gallischer Politik war unerschöpflich (s. 30).

Hatte Gallien, wie oben gesagt, auch keine stete Peripherie mehr um sich, so war es doch selbst ein Zentrum, das in sich zwei wechselnde Zentren hatte, die jeweils unter ihrem

¹⁵⁶ Caes. b. G. 7, 30, 4 vom Jahr 52 v. Chr.: *primumque eo tempore Galli castra munire instituerunt*.

¹⁵⁷ So hatten z. B. im Sturmjahr 52 v. Chr. die Haeduer zunächst nichts Besseres zu tun, als dass zwei Adelsparteien fanatisch um die Besetzung des Oberamtes – die Vergobretur – stritten (Caes. b. G. 7, 32, 2–5, vgl. ebd. 33, 1–4).

Vorrang möglichst viele der gallischen Stämme zu ihrer eigenen Peripherie zu machen suchten. Dazu die gerade genannten lokalen Mittelpunkte. Gallien hatte in sich Zentren, Peripherien, Ereignisse und Wechsel genug, um für sich selbst eine ganze Welt zu sein. Am Schicksal der „restlichen“ Welt nahm es nur soviel Anteil, wie die Suche nach äußeren Helfern im inneren Streit erzeugte (s. u.).

Die religiöse, die soziale, die wirtschaftliche, die mehrfachen politischen Ebenen im Innen und Außen, sie vermengten sich, schieden sich, überkreuzten sich, befehdeten sich, verbanden sich: Es war eine labile Lebensform, die stets das höchste Interesse und die volle Anspannung aller Kräfte erforderte.

Man mag das als eine gefährliche Lage ansehen, und mit Recht. Aber es war alles eher als ein Zustand von Stagnation, von stumpfem Absinken oder gleichgültigem Dahinvegetieren. Es sprühte von Leben, ja sogar von allzu viel Leben bis hin zum Hass. Weniger wäre mehr gewesen.

War vielleicht das der Reiz, den die bestehenden Zustände auf die Gallier ausübten, so dass sie nicht an Mittel einer Überwindung des Streits dachten? Alles bisher Angeführte deutet auf ein fast übermäßig gesteigertes, erregtes Lebensgefühl hin, im Geistigen und vielleicht noch mehr im Politischen. Denn in diesem lief es doch so oder so auf eine stete Bewährung der *Virtus* hinaus, die sich, auch innenpolitisch, als Kühnheit und Mut in riskanten Zielen dokumentiert. Dieses Lebensgefühl, diese rastlose Tapferkeit und dieses Menschenbild mit seinem Wert und seiner Würde gehörten offenbar ins Zentrum der Welt gallischer Vornehmer, ja gallischer Männer schlechthin und wurden trotz allen Nachteilen immer wieder neu rezipiert und froh weitergetragen. Wenn wir die gallische politische Labilität als Nachteil empfinden, so müssen wir damit rechnen, dass gerade dies den damaligen Galliern wohl als ein erhebender und belebender Vorzug erschien, den sie nicht missen mochten (ähnlich war es in Griechenland nach 462/61 v. Chr.). Vielleicht wird mancher hier von Hektik reden und speziell darin etwas „Spätzeitliches“ sehen; darauf ist hier nicht einzugehen, die Frage wird auch immer unbeantwortet bleiben.

Um die Gefahren deutlicher zu machen, erinnern wir nochmals an die Nachricht bei Diodor/Poseidonios, dass römische Händler in Gallien für eine Amphore Wein einen Sklaven erhalten konnten, ein für sie äußerst günstiger Tausch (s. o. 76). Bedenken wir, wie lange eine solche Weinmenge etwa bei einem adeligen Trinkgelage vorhalten mochte; und es gab auch noch andere Möglichkeiten des Konsums; wie viele Stämme es gab, in jedem Stamm wie viel halbwegs repräsentierende Adelige mit Gefolgschaft, bei je-

dem Adeligen wie viele Gelegenheiten zum Feiern alle Wochen, alle Monate, oft vielleicht täglich! Ein Gefolgsherr musste auch im Frieden möglichst viel Zeit im Rahmen seiner geehrten Gefolgsmänner verbringen; und im Krieg konnte man abends Erfolge oder Misserfolge feiern usw. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt Caesars Nachricht (b. G. 6, 15, 1), dass alle Ritter stets in einem der fast jährlichen Kriege in Gallien kämpften, eine makabre Plastizität; und es gab daneben kleinere, auch private Fehden, Überfälle, lokalen Streit usw. Auch verkaufte man sicher nicht ständig alle Sklaven, sondern es besaß jeder Vornehme auch selber deren genug (und nicht ganz so hohe Leute immerhin auch in kleinerem Ausmaß). Versklavung muss im wirtschaftlichen, sozialen und bevölkerungsmäßigen Leben Galliens eine größere Rolle gespielt haben, als auf den ersten Blick deutlich ist, auch wenn sehr viel Wein noch mit anderen Gütern bezahlt wurde. Jetzt verstehen wir auch besser die Rolle gallischer Sklaven im Sklavenaufstand des Spartacus.

Bei all den Kriegen, Versklavungen und Streitigkeiten ist nicht zu vergessen, dass ein entstehender Bevölkerungsdruck (und er musste immer wieder entstehen) in diesem Gallien kein Ventil nach außen mehr hatte, weder als Söldner noch als Räuber noch als Auswanderer eine Chance in der Außenwelt hatte, ganz anders als in früheren Zeiten. So zehrte sich die auch hierin große Spannung eben in steten inneren Kämpfen auf.

Es ist denkbar, dass die Gallier mit den Verfassungskämpfen und dadurch auch mit den sozialen Problemen fertig geworden wären. Die ständigen Kriege bedeuteten offensichtlich keine Gefahr für das Land, da ein immerwährender Überschuss an Kräften zur Verfügung gestanden zu sein scheint. Nur mit einem wurden diese Gallier nicht fertig: mit der maßlosen Uneinigkeit im fast schon verkrampften Streit um den *principatus*. Es waren gerade die glühende Elastizität und die nie endende Aktivität, die eine im Krieg gefallene Entscheidung nie als dauernd akzeptierten, sondern den Streit immer erneuerten. Und als es ausweglos schien, zu einer Lösung zu kommen, holten die Sequaner den Germanen Ariovist, die Haeduer den Römer Caesar ins Land.

9.6.7.6 Die Rolle der Städte

In der Reihe der Aktivitäten des „späten“ La-Tène ist aber unbedingt auch noch die neue, changierende Rolle der Oppida aufzuzählen. Die Gallier hatten sich auf ein einigermaßen blühendes Städtewesen eingelassen, das dereinst vielleicht bedenklich werden konnte.

Doch dürfen wir diese Städte auch nicht überbewerten; dazu ausführlich auch schon oben 22 f. Sie spielten natürlich in den Kriegsberichten Caesars eine herausragende Rolle als

Objekte von Eroberung, Zerstörung oder Schonung. Auch erhalten sie dadurch, dass gerade sie archäologisch reichlich, deutlich und mit sehr eindrucksvollen Befunden auftreten, heute eine wohl überproportionale Bedeutung. Aber so, wie sich der „Stamm“ stets seine grundsätzliche Struktur als Lebensinheit bewahrt hatte, nahmen die Gallier – zumindest bis in die Zeit Caesars – auch im Leben der Städte soviel – oder sowenig – Anregungen aus dem Süden auf, wie ihnen beliebte. Diese damaligen Oppida waren immer noch etwas, das sich keltischer Art akkommodierte. Galliens Lebensformen bewiesen eben stets ihre Lebenskraft. Die Stämme, ob Republiken oder Königreiche, hatten bisher nicht geduldet, dass diese Städte ein Störfaktor in der herkömmlichen Gesellschafts- und Stammesstruktur wurden. Diese behielten ihre Grundmuster und ihre Funktionsgesetze bei.

Es gab keine Stadtbürger als konstituierte, eigene Schicht. Der Vergobret der Haeduer war Oberbeamter des Stammes, aber nicht Bürgermeister von Bibracte. Ja wir hören – in so vielen Kämpfen und Wechselfällen – niemals ein Wort von städtischen Institutionen oder lokalen Beamten.

Städte hatten militärische Rollen als Fluchtburgen und generell als befestigte Zentren. Sie waren ein wichtiger Ort des Handels oder ein sicherer Platz für die Aufbewahrung von Nachschub usw. (Noviodunum für Caesar). Ein Oppidum konnte als Ganzes in der Klientel eines Adligen stehen, und hierin konnte ein Ansatz liegen, dem Streit zwischen den *nobiles* oder dem Streben nach dem Königtum eine neue Dimension und neue Mittel der Austragung zu geben. Gallische Städte hatten gegebenenfalls *auctoritas*, so etwa das haeduische Bibracte mehr als alle anderen Oppida des Stammes; das ist ein psychologisches Gewicht und eine praktische Funktion als Festung und Lager, aber kein politisches Recht.

Avaricum wurde von den Biturigen das annähernd schönste Oppidum in ganz Gallien genannt. Auch wenn dies in einer brennenden, konkreten Notlage geschah, gibt es

doch den Blick auf neue Möglichkeiten (nur Möglichkeiten) frei: das größte Oppidum als Schmuck des Stammes; eine denkbare Rolle als Identifikationsobjekt des Stammes, rein gefühlsmäßig.

Es lässt sich nicht sagen, was daraus geworden wäre, wie weit eine solche Neuheit hätte gehen können, oder ob überhaupt etwas daraus geworden wäre. Die römische Eroberung schnitt jede eigene Entwicklung oder Nichtentwicklung ab und gab dem Städtewesen ganz neue Aufgaben.

9.6.7.7 Die Schrift?

Ein anderer Aspekt einer möglichen Neuentwicklung sei gestreift. Wir haben gesagt, dass die Gallier die Verwendung des Schriftprinzips glatt ablehnten, und zwar für alles, was ihnen für ihre kulturelle Identität und geistige Würde wichtig war (vgl. Caes. b. G. 6, 14, 3–6). Nur für unedle und triviale Zwecke ließen sie dieses nichtgeachtete Prinzip gelten. Aber für diese Zwecke verwendeten sie die griechischen Buchstaben anscheinend in beträchtlichem Umfang, wenn Caesar recht hat, wohl mehr als andere Kelten¹⁵⁸. Sie waren in der Tat gelehrig und stets offen für Neues, natürlich nur im gegebenen Rahmen. Dennoch darf man sich den Gebrauch der griechischen Buchstaben nicht allzu intensiv vorstellen, zumindestens nicht im Norden Galliens¹⁵⁹. Noch ergab sich daraus keinerlei Neuerung. Wäre es vielleicht doch nicht ganz und gar undenkbar, dass sie in diesem Punkt irgendwann doch noch irgendwie weicher geworden wären? Doch das bedeutet bereits die ungeheure Frage, ob sie auf die Dauer, für immer und für alle Zukunft, auf dem Typ einer urgeschichtlichen Kultur beharrt oder, sich doch akkulturierend, selber den Übergang zur „Hochkultur“ eigener Prägung vollzogen hätten. Es ist die wichtigste und interessanteste der Fragen, aber wir können über sie nicht einmal spekulieren.

¹⁵⁸ Caes. b. G. 6, 14, 3 *cum in reliquis fere rebus, publicis privatisque rationibus, Graecis utantur litteris*; vgl. ebd. 1, 29, 1. Das Vorbild des griechischen Massalia war hier wirksam. Geht dieser Gebrauch, gleichviel in welchem Ausmaß, schon in längere Vergangenheit (etwa ins 2. Jh. v. Chr.) zurück, da die Gallier nicht das Alphabet des siegreichen Rom übernahmen? Als Ursprungsfeld dieses Gebrauchs kommen Handelsabschlüsse und Abrechnungen mit den massaliotischen Kaufleuten in Betracht; so Strab. 4, 5, 1 p. 181.

¹⁵⁹ Caes. b. G. 5, 48, 4: an den im Winterlager bedrohten Q. Cicero sendet Caesar einen Brief in griechischen Buchstaben: *hanc Graecis conscriptam litteris mittit, ne intercepta epistula nostra ab hostibus consilia*

cognoscantur. Hier sind also diese griechischen Buchstaben unbekannt. Es ist verlockend, aus dieser Stelle auf eine Kenntnis des lateinischen Alphabets zu schließen. Sicher ist das wohl kaum, denn es wird ja, noch weit darüber hinaus, auch das Verstehen der lateinischen **Sprache** vorausgesetzt, was sicher nicht weit verbreitet war, da Caesar sogar mit Diviciacus durch Dolmetscher verkehrte (ebd. 1, 19, 3). Vielleicht ist also an Kriegsgefangene zu denken, vielleicht aber auch an die in den bisherigen Kriegsjahren bei manchen Kelten gestiegenen Kenntnisse, da ja nicht nur Caesar, sondern auch die Gallier jetzt lateinische Dolmetscher benötigten.

9.6.7.8 Tapferkeit und gallisches Selbstwertgefühl

Erinnern wir daran, dass für Cicero die „Rettung“ der Stadt Rom vor dem Umsturz Catilinas und die dabei – wie er hoffte – geglickte Neugründung des Staates sein Leben lang die zentrale Tatsache seines Selbstwertes und Inhalt aller Ansprüche auf Geltung war, nicht seine Schriften oder gar die philosophischen Werke, die doch für uns ungleich wichtiger sind und seinen wahren Ruhm begründen.

Ebenso müssen wir in anderen Kulturen auch andere, uns ungewohnte Kriterien des Selbstwertes akzeptieren. So war bei den Kelten – wie ja auch bei vielen anderen Kulturen – ihre höchstrangige kriegerische Virtus das eigentliche Kennzeichen der Identität und damit das Mittel der Identifikation, das Kriterium für ihre Überlegenheit über andere Völker (tunlichst über alle Völker), der Gradmesser des Vorrangs ihrer Kultur und ihres kulturellen Menschenbildes. Einst hatte diese Virtus Raubzüge gegen alle Welt gerechtfertigt, und auch jetzt besaß sie immer noch ihre politische Rechtfertigungsmacht: Oft setzte sie das Recht, unterstand ihm aber nicht. Sie war die wahre Entscheidung für die Übernahme des *principatus* in Gallien, des Amtes des Oberdruiden¹⁶⁰ und, so Poseidonios, jederzeit beim Streit um Ehre¹⁶¹: Diese Ehre bestand eben in der Kampfkraft.

Im Jahr 52 v. Chr. beschwor der Chauvinist Critognatus die *pristinae ... virtutis memoria* und nannte Roms Neid auf den edlen Ruhm und die Kriegskraft der Kelten als ein Motiv für den Krieg der Römer gegen Gallien¹⁶². Schon der ältere Cato (Orig. Frg. 2, 3, ed. CHASSIGNET 1986) hat bekanntlich die *res militaris* gemeinsam mit klugem Reden für die zwei Hauptanliegen der *omnis Gallia* (für ihn primär in Oberitalien) erklärt. Aus einem Bericht Caesars geht hervor, dass sie einst sich selbst für das tapferste Volk der Welt gehalten hatten; erst als sie oft von Germanen besiegt wurden, erkannten sie deren Vorrang an, schätzten sich aber als die Zweithöchsten ein; das sogar mitten im gallischen Krieg und offensichtlich auch auf die Römer bezogen. Tiefer als an die zweite Stelle zu sinken, war ihnen offenbar seelisch unmöglich¹⁶³. Es war gerade diese Gedankenwelt und dieser Selbstwert, an den Critognatus als an einen äußersten Wert appel-

lierte. Ganz unberechtigt war dieser Stolz nicht, denn Gallien schuf selbst einem Caesar mit einem perfekten römischen Heer Mühen und äußerste Gefahr.

Dieses Zeugnis ist auch deswegen interessant, weil es zeigt, wie diese Gallier des „Spätlatène“ mit beachtlicher Beweglichkeit des Geistes und durchaus realistisch selbst die Germanen und Ariovist als neuen Faktor in ihr Welt- und Wertbild einordneten und doch auch wieder ihr Selbstgefühl nach Möglichkeit sicherten. Ihr Denken war scharf, sehr aktiv und offen. Die „späten“ Kelten sind (auch in den Ostalpen) eines ausgewogeneren modernen Urteils würdig.

9.6.7.9 Die Grenzen der Archäologie

Methodisch interessant ist, dass all dieser geistige und politische Reichtum mitsamt seinem erregt vibrierenden Leben archäologisch nur zu einem winzigen Teil nachgewiesen werden könnte: Das große Avernerrreich mit seinen Erfolgen, Festen und Niederlagen, sogar der Kimbernzug, die blühende oral poetry¹⁶⁴, die komplizierten Lehren der Druiden, ja die Existenz der Druiden, die eng vernetzten gesellschaftlichen Beziehungen in Klientel und Gefolgschaft weit über das ganze riesige Gallien hin, die Freude am Wettstreit, der ganze *principatus totius Galliae* und sein Wechsel, das soziale Problem, das bis zum Zerreißen gespannt war, die vielen Stammesreiche, die wechselnden Staatsformen, all das intensive, unerhört belebte Dasein eines Gallien mit all den tausend Formen und Variationen, den Plänen, den Ideen, den ungeheuren Absichten, jeder Wechsel, alle diese Kriege, Hoffnungen und Tragödien, denen selbst der größte Pessimist die Bewertung als echte Geschichte nicht absprechen könnte – ohne griechische und römische schriftliche Berichte hätten wir bestenfalls nur seltene, zweifelhafte Hinweise in den Funden. Könnte jemand wagen, solches auch nur in Andeutungen zu vermuten? Und wer würde den welthistorisch wichtigen Unterschied zu den Germanen aus Zerstörungshorizonten, Gräbern, handwerklichen Techniken, Form und Dekoration der Keramik in dieser Art und Größe ausreichend und historisch deutend zu erschließen wagen?

¹⁶⁰ Caes. b. G. 6, 13, 9; wohl dort, wo eine gütliche Einigung nicht möglich war.

¹⁶¹ Über den Streit um das Ehrenstück beim Mahl, notfalls sofort durch einen Zweikampf entschieden, siehe etwa Poseid. FGrH 87 F 16.

¹⁶² Caes. b. G. 7, 77, 4, besonders 15: *Romani vero quid petunt aliud aut quid volunt nisi invidia adducti, quos fama nobiles potentesque bello cognoverunt, horum in agris civitatibusque considerare atque his aeternam iniungere servitutem?*

¹⁶³ Caes. b. G. 6, 24, 1–6 *ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent ... paulatim adsuefacti superare multisque victi proeliis ne se quidem ipsi cum illis virtute comparant.* Dazu DOBESCH 1999, 349 f.

¹⁶⁴ Zu Caesars Nachrichten über die Druiden sind die griechischen Bezeugungen der Barden (z. B. Diod. 5, 31, 2; Poseid. FGrH 87 F 17) und das Beispiel eines ad hoc improvisierten Liedes eines dankbaren Sängers im 2. Jh. v. Chr. (ebd. F 18) zu stellen.

All dies beweist nicht, dass es überall und immer in der Urgeschichte so war, es legt aber unseren Negationen und generellen Geschichtsbildern enge Grenzen auf.

9.7 Romanisierung

Die Festigkeit, mit der die Kelten an ihrem Kulturtyp festhielten, könnte als ein Widerspruch dazu angesehen werden, dass sie sich dann auffallend rasch romanisierten, vor allem in Kultur und Gesinnung.

Aber gerade diese beiden Tatsachen sind zutiefst miteinander verbunden.

Erinnern wir an das, was wir oben über die Gallier der Poebene sagten (74 f.): Sie verweigerten Änderung und Akkulturation an Etrusker, Italiker und Römer, aber als sie nach weit mehr als eine Generation währenden, erbitterten Kämpfen bis zur letzten Kraft militärisch endgültig und ohne fernere Hoffnung gebrochen waren (193 v. Chr.; 189 Bononia latinische Kolonie; 183 Parma und Mutina Bürgerkolonien; 181 Aquileia latinische Kolonie), da konnte Polybios, wie wir sahen, um 150 v. Chr. oder eher noch früher feststellen, dass zu dieser Zeit keltisches Wesen aus Oberitalien mit Ausnahme kleiner Rückzugsgebiete am Rande der Poebene bereits verschwunden war. Im 1. Jh. v. Chr. waren ihre Nachkommen begeisterte Römer, verlangten das volle Bürgerrecht, ihre Jugend kämpfte in entscheidendem Maß unter Caesar gegen das große Gallien und Männer aus diesem Land waren wesentliche und leidenschaftliche Vertreter und Teilhaber an römischem Leben, römischer Literatur und römischem Selbstverständnis.

Mit den Galliern der Narbonensis ging es nicht viel anders (s. 78 f.). Das Gebiet war erst 121/120 v. Chr. zur Provinz gemacht worden, also lebte keltisches Leben noch in beachtlichem Ausmaß weiter, aber problemlos und ohne Feindschaft gegen Rom. Sie blieben im großen gallischen Krieg Caesar völlig treu, ja sie unterstützten die Römer, und Caesar erkannte ihre Romanisierung an und förderte sie wesentlich (78). Über die Familie des Pompeius Trogus und ihn selbst, an denen diese totale Romanisierung manifest wird, haben wir schon gesprochen (78 f.).

Auf derselben Linie lag auch das Verhalten der Galater in Kleinasien nach ihrer endgültigen Niederlage (75).

In dieses Verhaltensmuster reihen sich auch die Gallier des großen caesarischen Gallien (übrigens später auch die Bri-

tanniens) ein. Sie kämpften heldenhaft bis zur letzten Erschöpfung, aber als die Entscheidung gefallen war, versuchten sie, von lokalen Phänomenen abgesehen, keinen Aufstand mehr. Sie akzeptierten die römische Herrschaft, sie wurden treue Untertanen und kämpften in römischen Heeren¹⁶⁵. Sie akzeptierten ebenso die siegreiche Kultur; schon im 1. Jh. n. Chr. konnte Agricola in Britannien, lobend und als Vorbild, die blühende römisch-griechische Bildung dieser Stämme, die *studia Gallorum*, preisen (Tac. Agr. 21, 2)¹⁶⁶. Natürlich galt das für die Oberschicht, die Geld genug für Schulen und ein Verlangen nach kulturellem Prestige in römischem Zuschnitt hatten. Vornehme gallische Jugend scheint vielleicht auch in Massalia gelernt zu haben (Strab. 4, 1, 5 p. 181 und 4, 4, 2 p. 195).

Gerade bei den ritterlichen Kelten ist eine solche Einstellung psychologisch zu verstehen. Einst hatten sie sich für die Tapfersten der Welt gehalten, dann für die Zweitapfersten nach den Germanen (DOBESCH 1999). Aber auch das hatte sich noch als Illusion erwiesen. Selbst bei Aufgebot aller Kräfte waren sie von Rom völlig, unzweideutig und – das ist sehr wichtig – in ehrlichem Kampf offen und ohne Zweifel geschlagen worden. Das akzeptierten sie nun, so wie einst gegenüber den Germanen. Das ist das Charakteristische an einem heroischen Menschenbild und an Ritterethos: Nach äußerstem Bemühen überwunden, ergeben sie sich großmütig und aufrichtig als besiegt, ergeben sich als immer noch Edle zu Recht an Edlere. Kriegsentscheidung hat hier in sich den Stempel einer echten, auch von den Göttern gewollten Rechtsentscheidung, sie schafft einen ordentlichen, ethischen Rechtstitel¹⁶⁷. Es war keine Schande für Tapfere, von den Römern unterworfen zu werden, die sogar auch den Germanen überlegen waren. In relativ kurzer Zeit musste dadurch eine Umorientierung des Selbst- und des Kulturverständnisses eintreten, eine Wandlung des Menschenbildes. Die südliche Kultur, von der sie einst einigen Luxus und die praktischen griechischen Buchstaben hatten gelten lassen, sonst fast gar nichts, hatte sich in ganz anderer Weise, bis in die Tiefe gallischen Menschenseins, als völlig überlegen erwiesen. So nahmen sie, viel mehr noch gezwungen als gezwungen, die Stellung als Teil eines sieghaften Weltreiches an. Wir werden unten sehen, dass sie diese Stellung bald lebendig und selbstbewusst ausnützten.

¹⁶⁵ Strabon (4, 4, 2 p. 196) sagt, dass zu seiner Zeit (Augustus/früher Tiberius) der beste Teil der römischen Reiterei in den Auxilien aus Gallien stammte.

¹⁶⁶ Es gab in Gallien florierende Rednerschulen schon zur Zeit Strabons (Strab. 4, 1, 5 p. 181).

¹⁶⁷ Siehe Caes. b. G. 6, 149 (Entscheidung über das Amt des Oberdruiden).

Und dazu trat gerade eben die Verschiedenheit der Kulturtypen. Das neue, reiche kulturelle Leben der ins Land verpflanzten römisch-griechischen Zivilisation gewann immer mehr einen unvermeidbaren Charakter, und so waren das alte Menschenbild und seine Kultur, mit ihr unvereinbar, nicht zu retten. Sie mussten gerade um ihrer Ganzheit willen als geistige Ganzheit versinken. La-Tène hatte sich nicht umformen lassen können, so ist es denn fast völlig untergegangen.

Welche Bedeutung es hatte, sich einer siegreichen Welt und dem Prestige eines siegreichen Volkes zuzuschreiben, haben wir 76 behandelt.

Die alte Kultur und ihr Selbstgefühl als Zentrum von Virtus waren beide besiegt worden. So versank dieser alte Kulturtyp nicht in vielen einzelnen Details, sondern nur in der Gesamtheit, hier aber völlig. Im caesarischen Gallien entstand im Wesentlichen keine Mischkultur, da hier nur sehr wenig zu mischen war, auch wenn z. B. einheimische Einflüsse in kleinen Besonderheiten der plastischen Kunst oder in der Mode lange wirksam waren. Vor uns steht eine manchmal lokal getönte, aber eindeutig römische Provinzialkultur. Der Übergang zu antiker Plastizität geschah jetzt relativ mühelos, weil man eben wirklich griechisch-römisch formte und empfand. Es ging hier nicht um eine naive Frage von „höherer“ oder „geringerer“ Kultur, sondern um ein getrenntes Wesen. Was sich an altgallischen Elementen in die neue Kultur integrieren ließ, wurde festgehalten, aber es waren getrennte und vereinzelte Tatsachen, die auch außerhalb des La-Tène-Systems und seines Kulturtyps bestehen konnten: die gallische Leuga, der Torques als Würdezeichen, der hohe Wert persönlicher Gefolgschaft, das stolze Selbstgefühl des Vornehmen (dazu DOBESCH 1980, 436 ff.) und vor allem ein sehr großer Teil der Religion. In ihr verschmolz, wie allerdings fast überall in den Provinzen, einheimisches Gut wirklich mit dem fremden im Sinne einer *interpretatio Romana*, gallische und mediterrane Götter wurden gleichgesetzt oder standen ohne Probleme nebeneinander.

Nicht der La-Tène-Stil und die La-Tène-Kultur wurden akkulturiert, sondern einige La-Tène-Elemente wurden in die provinzialrömische Kultur inkulturiert und integriert.

Nur zwei Dinge blieben ein Fremdkörper, nicht so sehr politisch als geistig; allzu grausame Opferriten und der fest und scharf organisierte Druidenorden mit seinem umfassenden und monolithischen Anspruch auf religiöse und moralische Führung, unterstützt durch ein hochentwickeltes „philosophisches“ System und verbunden mit weitgeltender juristischer Geltung als Schiedsrichter. Letztere muss ja auch nach Caesars Eroberung fortbestanden haben, gerade sie war aber auf die Dauer für Rom schwer erträglich und mag schon bald geendet haben. Caesar und Augustus ließen es – vielleicht mit dieser Ausnahme – auf keine Kraftprobe mit Opferwesen und Druiden ankommen¹⁶⁸; erst später griff Rom ein.

Wir haben es schon oben betont: Die Gallier, jetzt ganz zur Schriftkultur römischer Art übergegangen, empfanden keinerlei Neigung, ihre alten Traditionen – offenbar nicht einmal die der eigenen Familie¹⁶⁹ – in die neue Schriftkultur hereinzunehmen und mit dem neuen Instrument aufzuzeichnen. Waren diese überhaupt inkulturierbar? Konnten sie ins Lateinische übersetzt werden? Und wenn, so wären sie ein völliger Fremdkörper in der lateinischen Bildung und Literatur gewesen. Hier wirkte also der Unterschied des Kulturtyps offenbar stark. Hier konnte es keinen Manetho, Berossos oder Philon von Byblos geben, die aus den Bereichen schriftlicher Hochkultur stammten; und selbst um deren Schriften haben sich weder Griechen noch Römer sonderlich gekümmert.

Für Kalenderzwecke waren die neuen Mittel gut geeignet, denn hier waren deutliche Fixierung und allgemeine Information nützlich. Aber ansonsten wurden nicht nur heilige Texte, deren schriftliche Festlegung die Druiden auch weiterhin verhindern konnten, nicht aufgezeichnet, sondern auch Mythen, Göttergeschichten, Literatur jeder Art (Barden, lyrischer Preis von Vornehmen oder auch Schmähungen, geschichtliche Erinnerungen und jedes Gedenken an einstige, vielbewunderte Helden)¹⁷⁰, das alles versank spurlos im Abgrund einer Unvereinbarkeit, die nur ein Entweder-oder und keinen wirklichen Kompromiss kannte¹⁷¹.

In diesem Sinne war sich Pompeius Trogus (ausführlich oben 78 f.) seines Keltentums nicht ohne Stolz bewusst,

¹⁶⁸ Anscheinend durften in Gades finstere punische Opferformen bis in Caesars Zeit existieren (Cic. Balb. 43).

¹⁶⁹ Hier ist freilich zu bedenken, dass führende gallische Familien im caesarischen Krieg unvermeidlicher Weise in großer Zahl ausgerottet oder depossediert worden waren. Die Institution des gallischen Adels schwand dadurch nicht, aber die Auswechslung des Personenkreises muss bedeutenden Umfang gehabt haben. So kamen wohl mancherlei „neue“ Familien hinauf.

¹⁷⁰ Der Bardenstand kann ja kaum plötzlich total geendet haben. Aber ihre altgallische Kunst lag eben auf einer anderen Ebene als die römische Literatur und Redekunst, für die dergleichen Hervorbringungen überdies kaum als echte, geformte Kunst galten. Mit der Zeit mögen im neuen Ambiente der Vornehmen die Barden unnötig geworden und ausgestorben sein.

¹⁷¹ Als Ausnahme, die die Regel umso deutlicher hervortreten lässt, gelangte die namengebende Ursprungssage der Stadt Virunum (d. h.

doch dieses, des alten Kulturtyps entkleidet, verband sich jetzt nahtlos mit Rom und seinem Reich, ein Widerspruch existierte nicht mehr, er hatte römische Wertbegriffe übernommen. Irgendein besonderes Verständnis für La-Tène oder gar allgemein für die ehemaligen „Barbaren“ fehlte bei ihm. Hier gab es offenbar unüberwindbare Schranken.

Wenn Trogus wirklich eine Art „Anti-Livius“ war (dazu DOBESCH 1980, 370 ff.) und dessen strengster Beschränkung auf die Geschichte Roms die Fülle der Weltgeschichte entgegengesetzte und sie – nicht weniger römisch als Livius! – in die römische Geschichte, in das neue Weltreich des Augustus und Roms Weltbild einbrachte, könnte das mit seiner eigenen Position einerseits von betonter keltischer, nichtrömischer Abstammung und andererseits seines völligen, überzeugten Römertums, dessen Alter in seiner Familie er sich ganz ebenso rühmte, zusammenhängen. Er war ein gallischer Römer. Wir sähen dann in ihm eine bemerkenswerte Bereicherung der römischen Kultur, die zwar die allein geltende blieb, aber durch römischen Geist aus den Provinzen, erstmals in dieser Deutlichkeit, einen wesentlichen Impuls erhielt. Aus Trogus spricht – wie bisher nur aus griechischen Autoren, bei denen das viel leichter möglich war – eine neue Auffassung des römischen Weltreichs, die besser zu Caesar, dessen wichtiger Vertrauensmann sein Vater gewesen war, als zu Augustus passt.

Das unleugbare Selbstgefühl des Galliers Trogus führt zu einem Blick in die Zukunft. Wohl gab es den Aufstand des Julius Sacrovir und des Julius Sabinus (sehr skeptisch dazu jüngst URBAN 1999, 39 ff. 69 ff.) im 1. Jh. n. Chr., aber dieser Tatbestand ist weit weniger aussagekräftig als es der geringe Widerhall dieser Initiativen in Gallien ist¹⁷². In Wahrheit agierten die Gallier auf einer anderen Ebene.

Caesar und Augustus hatten Gallien im Sinne des Römerreiches zu einer inneren Peripherie gemacht. Caesar war darangegangen, sogleich römisches Städtewesen nach Gallien zu verpflanzen, als eine **mentale** Verschmelzung, so wie durch seine neuen Römerstädte im griechischen Osten. Er und Augustus hatten die höchsten Spitzen des gallischen Adels schon durch die Verleihung des römischen Bürgerrechts ausgezeichnet, ja in römisches Leben zum Teil einbezogen. Nach den Verwüstungen des caesarischen Krieges hatte sich Gallien nach Jahrzehnten glänzend erholt, und die

einheimische gallische Oberschicht galt in der frühen Kaiserzeit in Rom – keiner Stadt armer Leute! – als besonders reich¹⁷³. Wie lange akzeptierte Gallien eine periphere Stellung, und in welchem Ausmaß? Als nach dem starr römischen Tiberius unter dem liberalen Claudius die gallischen Edlen Morgenluft witterten, besaßen sie die Kühnheit, von sich aus den Kaiser zu bitten, ihnen (d.h. de facto der exklusiven Oberschicht) zu dem bereits vorhandenen Bürgerrecht auch noch den Zugang in die hohen stadtrömischen Ämter und damit in den Senat zu öffnen; also bis ins Zentrum des Weltreiches und des römischen Selbstgefühls. Das war in römischen Kategorien gedacht, war aber ein geradezu extremer Versuch, am Zentrum selbst beteiligt zu sein. Claudius gewährte es ihnen. So emanzipierten sie sich aus dem Dasein als Peripherie.

Es lag im hohen Selbstgefühl dieser Edlen im römischen Rahmen ein spezifisch **gallisches** Selbstgefühl. Das hatte also auch die Niederlage überdauert bzw. war bald wieder aufgelebt. Im gallischen Wesen lag eine seltsame Unverwundlichkeit.

Als in den Wirren der Jahre 70/71 n. Chr., der schlimmsten Krise des Reiches seit den Bürgerkriegen, Roms Macht in den Fundamenten zu wanken, ja zusammenzubrechen schien, erwuchs in Gallien kurzfristig die Chimäre eines *imperium Galliarum*¹⁷⁴, und Druiden verkündeten, der Brand des Kapitols in Rom verheiße den Stämmen jenseits der Alpen¹⁷⁵ die Weltherrschaft (vgl. Tac. hist. 4, 54, 2). Es war ein Strohfeuer. Die überwältigende Mehrheit der Gallier ließ sich dadurch in keiner Weise rühren (s. o.); aber diese Worte zeigen jenseits des politischen Moments und seiner leeren Utopie doch, wie sehr man sich als etwas Eigenes und Großes und als ein latentes Zentrum erlebte.

9.8 Noch einmal zum „Volkscharakter“ der Kelten

Wir lassen hier das populäre Keltenbild beiseite, für das dieses Volk nicht nur aus dem Dunkel kam, sondern auch nicht weit darüber hinaus gelangte und im interessanten Dämmern stehen blieb. Druiden, Feen, Esoterik, Anderswelt, weise Frauen, mystische Naturverbundenheit – all das braucht hier nicht erörtert zu werden. Es tut, in dieser Form ausgestaltet, den Kelten schweres Unrecht.

Aber auch die wissenschaftliche Vorstellung von den anti-

damals der Siedlung auf dem Magdalensberg) in die mediterrane Literatur. Aber diese war für griechisch-römisches Denken einigermaßen akzeptierbar und transzendierte nicht dessen mythologische Formen. Zu dieser Sage siehe DOBESCH 1997, 107 ff. Dieser Aufsatz hat schon einige andere Theorien nach sich gezogen.

¹⁷² Die Erhebung des Vindex gegen Nero trug ausschließlich römischen Charakter.

¹⁷³ Tac. ann. 11, 23, 4 *oppleturos omnia divites illos*.

¹⁷⁴ Neuerdings geleugnet von URBAN 1999, 71 f. 78 ff. 124 f. mit Gründen, die mir nicht auszureichen scheinen.

¹⁷⁵ Tacitus schreibt natürlich aus der geographischen Sicht Italiens.

ken Kelten enthält viele Ideen von Ruhmsucht, gewaltiger Vorstellungskraft, zu leicht gefassten Entschlüssen, mentaler Beweglichkeit, Überschwang, Poesie usw. All das trifft völlig zu. Aber es sagt nicht alles.

Denn wie in vielen großen Kulturen vermählten sich auch in Gallien viele, oft krasse Widersprüche, und sicher nicht erst in der Zeit Caesars. Hochgemute Ritterlichkeit und edelste Aufopferung stehen neben der soeben genannten großsprecherischen Prahlerie und großen Illusionen; arroganter Leichtsinn verbindet sich mit tiefem religiösen Denken, Pflichterfüllung mit maßlosem Selbstgefühl, äußerst bewegliche Phantasie mit höchst fortgeschrittener Technik¹⁷⁶, und formenreiche Kunst – auch Dichtung – feinen Geschmacks vereint sich mit Exzessen wildester Grausamkeit, heroische Größe und Noblesse mit Handlungen, die an religiösen Wahn grenzen. Diese Gegensätze waren durchaus keine *coincidentia oppositorum*, da sie, völlig unharmonisiert, sich viel mehr in einem oft erschütternden, oft schauerlichen Hin-und-her-Gerissensein auslebten.

Zu diesen Gegensätzen stellt sich eine weitere Polarität, die zum Guten gewendet werden darf: Aller Phantastik in Kunst und, wie wir annehmen dürfen, in Mythos und religiöser Vorstellungswelt stand ein sehr bedeutendes, rationales (und technisches) Denken zur Seite, ja noch mehr, ein Zug ausgesprochener Nüchternheit und ein deutlicher, vernünftiger Realismus. Dieser half ihnen, selbst die extreme Umkehr aller Dinge unter Caesar in letztlich doch heilem Zustand zu überleben. Er ermöglichte ihnen, sich mit freiem, beweglichem und doch ausharrendem Geist und mit seriöser und solider Intelligenz in die neue Lage im Imperium Romanum zu fügen und aus ihr eben das Beste zu machen. Die Gallier überlebten La-Tène mit einer Elastizität, die mit Leichtsinn überhaupt nichts zu tun hat, eher ein Gegenteil dazu ist. Sie behielten ihre gallische Identität (Pompeius Trogus!) ohne Feindschaft gegen Rom, so wie es sonst etwa die Griechen oder, schon viel begrenzter, die Ägypter vermochten. Der Fähigkeit Roms, andere zu assimilieren, steht eine gallische Bereitschaft gegenüber, sich anzuschließen, aber

ohne unterzugehen. Trotz aller Erregbarkeit ergab man sich nach dem Sieg, mit winzigen Ausnahmen, klarsichtig in die Fakten, ohne zu verzweifeln und auch ohne seelisch zusammenzubrechen. Gallische Wirtschaftskraft schuf nach der furchtbaren Schädigung der Kriege unter Caesar relativ bald wieder eines der wohlhabendsten Länder des Imperiums, es waren **gallische** Adelige, die erneut zu ungeheuren Reichtümern aufstiegen.

Überhaupt ist darauf hinzuweisen, dass zwar die personale Besetzung, nicht aber die Tatsache des keltischen Adels verschwand. Caesar rührte das soziale Gefüge der gallischen Stämme in keiner Weise an, er sorgte nur für eine romfreundliche Besetzung der unveränderten Positionen.

Auch die Galater scheinen letztlich in der Art der großen Gallier reagiert zu haben, bezeichnenderweise erst nach dem endgültigen Sieg Roms, der keine andere Hoffnung mehr übrig ließ.

Wir ahnen etwas Ähnliches, wenn sich 15 v. Chr. in den Ostalpen die Noriker – und fast alle Stämme ihrer Hegemonie – ohne sinnlosen Heroismus kampfflos der römischen Okkupation fügten.

Kelten verstanden nicht nur zu träumen, sondern ebenso gut auch wach zu sein, in der Praxis und mit den Anforderungen des Alltags zu leben. Ob das für alle Teile und Gebiete dieser riesigen Völkerfamilie galt, und ob zu allen Zeiten, kann hier nicht untersucht werden. Dass aber viele so lebten und überlebten, scheint sich doch abzuzeichnen.

10. „Barbaren“

Aus Umfangsgründen muss ein bereits verfasstes Kapitel über die Fragwürdigkeit auch des wissenschaftlichen „Barbarenbegriffes“ hier wegfallen und an anderer Stelle veröffentlicht werden. Statt dessen sei nicht nur auf die über den ganzen Text verstreuten Beobachtungen zu Entstehung und Inhalt solcher Vorstellungen verwiesen, sondern auch auf meine grundsätzliche Stellungnahme in: DOBESCH 1995, 7 ff. 9 f. 11 ff.

¹⁷⁶ Dazu z. B. Caes. b. G. 7, 22, 2 über die Biturigen, die Avaricum verteidigten: *et laqueis falces avertabant, quas cum destinaverant, tormentis introrsus reducebant, et aggerem cuniculis subtrahebant, eo scientius quod apud eos magnae sunt ferrariae atque omne genus cuniculorum notum atque usitatum est.* Dazu auch die folgenden Paragraphen 3–5; nicht zufällig folgt die Beschreibung des exakt gebauten, sehr wirksamen *munus gallicus* in all seiner Rationalität (ebd. 7, 23, 1–5). Fast noch wichtiger ist, dass Caesar vor all dem in ebd. 7, 22, 1 die Gelehrigkeit der Gal-

lier gerade für solche technische Fertigkeit anerkennend heraushebt: *singulari militum nostrorum virtuti consilia cuiusquemodi Gallorum occurrabant, ut est summae genus sollertiae atque ad omnia imitanda et efficienda (!), quae a quoque traduntur, aptissimum.* (Vgl. das Erlernen der Verschanzung von Lagern oben Anm. 156.) Die Römer mussten in der Tat vor Avaricum ihre höchsten Fähigkeiten anstrengen, um zu siegen.

Literaturverzeichnis

- ASSMANN 1996
J. ASSMANN, Zum Konzept der Fremdheit im alten Ägypten. In: SCHUSTER 1996, 77 ff.
- BECK/WALTER 2001
H. BECK/U. WALTER, Die frühen römischen Historiker. Band 1. Von Fabius Pictor bis Cn. Gellius (Darmstadt 2001).
- BIRKHAN 1970
H. BIRKHAN, Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit. Der Aussagewert von Wörtern und Sachen für die frühesten keltisch-germanischen Kulturbeziehungen. Sitzber. Österr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 272 (Wien 1970).
- BIRKHAN 1999
H. BIRKHAN, Kelten. Versuch einer Gesamtdarstellung ihrer Kultur³ (Wien 1999).
- BIRKHAN 1999a
H. BIRKHAN, Kelten. Bilder ihrer Kultur (Wien 1999).
- BRILLIANT 2000
R. BRILLIANT, The *Pax Romana*: Bridge or Barrier between Romans and Barbarians. In: HÖLSCHER 2000, 391 ff.
- CHASSIGNET 1986
M. CHASSIGNET, Caton. Les origines (fragments) (Paris 1986).
- DIHLE 1994
A. DIHLE, Griechen und die Fremden (München 1994).
- DIHLE 2000
A. DIHLE, Die Philosophie der Barbaren. In: HÖLSCHER 2000, 183 ff.
- DOBESCH 1980
G. DOBESCH, Die Kelten in Österreich nach den ältesten Berichten der Antike. Das norische Königreich und seine Beziehungen zu Rom im 2. Jahrhundert v. Chr. (Wien u. a. 1980).
- DOBESCH 1994
G. DOBESCH, Vom äußeren Proletariat zum Kulturträger. Ein Aspekt zur Rolle der Germanen in der Spätantike. *Geographica historica* 6 (Amsterdam 1994).
- DOBESCH 1995
G. DOBESCH, Das europäische „Barbaricum“ und die Zone der Mediterrankultur. Ihre historische Wechselwirkung und das Geschichtsbild des Poseidonios. *Tyche Suppl.* 2 (Wien 1995).
- DOBESCH 1996
G. DOBESCH, Der Ostalpenraum als Kultur- und Machtgrundlage in keltischer und römischer Zeit. In: E. OLSHAUSEN/H. SONNABEND (Hrsg.), *Gebirgsland als Lebensraum*. Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 5, 1993. *Geographica historica* 8 (Amsterdam 1996).
- DOBESCH 1997
G. DOBESCH, Zu Virunum als Namen der Stadt auf dem Magdalensberg und zu einer Sage der kontinentalen Kelten. *Carinthia* I 187, 1997, 107 ff.
- DOBESCH 1998
G. DOBESCH, Römischer Friede und römische Weltverwaltung. Der größte Integrationsvorgang der westlichen Geschichte. *Wiener Humanistische Bl.* 40, 1998, 15 ff.
- DOBESCH 1998a
G. DOBESCH, Ende und Metamorphose des Etruskertums. Grundsätzliche Gedanken zu einer konkreten Fallstudie. In: L. AIGNER-FORESTI (Hrsg.), *Die Integration der Etrusker und das Weiterwirken etruskischen Kulturgutes im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom*. Sitzber. Österr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 658 (Wien 1998) 27 ff.
- DOBESCH 1999
G. DOBESCH, Zur gallischen Selbstaussage bei Caes., b. G. 6, 24, 6. In: P. SCHERRER/H. TAUEBER/H. THÜR (Hrsg.), *Steine und Wege*. Festschrift für Dieter Knibbe zum 65. Geburtstag. *Sonderschr. Österr. Arch. Inst.* 32 (Wien 1999) 349 f.
- DOBESCH 2000
G. DOBESCH, Urgeschichtliches Eisen aus der Sicht des Althistorikers. In: H. FRIESINGER/K. PIETA/J. RAJTÁR (Hrsg.), *Metallgewinnung und -verarbeitung in der Antike (Schwerpunkt Eisen)*. Materialien des VIII. Internationalen Symposiums „Grundprobleme der frühgeschichtlichen Entwicklung im mittleren Donauraum“, Zwettl, 4.–7. Dezember 1995. *Commun. Inst. Arch. Nitriensis Acad. Scien. Slovacae* 3 (Nitra 2000) 10 ff.
- DOBESCH 2001
G. DOBESCH, Zur Chronologie des Dakerkönigs Burebista [erschienen erstmals 1994]. In: HEFTNER/TOMASCHITZ 2001, Teil 2, 781 ff.
- DOBESCH 2001a
G. DOBESCH, Überlegungen zu Heerwesen und Sozialstruktur der Kelten [erschienen erstmals 1996]. In: HEFTNER/TOMASCHITZ 2001, Teil 2, 577 ff.
- DOBESCH 2001b
G. DOBESCH, Aus der Vor- und Nachgeschichte der Markomannenkriege [erschienen erstmals 1994]. In: HEFTNER/TOMASCHITZ 2001, Teil 2, 1031 ff.
- DOBESCH 2001c
G. DOBESCH, Zur Einwanderung der Kelten in Oberitalien [erschienen erstmals 1989]. In: HEFTNER/TOMASCHITZ 2001, Teil 2, 685 ff.
- DOBESCH 2001d
G. DOBESCH, Caesar als Ethnograph [erschienen erstmals 1989]. In: HEFTNER/TOMASCHITZ 2001, Teil 1, 435 ff.

DOBESCH 2001e

G. DOBESCH, Zu zwei Daten der Geschichte Galliens [erschienen erstmals 1989]. In: HEFTNER/TOMASCHITZ 2001, Teil 2, 755 ff.

DOBESCH 2002

G. DOBESCH, Handel und Wirtschaft der Kelten in antiken Schriftquellen. In: C. DOBIAT/S. SIEVERS/TH. STÖLLNER (Hrsg.), Dürrnberg und Manching. Wirtschaftsarchäologie im ostkeltischen Raum. Akten des internationalen Kolloquiums in Hallein/Bad Dürrnberg vom 7. bis 11. Oktober 1998. KVF 7 (Bonn 2002) 1 ff.

DUVAL 1978

P.-M. DUVAL, Die Kelten. *Universum der Kunst* 25 (München 1978).

DUVAL/HAWKES 1976

P.-M. DUVAL/CHR. HAWKES (Hrsg.), *Celtic Art in Ancient Europe. Five Protohistoric Centuries – L'art Celtique en Europe protohistorique: débuts, développements, styles, techniques. Proceedings of the Colloquy Oxford 1972* (London u. a. 1976).

ENGELS 1999

J. ENGELS, Augusteische Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia. *Geographica historica* 12 (Stuttgart 1999).

ERDRICH 2001

M. ERDRICH, Rom und die Barbaren. Das Verhältnis zwischen dem Imperium Romanum und den germanischen Stämmen vor seiner Nordwestgrenze von der späten römischen Republik bis zum Gallischen Sonderreich. *Röm.-Germ. Forsch.* 58 (Mainz 2001).

FISCHER 1986

F. FISCHER, Die Ethnogenese der Kelten aus der Sicht der Vor- und Frühgeschichte. In: W. BERNHARD/A. KANDLER-PÁLSSON (Hrsg.), *Ethnogenese europäischer Völker. Aus der Sicht der Anthropologie und Vor- und Frühgeschichte* [Ise Schwidetzky zum 75. Geburtstag gewidmet] (Stuttgart u. a. 1986) 209 ff.

GÖBL 1973

R. GÖBL, Typologie und Chronologie der keltischen Münzprägung in Noricum. *Denkschr. Österr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl.* 113 (Wien 1973).

GREEN 1995

M. J. GREEN (Hrsg.), *The Celtic World* (London u. a. 1995).

GREEN 1996

M. J. GREEN, *Celtic Art. Reading the Messages* (London 1996).

GREEN 1990

P. GREEN, *Alexander to Actium. The Hellenistic Age* (London u. a. 1990).

HATT 1970

J.-J. HATT, Kelten und Galloromanen. *Archaeologia mundi* (München u. a. 1970).

HEFTNER/TOMASCHITZ 2001

H. HEFTNER/K. TOMASCHITZ (Hrsg.), G. DOBESCH, *Ausgewählte Schriften. Teil 1–2. Kelten und Germanen* (Köln u. a. 2001).

HÖLSCHER 2000

T. HÖLSCHER (Hrsg.), *Gegenwelten zu den Kulturen Griechenlands und Roms in der Antike* (München u. a. 2000).

JOFFROY 1964

R. JOFFROY, Die Kunst der Kelten. In: H. J. EGGERS/E. WILL/R. JOFFROY/W. HOLMQUIST (Hrsg.), *Kelten und Germanen in heidnischer Zeit. Kunst der Welt 2. Die Kulturen des Abendlandes* 33 (Baden-Baden 1964) 125 ff.

KÖHLER 1996

U. KÖHLER, Fremdvölker aus aztekischer Sicht. In: SCHUSTER 1996, 222 ff.

KRUTA 1993

V. KRUTA, Die Anfänge Europas von 6000 bis 500 v. Chr. *Universum der Kunst* 38 (München 1993).

LUND 1988

A. A. LUND, P. Cornelius Tacitus, *Germania* (Heidelberg 1988).

MEGAW/MEGAW 1990

R. MEGAW/V. MEGAW, *Celtic Art. From its Beginnings to the Book of Kells* (London 1990).

MOSSER 2001

A. MOSSER (Hrsg.), „Gottes auserwählte Völker“. *Erwählungsvorstellungen und kollektive Selbstfindung in der Geschichte* (Frankfurt am Main u. a. 2001).

MUCH 1967

R. MUCH, *Die Germania des Tacitus*³. *Germanische Bibliothek. Reihe 5. Handbücher und Gesamtdarstellungen zur Literatur- und Kulturgeschichte* (Heidelberg 1967).

PAULI 1978

L. PAULI, *Der Dürrnberg bei Hallein III. 1. Teilband. Auswertung der Grabfunde. MBV 18, 1* (München 1978).

PERL 1990

G. PERL, Tacitus' *Germania*. In: J. HERRMANN (Hrsg.), *Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mittel-*

- europas bis zur Mitte des 1. Jahrtausends u. Z. Schriften und Quellen der Alten Welt 37, 2 (Berlin 1990).
- POBÉ/ROUBIER 1958
- M. POBÉ/J. ROUBIER, Kelten – Römer. 1000 Jahre Kunst und Kultur in Gallien (Olten u. a. 1958).
- RAFTERY 1990
- B. RAFTERY (Hrsg.), Celtic Art (Paris 1990).
- SCHACHERMEYR 1973
- F. SCHACHERMEYR, Alexander der Große. Das Problem seiner Persönlichkeit und seines Wirkens. Sitzber. Österr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 285 (Wien 1973).
- SCHACHERMEYR 1986
- F. SCHACHERMEYR, Mykene und das Hethiterreich. Sitzber. Österr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 472 (Wien 1986).
- SCHNAPP 2000
- A. SCHNAPP, Pourquoi les Barbares n'ont-ils point d'images? In: HÖLSCHER 2000, 205 ff.
- SCHUSTER 1996
- M. SCHUSTER (Hrsg.), Die Begegnung mit dem Fremden. Wertungen und Wirkungen in Hochkulturen vom Altertum bis zur Gegenwart. Coll. Rauricum 4 (Stuttgart u. a. 1996).
- SEDMAYR 1965
- H. SEDLMAYR, Verlust der Mitte⁸ (Salzburg 1965).
- SORDI 1953
- M. SORDI, La simpolitia presso i Galli. La Parola del Passato 8, 1953, 111 ff.
- SORDI 2002
- M. SORDI, Scritti di storia romana (Milano 2002).
- TIMPE 1996
- D. TIMPE, Rom und die Barbaren des Nordens. In: SCHUSTER 1996, 34 ff.
- TODD 2000
- M. TODD, Die Germanen. Von den frühen Stammesverbänden zu den Erben des Weströmischen Reiches (Stuttgart 2000).
- TOMASCHEK 1895
- RE II 1 (1895) 615 s.v. Ardiaioi (W. TOMASCHEK)
- TOMASCHITZ 2002
- K. TOMASCHITZ, Die Wanderungen der Kelten in der antiken literarischen Überlieferung. Mitt. Prähist. Komm. Österr. Akad. Wiss. 47, 2002.
- TOYNBEE 1934–1961
- A. J. TOYNBEE, A Study of History [verschiedene Auflagen] (London u. a. 1934–1961).
- URBAN 1999
- R. URBAN, Gallia rebellis. Erhebungen in Gallien im Spiegel antiker Zeugnisse. Historia Einzelschr. 129 (Stuttgart 1999).
- VARAGNAC/FABRE 1964
- A. VARAGNAC/G. FABRE, L'art gaulois². La nuit des temps 4 (La Pierre-qui-Vire 1964).
- WENSKUS 1977
- R. WENSKUS, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes² (Köln u. a. 1977).
- WIOTTE-FRANZ 2001
- C. WIOTTE-FRANZ, Hermeneus und Interpres. Zum Dolmetscherwesen in der Antike. Saarbrücker Stud. Arch. und Alten Gesch. 16 (Saarbrücken 2001).
- ZANKER 2000
- P. ZANKER, Die Gegenwelt der Barbaren und die Überhöhung der häuslichen Lebenswelt. Überlegungen zum System der kaiserzeitlichen Bilderwelt. In: HÖLSCHER 2000, 409 ff.

